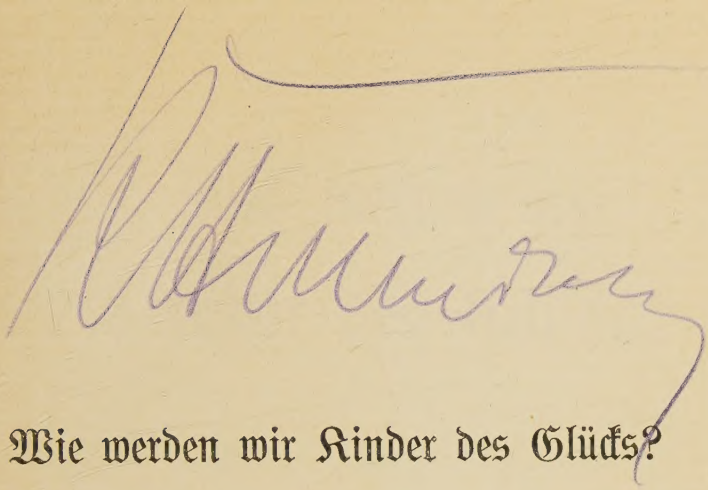
Adolf Matthias

Wie werden wir Kinder des Glücks?



Wie werden wir Kinder des Glücks?

Wie werden wir Kinder des Glücks?

Von

Dr. **Adolf Matthias**
Wirkl. Geheimen Oberregierungsrat

Vierte, vermehrte Auflage

München 1916
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

Meinen drei Söhnen auf
ihrem Wege zum Glück

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_KV-028-476

Vorwort zur zweiten Auflage

Mein Glücksbuch erscheint nach kurzer Frist zum zweiten Male. Es scheint also, daß ein Bedürfnis nach wahrem Glück in unserm mit scheinbaren „Glücksgütern" heute reicher als früher gesegneten Volke vorhanden ist und daß viele das Glück suchen und die Kunst, es zu finden, ernstlich üben möchten. Diese Suchenden glückliche Funde tun zu lassen, dazu möge das Buch weiter beitragen. Es hat ja mancherlei freudige Zustimmung gefunden, es ist ihm aber auch der Vorwurf nicht erspart geblieben, daß es zu stark beseelt sei von Eudämonismus, von jenem Glauben, der in der Glückseligkeit des einzelnen und der Gesamtheit den höchsten Zweck unseres sittlichen Strebens und Handelns sehe. Soweit man dieses Streben gleichsetzt mit der gefühlseligen Neigung, über den Ernst des Lebens sich hinwegzutäuschen und an den ernsten Fragen des Lebens mit optimistischem Augenverschluß vorüberzueilen, hätte das Buch vor einem Vorwurf schon durch seine ersten Kapitel, vor allem aber durch die Abschnitte „Glück und Arbeit", „Glück und Leid", „Glück und Glaube" und „Glück und Tod" geschützt sein sollen. Bei jenem Vorwurf hat man eben Lebensfreudigkeit mit Eudämonismus verwechselt. Und der Lebensfreudigkeit schämt sich das Buch nicht und wird sich ihrer auch in Zukunft nimmer schämen, weil Schillers Lebensanschauung, daß „der Zweck der Natur mit dem Menschen seine Glückseligkeit sei", auch dieses

Buches Meinung und Wille ist; nur daß es den Begriff Glückseligkeit von dem Grundsatze eigner Entsagungskraft und der ernstesten Pflicht liebevoller Arbeit für den Mitmenschen nicht zu trennen vermag. In diesem Sinne sind die Menschen doch eigentlich nie glücklicher, als wenn sie ein starkes und ungestört wirkendes Gefühl bestimmt, nur in dieser Welt zu leben, und wenn sie erfüllt sind von dem Gedanken, daß für uns Menschen, solange wir leben, des Glückes Reich von dieser Welt sein und bleiben wird.

Berlin, im September 1901.

Der Verfasser

Vorwort zur dritten Auflage

In den Wochen, als ich vorzeitig den Entschluß zur Reife brachte, aus mir lieb gewordener amtlicher Tätigkeit zu scheiden, vollendete ich in Glücksstimmung die dritte Auflage dieses Buches, zu der die Erlebnisse längerer Jahre mancherlei Glücksergebnisse gezeitigt hatten. Diese sind niedergelegt in den vielen Erweiterungen, welche die neue Auflage erfahren hat, besonders in den Kapiteln vom Willen zum Glück und von Glück und Politik. Daß mir das gelungen ist, habe ich, wie vieles auf meinem Wege zum Glück, meiner Familie zu danken. Deshalb widme ich die neue Auflage meinen drei Söhnen und stelle die Widmung unter den Segen

der Mutter, die zu allem Glücksgewinn in Haus und Amt so vieles beigetragen. Damit wird das Buch, was es immer sein sollte, noch mehr zu einer weltlichen Familienpostille, der ich den Wunsch mitgebe, daß sie viel Glück bringen möge ins deutsche Haus. Denn auf glücklichen Familien gründet sich das Wohl des Staates und in der Zaubermacht der Familie beruht die Stärke unseres Vaterlandes.

Berlin, den 9. Juli 1910.

Der Verfasser

Vorwort zur vierten Auflage

Ein Glücksbuch zur Kriegszeit? Ist das nicht Widersinn? Für den nicht, der weiß, daß der alte Gott noch lebt, der Glück und Leid in seinen Händen trägt, und daß bleibende Werte, wie das Gold, sich im Feuer bewähren und läutern!

In diesem Sinne ist das Glücksbuch, das im Frieden, da Glück uns nahe liegt, entstanden ist, im Kriege aufs neue geprüft, im Kriege, wo's schwieriger ist, das Glück zu finden. Im Sonnenschein sich zu erfreuen ist leichte Kunst; aber, wenn die Wolken am Himmel nicht schwinden und die Stürme gar nicht enden wollen, sich voll bewußt zu bleiben, daß hinter Wolken und Stürmen dennoch die schließlich sieghafte Sonne steht, das ist schwere Kunst. Ich habe sie zu üben gesucht und als Ergebnis gefunden,

daß der Grundstock des Glückes allezeit, ob Frieden oder Krieg, der gleiche bleibt fürs Menschenherz, daß der Krieg aber die dürren Blätter des Glücksbaums als lockeres Beiwerk beseitigt und alles das, was haltlos ist, in ernste Probe nimmt, um, was die Probe nicht besteht, als Spreu beiseite zu werfen. —

Unter diesem Gesichtspunkt habe ich mein Buch geprüft, mancherlei, wie ich glaube, verbessert und manches hinzugefügt, was mir Keime neuen Glückes zu enthalten schien.

Und wenn ich eingeschüchtert von Kleingläubigen des Glückes den Mut zu verlieren fürchtete, dann habe ich in innerer Einmütigkeit mit den nicht gerade häufigen Zukunftsgläubigen unserer Tage an Gustav Adolfs Feldliedlein gedacht, das mir an diese Glaubensgenossen und an das Glück gerichtet zu sein scheint:

Verzage nicht, du Häuflein klein,
Obschon die Feinde willens sein,
Dich gänzlich zu verstören,
Und suchen deinen Untergang,
Davon dir recht wird angst und bang:
Es wird nicht lange währen.

So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
Muß Welt, Teufel und Höllenpfort
Und was dem tut anhangen,
Endlich werden zu Schand und Spott:
Gott ist mit uns, und wir mit Gott,
Den Sieg wolln wir erlangen.

Berlin, im Februar 1916.

Der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Erstes Kapitel. Wem gilt dieses Buch des Glücks?	1
Zweites Kapitel. Unsere Zeit und das Glück	5
Drittes Kapitel. Das Wesen des Glücks	11
Viertes Kapitel. Recht, Pflicht und Wille zum Glück	25
Fünftes Kapitel. Glück und Temperament	33
Sechstes Kapitel. Glück und Stimmungen	41
Siebentes Kapitel. Unser Glück und was die Leute sagen	50
Achtes Kapitel. Glück, Politik und Vaterland	60
Neuntes Kapitel. Glück und konventionelle Formen	72
Zehntes Kapitel. Glück und Mode	88
Elftes Kapitel. Glück und Familie	99
Zwölftes Kapitel. Das Glück und die Frauen	110
Dreizehntes Kapitel. Glück und Geselligkeit; Einsamkeit und Gemeinsamkeit	126
Vierzehntes Kapitel. Glück und Dienstboten	135
Fünfzehntes Kapitel. Glück und Arbeit	142
Sechzehntes Kapitel. Glück und Besitz	157
Siebzehntes Kapitel. Glück und Bildung	172
Achtzehntes Kapitel. Glück und Natur	190
Neunzehntes Kapitel. Glück und Reisen	202
Zwanzigstes Kapitel. Glück und Glaube	215
Einundzwanzigstes Kapitel. Glück und Leid	227
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Glück und Tod	236
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Glück und Liebe	249
Vierundzwanzigstes Kapitel. Suchen und Finden	254

Erstes Kapitel

Wem gilt dieses Buch des Glücks?

Vor Jahren habe ich ein Erziehungsbüchlein fürs deutsche Haus* hinausgesandt, das freundliche Aufnahme gefunden hat nah und fern. Es war um die Zeit, da mein ältester Sohn das Elternhaus verließ, um nunmehr an seinem Glücke, das bis dahin vornehmlich Vaters und Mutters Hand und Herz gelenkt hatte, mit eigener Hand, eigenem Wollen und eigener Einsicht zu arbeiten. — Ist die Erziehung durch die Eltern vorüber, so kommt für den jungen Menschen der bewegteste und wichtigste Abschnitt des Lebens, nämlich die Probe auf die Rechnung, ob die bisherige Erziehung die Fähigkeit zur Selbsterziehung, Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung, die Fähigkeit glücklich zu werden richtig angebahnt hat. Die Lehrjahre zum Glück im Elternhause sind vorüber; es kommen die Wanderjahre, Kämpfe, Krisen und Entscheidungen. Ob die Wanderjahre zu Meisterjahren werden, ist jetzt die Frage; ob das Kind, dessen Glück wir lange zu meistern gesucht, nun selbst ein Meister des Glücks zu werden sich bemüht. Hierbei ihm zu helfen ist zunächst des Buches Absicht, das — ehrlich gesagt — der Verfasser für sich selber geschrieben hat und das er gerade deshalb für andere als geeignet ansieht. Denn Bücher, die für andere erfunden und geschrieben werden, gehen, so seltsam das klingen mag, diese meist

* Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin. München, Beck.

wenig an und gehen ihnen wenig nahe. Bücher aber, die dem Verfasser aus Kopf und Herz kommen, um sein und der Seinigen Herz, Empfindung und Einsicht zu klären und zu stärken, die für das eigenste Bedürfnis geschrieben sind, um sich Unglücksgedanken vom Herzen zu schaffen und Glücksgedanken dafür einzutauschen, um das große Rätsel des Glücks zu lösen und sich selber klar zu werden über Glück und Glückserwerb, gehen andere Menschen meist recht nahe an, weil Erlebtes am leichtesten zu Wiedererlebtem wird.

Dies Büchlein ist auch deshalb für den Verfasser selbst geschrieben, weil es eine Art von Testament ist, das nicht über Geld und Geldeswert, sondern über Glückswerte geistiger Art Verfügung trifft. Testamente macht man ja auch zu seiner eigenen Beruhigung und zu der Seinen Glück. Vielleicht sind nun viele dieser Gedanken, die hier zum Erbgut gemacht werden sollen, recht einfacher, recht alltäglicher Natur. Aber ist nicht gerade das Alltägliche das Wirksamste? Der Wunder höchstes ist es ja, daß uns die wahren, echten Wunder so alltäglich werden können, werden sollen. So geht es auch mit den Wundern des Glücks. Schien nicht die Sonne Homers vor altersgrauen Zeiten und scheint sie nicht heute alle Tage immer von neuem wieder mit alter Wärme und Wunderkraft? Und sollte es nicht mit den Glückskräften, die mit den Strahlen der Sonne so viel Ähnlichkeit haben, ähnlich ergehen?

Und wie mit der Sonne, so ist's mit alle dem, was Werden, Sein und Wachsen ihrer Kraft verdankt. Macht nicht auch hier das Immerwiederkehrende: die Knospen und Blätter und Blüten und Früchte immer von neuem Freude um Freude? Einen schlichten Feldblumenstrauß möchten

deshalb die Blätter dieses Buches bilden. Dämonischer und exotischer Duft moderner Weltanschauung geht nicht durch sie, sondern die Kraft, die Wald und Wiese ausatmen und die am Schöpfungstage auch in das bescheidenste Menschenkind gelegt ist, damit es mit der Kraft des Glaubens an Gott auch die Kraft des Glaubens an Menschenglück und Menschenfrieden als Erbgut in die Welt der Sorgen und Mühen hinausnehme. — Und da nun ein Motto keinem Buche schaden kann, so möge auch dieses dastehen und für alle Leser den Wunsch tragen:

Mein Kind, auf diesen Weg bin ich vor dir gegangen;
Wohl hilft's vor Dornen dich zu warnen und vor Schlangen.
Mein Kind, mit deinem Gang heb' ich neu meine Schwingen;
Was selbst ich nicht errang, das mögest du erringen.

Und nun noch eins. Der Entstehung des Buches möge der Leser es zugute halten, wenn die persönliche Stellungnahme zu Glücksfragen einmal einseitig erscheint und persönliche Klänge hie und da zu kräftig tönen. Persönliche freundliche Lebensauffassung und eigene Glücksempfindungen wollten eben aus dem ganz bestimmten Grunde weiter wirken, um verbitterte und verzweifelte Gemüter zu erfrischen, sie wollten den Beweis führen, daß Erlebtes nie verfehlt wieder lebendig zu wirken. Was aber dem einzelnen das Leben an Glück gebracht hat, darf er wohl dankbar allen Lebenden, die ihn beglückt haben, wieder geben, um möglichst viele von ihnen, die der Anregung zum Glücke bedürfen, auf dem Wege zu schönem Ziele zu stärken. Ein liebenswürdiges, schlichtes Glücksbuch also, eine Art von philosophischem Hausbuch möchte sich hier darbieten, das nach dem Werktage, wenn die Sonne und die Arbeit zur

Rast geht und die Ruhe des Abends kommt, den Lebensüberdruß mildert und freundlichen Träumen sowie erquickendem Schlafe den Weg bereitet und neuen Mut schafft für die Arbeit des kommenden Tages. In dieser irren wir vielfach ab von Glück und Glücksempfindungen; ist aber die Arbeit getan, dann dürfte die Zeit sein, wo Glückshoffnungen wieder blühen können, wo die Fähigkeit erstarkt, aus den glückhaften Quellen und Bächen des Lebens neue Kraft zu schöpfen und die Seele zu öffnen für die Freuden des Daseins.

Zweites Kapitel

Unsere Zeit und das Glück

Hatte unsere Zeit, die es vor dem Kriege auf allen Gebieten des Lebens so herrlich weit gebracht zu haben glaubte, überhaupt ein solches Glücksbuch nötig? Waren wir nicht, wenn wir uns vergleichen mit dem Menschen vor etwa fünfzig Jahren, in viel glücklicheren Verhältnissen, waren nicht auf dem Gebiete unserer äußeren Lebensführung und des Lebensgenusses so günstige Veränderungen vor sich gegangen, daß wir dem Glücke um vieles näher gerückt schienen, daß unsere Empfindungen nur den materiellen Glücksergebnissen zu folgen brauchten, um das Glück zu finden und zu fühlen? Hatte nicht der Anblick der Welt und die Art unseres Lebens sich überall nur freundlich umgestaltet? Waren nicht alle unsere häuslichen Verhältnisse, die Mittel des Verkehrs, die Formen der Genüsse und der Geselligkeit glänzender und anmutiger, reicher an Glückswerten geworden? Hatten wir nicht überall vor unseren altfränkischen Eltern und Großeltern so viel voraus, daß wir das Recht und die Pflicht zu haben glaubten, uns glücklicher als sie zu fühlen? Hatte nicht der Siegeslauf großartiger Erfindungen, naturwissenschaftlicher Entdeckungen und menschlicher Arbeit auf allen Gebieten uns so sehr zum Herrscher unserer Umgebung gemacht, daß Siegesfreude Siegesglück hätte verbreiten sollen, daß das unmittelbar vor dem Kriege lebende Geschlecht ein Recht zu haben glaubte mit der Empfindung größeren Stolzes und größeren Glückes auf sich und sein

Schaffen zu blicken als das Geschlecht von ehemals? Konnte dieses Geschlecht nicht mit Recht zu einer glückstrotzenden Zeit sagen: „Verweile doch, du bist so schön!“?

Es hätte das sagen können, tat es aber nicht. Philosophie, Dichtung und Religion arbeiteten sich vielfach in die Hand, um unser Glück zu stören. Sie säten Fried- und Freudlosigkeit. Alle Anregungen auf diesen Gebieten, die das Herz mit Bitternis erfüllen müssen, nahm man begierig in sich auf. Die Literatur und die Tagespresse, die unsere Empfindungen leitet, nährte uns im Grunde doch vielfach geflissentlich, auch weil es ein gutes Geschäft war, mit allem, was einem die Freude am Leben verleiden mußte. Philosophie und Dichtung waren voll von Pessimismus, Verzweiflung und Lebensüberdruß in den mannigfachsten Formen, auch reich an Unstimmigkeit und inneren Widersprüchen. Denn dieselben Stimmen, die über das Erdendasein und sein Elend klagten, klagten auch über die Kürze des Lebens. Man bestellte zwar ohne Rast und Ruhe den Acker, aber man bestellte ihn mit Mißmut weil man sicher annahm, daß man doch nur Freudlosigkeit ernten werde, wie man sie säte. Klein nur war die Zahl der Philosophen, Dichter und Schriftsteller, die liebe- und freudvoll vom Leben sprachen, die Freude am Dasein schafften. — Und die Religion? Die heftigsten Angriffe auf alles, was unsern Vorfahren heilig war, wollten das Erbe vernichten, das wir als Grundlage unseres Glaubensglückes besaßen, und selbst dem Stifter unseres Glaubens sprach man seine geschichtliche Wirklichkeit ab. Verhöhnt und verfolgt, floh der schlichte Glaube aus den Gemütern und die Begeisterung, die das Leben schön und lebenswert macht, wurde nicht mehr

für zeitgemäß gehalten; man zählte sie zu den Knabentorheiten. Und nicht am wenigsten litt die Religion dadurch Schaden, daß soviele Leute sich breit machten, deren Frömmigkeit durch konventionelle und politische Rücksichten gefärbt erschien, die den Namen Gottes mißbrauchten zu einer Art von Ketzerverfolgung und zu irdischen Zwecken niedrigster Art und die als Zionswächter im kirchlichen und parlamentarischen Leben in hohen Tönen redeten und nicht bedachten, daß echter und tiefer Glaube verloren geht, wo das Geräusch des Lebens zu laut ihn störend umgibt.

Auch unser politisches Leben war arm an Glück. Gereizte Stimmung, Unklarheit, Schwäche und Zielloſigkeit überwogen; es war arm an großen führenden Gedanken, arm an führenden Männern, die das Banner idealer Gesinnung tragen. Und nicht viel besser stand's um unser gesellschaftliches Leben mit all seinem äußeren Glanz, seinen verfeinerten und verschönten Formen. Im Grunde gähnte doch auch hier die Glückslosigkeit uns an, herrschte auch hier viel unbefriedigtes Wesen und Katzenjammerstimmung voller Melancholie und Lebensüberdruß. Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen. Heftige Angriffe leichtfertiger und oberflächlicher Leute, die so kühn waren, sich Reformatoren zu nennen, raubten der Jugend, die sich so leicht und so gern freut, die Freude am Dasein und trieben sie dem Selbstmord zu. Warum denn arbeiten, warum das bißchen Leben sich erhalten, warum ringen und leiden, wenn's doch kein Glück auf Erden gibt? Warum nicht ein rasches Ende machen?

Kurz die ausschlaggebenden Mächte der Zeit und unserer Kultur vor dem Kriege entsprangen nicht der Muskelkraft

des Willens, sondern den schwachen Nerven, auf denen sich schrille Mißklänge von Lebenselend und Lebensüberdruß abspielten. Mehr als je fühlte sich die Menschenseele inmitten einer hochentwickelten Bildung als das Werkzeug einer seelenlosen Kultur, als den Teil einer Maschine, als bloße Nummer in einer Masse, die äußerlich schafft und rafft, deren ganzes Hasten und Jagen nach äußeren glänzenden Erfolgen geht. Gerade die mit Glücksgütern am reichsten gesegneten Menschen hatten keine Rast und keine Ruhe mehr, sie blickten vielfach in die Welt mit den glücksgierigen Augen, wie man sie an den Spieltischen von Monte Carlo in Massen zusammen fand, sie fanden wirkliche Muße erst, wenn Kranken- oder Totenbett sie zur Ruhe zwang. An äußerem Reichtum hatte die Welt zugenommen, an geistigem und seelischem Besitz war sie, wenn man hundert Jahre zurückdachte, ärmer geworden, so bettelarm, daß man zuzeiten hätte glauben sollen, es fehle ihr ganz daran. Bei allen äußeren Triumphen merkten wir wenig von innerer Förderung, innerem Fortschritt, von größerem Seelenglück. Fast schien es, als ob Fragen nach Tüchtigkeit und Tiefe des Menschendaseins immer mehr verstummten, als ob inneres Leben und Empfinden immer mehr verkümmerten, als ob das glänzende äußere Dasein Seelenarmut und glänzendes Seelenelend erzeuge. — Glücklicherweise schien es nur so. Der Mensch kann gar nicht aufhören, einen eigenen Gedanken- und Gefühlskreis, eine Summe von Wertempfindungen sich zu bilden und danach die Welt um sich und in sich zu messen, zu beurteilen und geistig zu beherrschen. Die Sorgen um innere Fragen, des Menschen Bedürfnis nach Seelenglück und Seelenfrieden

regen sich so oder so, früher oder später, immer wieder; und gerade in jenen Tagen schon stärker und stärker. Jene unerquicklichen Erscheinungen hingen doch zusammen mit größeren Tiefen der Wirklichkeit, mit dem, was in uns unsterblich ist, mit höheren Fragen, deren Erforschung und Lösung vom Anbeginn der Welt denkende und forschende Geister und vor allem die ernsteren unter diesen beschäftigt hat. So konnte man gerade in jenen Tagen, gerade in einer Zeit mächtiger Erfolge und Triumphe auf dem Gebiete äußeren Schaffens beobachten, wie Fragen nach Menschenglück in all dem Gewirre, in der Jagd und der Hast nach äußerem Glück sich kräftig regten. Die Grundstimmung der Zeit war offenbar im Umschlagen begriffen; sie richtete sich gegen die Entseelung und Mechanisierung des Menschendaseins und gegen Verödung des Menschengeistes; man wollte sich nicht länger vertrösten lassen mit Erfolgen naturwissenschaftlicher Erkenntnis, wo diese Erfolge der Kernfrage nach Seelenglück und Seelenfrieden uns wenig näher gebracht hatten. Aus der Gewalt und Leidenschaft der sozialen Flut, aus dem Zulauf, den spiritistische und mystische Strebungen und Äußerungen fanden, aus mancherlei kräftigen religiösen Erscheinungen, aus den immer heftiger werdenden politischen Gegensätzen, aus all dem Sturm und Drang unklaren und unverständlichen künstlerischen Schaffens tönte doch im Grunde nur die Frage nach Menschenglück und nach innerem Frieden hervor. Der Mensch horchte gleichsam nach dem Klange einer versunkenen Glocke, deren Töne aus weiter Ferne unklar und undeutlich zu seinem Ohre drangen und die er begierig aufgriff, weil die Sehnsucht nach entschwundenem Glück dem

horchenden Ohre Spannung und Richtung gab. Der Überdruß an unserem geistreichen, aber geistes- und gemütsarmen Kulturgetriebe griff um sich; ein sehnsüchtiges Verlangen zeigte sich nach mehr Festigkeit und tieferem Gehalt des Lebens, nach schlichter Tatsächlichkeit geistiger Art, nach reinen Anfängen und inneren Zusammenhängen, ein Durst nach mehr Liebe und nach stählender und erhebender Macht großer politischer und religiöser Wirkungen. Kurz — die Sehnsucht nach dem Glück und nach dem festen Willen zum Glück ging wie ein unsichtbarer Geist durch jene Zeit und rang an der Himmelsleiter zum Glück mit diesem und rief ihm zu: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn."

Da kam der gewaltige Krieg, der große Beweger des Menschengeschicks, und ließ seine Kraft erscheinen auch darin, daß er vieles, was niedrig und unrein war, erhöhte und zur Reinheit wandelte und dem Menschen die Frage nach Glück und Seelenfrieden ernster stellte, als der Frieden es je getan.

Drittes Kapitel

Das Wesen des Glücks

Bisher ist immer von Glück gesprochen worden, ohne daß gesagt ist, was denn eigentlich das Wort Glück bedeute. Gefühlt hat jeder wohl diese und jene Beziehung, die mit dem unscheinbaren Wörtchen sich verknüpft, das anklingt an das Wort „locken" und seinem Klange getreu noch heute seinen verlockenden Reiz sich gewahrt hat und das etymologisch immerhin mit „gelingen" zusammenhängen dürfte. Aber nach allen Seiten hin mag kaum einer den Inhalt des Wortes sich klar gemacht und auch wohl nicht überall die Bedeutungen abgelehnt haben, die man nicht mit dem Worte verbinden soll, wo es sich um selbstgeschaffenes Glück von bleibendem Werte handelt. Mag diese Klarlegung und die Auseinandersetzung mit Beziehungen, die fern zu halten sind, nunmehr geschehen. Allerdings — alle Beziehungen einzufangen, allen Farbentönen Ausdruck zu verleihen, die vom Glücksbegriffe ausstrahlen, dürfte kaum gelingen. Vor allem möchte dem Glück, wie es hier gefaßt wird, die Bedeutung des Zufälligen zu nehmen sein und mit alle dem nichts zu tun haben, was mit dem Französischen hasard zusammenhängt. Was vom menschlichen Eingreifen gänzlich unabhängig ist, kann nicht zur Selbsterziehung verwandt werden; es gehört in die Welt gebundener geistloser Ursächlichkeit; über dieses Glück, das sich in jedem Augenblicke von uns entziehen kann, haben wir keine Macht, sondern Mächte des Zufalls. Wo dieser Zufall freundlich sich ge-

staltet, ist er immerhin eine angenehme Beigabe; aber im Vergleich zu echtem, rechtem Glück auch nur dieses. „Glücklich unter den Sterblichen mag ich den Menschen nur nennen, der das errungene Glück niemals dem Glücke verdankt."

Auch von dem Glücke ist hier nicht die Rede, das von vielen Menschen gerade in unserer Zeit mit dem Nutzen verwechselt und ihm gleichgesetzt wird. Dieser Begriff steht mit Tugend, Sittlichkeit und dauernder, innerer Befriedigung oft auf gespanntem Fuße. Es klingt dem, der den echten Glücksbegriff zu werten weiß, oft wie ein feiner Spott des Sprachgeistes, wenn gesagt wird, es habe jemand „sein Glück gemacht" oder er sei „mit den Gütern des Glücks gesegnet".

Ebenso ist Befriedigung aller Wünsche nicht gleichbedeutend mit Glück. Wünsche fordern ja Befriedigung; bleibt aber nichts zu wünschen mehr übrig, ist volle Erfüllung aller Wünsche uns gewährt, so ist damit das Glück noch lange nicht eingekehrt. Sinnig bezeichneten unsere Altvorderen, besonders die Sänger unserer mittelalterlichen Blüteperiode der Dichtung, mit dem Worte Wunsch den Inbegriff des Schönsten, Besten und Vollkommensten, sowie das Vermögen, Außerordentliches zu schaffen. Diese Bedeutung ist dem Wörtchen Wunsch allmählich abhanden gekommen. Erst eine spätere Zeit hat mit dem fremden Worte Ideal das wiederzugewinnen versucht, was am Worte Wunsch im Laufe trüber Zeiten verloren gegangen war. Man halte eben eine tiefe Empfindung dafür, daß ohne Wünsche, ohne Ideale nichts Vollkommenes, kein wahres Glück denkbar sei. Wären alle unsere Wünsche erfüllt oder

könnten wir die Fähigkeit zu wünschen ertöten, so wohnten wir in der langweiligsten und aussichtslosesten Öde der Empfindungen und Gefühle. Denn unsere Lust am Leben hat nicht ihren Grund im bloßen Sein und Dasein, sondern es findet seinen wahren Reiz im steten Werden. Die lustige Person im Vorspiel auf dem Theater will doch auch nur aufs Glück, aufs „tiefe, schmerzensvolle Glück" hinaus, wenn sie dem Dichter zuruft:

„Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein" —

auch dem Glücke gegenüber, das für fertige Menschen — und fertig sind ja alle Blasierten — nicht mehr erreichbar ist.

Wünsche sind die besten Freunde des Glückes, sie können aber auch zu seinen schlimmsten Feinden werden, wenn sie zu unaufhaltsamem, regel- und maßlosem Streben nach Befriedigung allen Begehrens werden. Menschen, die von solchem Wunsch ergriffen sind, gleichen dem Pferde Münchhausens, dem ein Säbelhieb den halben Körper genommen und das nun in unendlichem Durste saufen und saufen muß, während das Eingeschlürfte dem gespaltenen Leibe immerfort entströmt.

Auch möchten wir, pessimistischer Stimmung folgend, nicht etwa einstimmen in die Worte Halms:

„Was bist du, Glück? Ein Stern und Nacht umher,
Du bist ein Tropfen Süß im Meere Bitter,
Du bist dem Lebenskleide, schwarz und schwer,
Am Saume eingewebt ein goldner Flitter;
Leid ist des Lebens Stamm und du ein Splitter;
Was bist du Glück? Ein Schatten und nicht mehr!"

Wahr ist's ja: Im Menschenleben geht's wie in der Natur; auf tausend Blüten kommt vielleicht eine Frucht;

deshalb bleiben die Blüten doch immer herzerquickende Blumen und erfreuen uns durch ihren Duft und ihre Farbe. Über die nicht zur Reife gekommenen Früchte nun aber auch die Blüten zu verdammen, möchte wenig klug sein und wenig Lebensfreude bringen. So ergeht's auch pessimistischer Anschauung über Menschenlos, Menschenschicksal und Menschenglück.

Wer das Glück anders, sagen wir getrost: richtiger auffaßt, wer es ansieht als feste innere Empfindung, als Befriedigung vornehmen Wollens, deren Kraft dem Menschen die richtige Stellung zur Außenwelt mit all ihren mannigfachen Erscheinungen und Verhältnissen, zu unsern Nebenmenschen, zu uns selber und zu Gott gibt, der wird die feine und vornehme Kunst glücklich zu werden in einem auf Lebenserfahrungen und Lebensbeobachtungen gegründeten Gemisch der verschiedenartigsten Gedankenbeziehungen, Empfindungen und Strebungen ansehen; er wird in guten Büchern weiser Männer, noch mehr aber im Buche des eigenen Ichs diese Kunst studieren, in ihr sich aus eigenen Kräften vervollkommnen, Hilfskräfte heranziehen aus seiner näheren und persönlichen Umgebung, über Unvermeidliches in der Welt nicht viel Worte, Sorgen und Gram verlieren und im Hinblick auf die Kürze des Lebens das Größere suchen, wenn ihn das Kleinere betrog; er wird jede Minute auf ihren Glückswert prüfen und, wenn sie auch einmal nichts bietet, nicht gleich dem ganzen Glücke fluchen, wo sie aber Glückswerte, noch so klein und winzig, enthält, diese schlichten, aber in ihrer Gesamtwirkung kräftigen Werte zu genießen suchen. Kinder sind glücklich, weil sie sich ihres Glückes nicht recht bewußt werden, weil sie dem Augenblicke

leben, weil sie Leid, Not, Tod und die Vergänglichkeit alles Irdischen nicht so kennen, beachten und empfinden wie die Erwachsenen. Auch wir könnten so glücklich sein wie sie, wenn wir ihnen in Glücksempfänglichkeit gleich würden, wenn wir diese zur guten Gewohnheit und damit zum unbewußten, aber selbsterrungenen und erkämpften Besitz machten. Den Kindern ist nach altem Bibelwort das Himmelreich. Sollte dieses Wort nicht auch auf kindliche Glücksempfänglichkeit auch der Erwachsenen hindeuten? Und daß wir, mögen wir noch so weise und vorsichtig in die Zukunft zu sehen gelernt haben, auch dem Augenblicke leben dürfen, sagt uns das andere Wort von den Lilien auf dem Felde. In unmittelbarer Nähe dieses Wortes steht als Ausklang das inhaltreiche Wort: „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe", das die Schlußfolgerung in sich schließt: „Siehst du denn nicht, daß auch ein jeglicher Tag sein eigenes Glück besitzt?"

Es muß aber noch mehr hinzukommen, um unsern Glücksbegriff und unsere Glücksempfindung vollkommen zu machen. Glück ist Wechselgut wie die Liebe. Glück strahlt aus und strahlt zurück. Glücklich werden und glücklich machen hängen zusammen wie Ein- und Ausatmen; wie die Blumen nicht duften ohne den Sonnenschein, so ist echtes, volles Glück nicht denkbar, wenn nicht auch dem, der glücklich sein möchte, der warme Sonnenschein fremden Glücks, das ihm sein Dasein dankt, widerstrahlt. Es gibt ja Leute, die ob solchen Glücks lächeln, die Glück nur darin sehen, nicht auf die allgemeine, auf anderer Wohlfahrt, sondern nur auf das eigenste Wohlbefinden und Wohlbehagen zu denken, die im Grunde nur nach dem streben, was ihnen selbst an-

genehm oder nützlich ist, ohne Rücksicht darauf, ob anderer Wohlfahrt dabei gefördert oder gehindert wird. Aber fast niemand kann in dem Maße Egoist sein, daß er ausschließlich für das eigene Wohl und Wehe empfindlich, dagegen völlig unempfindlich gegen das Wohl anderer wäre. Der Mensch ist ein Glied der Gesamtheit, das Glied einer Kette, deren einzelne Ringe zittern, wenn das Ganze sich bewegt; wir gehören einer Familie, einer Gemeinde, einem Staate und Volke an. Absolute Egoisten gibt's fast nur in der Theorie; sie sind selten; wo sie aber vorkommen, da bestätigen sie die Regel, daß ausgebildeter Egoismus und volles Menschenglück nicht auf einem Holze wachsen. Je mehr solche Menschen dem Grabe sich nähern, um so größer wird ihre Glücksleere, die sie in sich und vor sich haben. Nur die lachenden Erben sorgen dafür, daß sie etwas Zierat um sich haben und daß sie nicht gänzlich in die Öde starren.

Es gehören auch zur Stärkung unserer Glücksempfindungen nicht weitschweifende grübelnde Betrachtungen über die Höchstformen des Glücks und das „höchste Gut", in denen weltferne Philosophien wie in verstiegenen Superlativen sich bewegt haben, sondern es gehört zum Glücksbegriff, wie wir ihn fassen, recht eigentlich das tägliche Brot glückhafter Lebensauffassung und die richtige Benutzung und Ausnutzung der alltäglich naheliegenden Geschehnisse und Verhältnisse. Wer sich an die nutzbare Stunde, an den faßbaren Augenblick hält, bedarf nicht des Wechsels auf Zukunft und Weltferne; Glück verlangt Barzahlung, Tages- und Stundenabrechnung; Glückskunst verlangt von uns, daß wir im Kleinen getreu sind; dann setzt sie uns zu Herren über vieles.

Glück ist deshalb im Grunde nichts anderes als gute

Gewohnheit, die nicht etwa aus Gleichgültigkeit entspringt, sondern aus dem starken Willen, der nach Befriedigung verlangt und Pflichten zu Neigungen umgestaltet. Nicht nur diejenigen Augenblicke gehören dem Glück, in denen eine große Freude an uns herantritt, eine überschwengliche Lust oder ein festtägliches Vergnügen, sondern auch die alltägliche Werktagszeit, deren Ausnutzung zu dauernder und gleichmäßiger Freude sich gestalten sollte. Es gibt ja Leute, die ihr Lebelang auf eine große Gelegenheit zum Glück warten, das in irgendeiner Form von der Zukunft sich darbieten soll, als da sind großes Los, vornehmes Amt, eine reiche und, wenn's geht, auch schöne Frau, Geld und Gut oder sonst etwas, was den gebratenen Tauben des Schlaraffenlandes ähnlich steht. Solche Leute sagen, ohne daß sie's recht wissen, stets zu sich: „Wo du nicht bist, da ist dein Glück." Sie bedenken und sehen's deshalb auch gar nicht, daß in den tausend und abertausend kleinen Dingen des Lebens Glückskeime liegen, daß Lebens- und Glücksstimmung viel mehr durch die zahlreichen täglichen Kleinigkeiten als durch große und seltene Dinge bestimmt wird. Ein Dichter unserer Tage, der gewiß nicht optimistisch denkt, dem „Frau Sorge" vielfach Muse seiner Dichtkunst war, stimmt ein in unsere Glücksempfindung, wenn er sagt:

Und wären die Schätze Indiens dein
Und tausend Schlösser, Banken und Minen:
Dein tägliches Quantum Sonnenschein
Mußt du dir täglich selbst verdienen.

Wir genießen unseres Lebens und unseres Glückes recht, wenn wir es uns jeden Tag aufs neue erbeuten.

Gewohnheit und Glück! Ist nicht unser Charakter auch

eine Summe guter Gewohnheiten? Sind nicht unsere besten Grundsätze zum Handeln am letzten Ende gute Gewohnheiten? Entstehen diese nicht in uns aus Anlage und Erziehung? Sind sie nicht ein Ergebnis dessen, was wir von Natur sind, und dessen, was Erziehung durchs Leben mit all seinen Menschen und Verhältnissen aus uns gemacht hat? Der Zufall unserer Geburt, unserer Herkunft ist unsere erste Natur, Gewohnheit, durch Willen und Charakter geschaffen, unsere zweite Natur, die den Zufall zum Glücke wandeln kann. Vollzieht sich hier nicht ein eigentümliches Doppelspiel? Unser Charakter und unser Glück bildet sich durch Handeln und unser Handeln richtet sich dann wieder nach Charakter und Glücksgewohnheit. Unser Handeln hinterläßt Eindrücke, schafft neue Empfänglichkeiten, Gewohnheiten, ja neue Anlagen; glückbewußtes Handeln schafft schließlich Glücksveranlagung. Je öfter, desto selbstverständlicher wird solches Handeln; das anfänglich bewußte Tun wandelt sich ganz allmählich zum Unbewußten, und es entsteht in uns eine Großmacht guter und glücklichmachender Gewohnheit. Wir nehmen die Gottheit des Glücks auf in unsern Willen und damit steigt sie herab von ihrem Throne, zu dem so viele Unglückliche sehnsüchtig hinaufblicken. Und da wir jede Kraft, welche aus dem geistigen Leben fließt, so ausbilden können, daß sie sich zur Kunst gestaltet, da jede Kunst ein gebildetes Können ist, so können wir es dahin bringen, daß unser Leben selbst zur Kunst wird und daß wir diese Kunst durch Übung steigern. Der völlig unbefangene Mensch fühlt sich, wie das Kind, als einheitliches Wesen und lebt als solches vielfach in unbewußtem Glück dahin. Mit dem Bewußtsein geht oft die

geistige Unschuld verloren und geistige Spaltung tritt an ihre Stelle. Diese Spaltung soll die Kunst glücklich zu werden ausgleichen. Wenn der Hypochonder sich selbst der beste Arzt ist, sobald er begreift, daß er schwachen Charakters ist, und sobald er beginnt, unverdrossen an seinem Heile zu arbeiten, sollten wir, die wir keine Hypochonder zu sein glauben, nicht in unserer Phantasie, die imstande ist, uns Sterbliche in Jammer und Elend zu stürzen, Kraft genug besitzen, uns zu Glück und geistigem Wohlsein zu führen? Zu dieser Kraft gehört allerdings ein gut Teil von schöner Kraft, sein Temperament zu meistern, und von maßvollem Optimismus. Wer mit der Welt nicht zufrieden ist, wird es auch mit sich selber nimmer werden können; und wer mit sich selbst nicht auch einmal, wo's nötig ist, unzufrieden sein kann, der findet niemals Glück in sich.

Unsere Altvorderen dachten in dieser wie in mancher anderen Beziehung vielfach philosophischer und klüger als wir. Sie suchten das Glück zu fesseln an die gute Gewohnheit des Tages; sie hatten eine Menge Kernsprüche teils aus der Erfahrung des täglichen Lebens, teils aus dem Worte Gottes als festes Besitztum, wußten sich danach zu richten und sie gut zu verwerten. Ein schöner Spruch im Gedächtnis war ihnen wie ein gutes Stück Geld im Kasten. Dies Stück Lebensphilosophie stand auch wohl über den Türen ihrer Häuser. Wir finden heute solche Sprüche wenig im Gedächtnis der Menschen, sondern fast nur in Wirtshausstuben in nichtssagender Umgebung; das Glück, das sie bieten, ist dem Herzen entfremdet und außerhäusig geworden, ist auch wohl nur äußerer Schmuck, der in feinen Häusern sich hier und da zur Hebung des Kunststiles findet,

leider nicht mehr zur Hebung des Glücksstiles, zur Stärkung innerer Lebensweisheit und zu Haus- und Handgebrauch für unser Glück. Wir haben es vergessen bei unserer Hast und Jagd nach dem Glück, daß es da draußen nirgendwo sich findet, sondern lediglich im Menschenherzen und im Menschengeiste.

„Ich habe keine glückliche Hand" hören wir wohl eine Hausfrau sagen, wenn ihre Blumen verwahrlost aussehen und die Palmen gelbe Spitzen bekommen. Das heißt doch eigentlich gar nichts; denn ein Verhängnis ist's nicht, das über den Blumen schwebt, sondern Unkunde, Ungeschick, Mangel an Ausdauer und an Geduld tragen meist die Schuld. Es fehlt eben die gute Gewohnheit des sorgsamen Pflegens. Dort, wo alles grünt und blüht, wo volles frisches Leben in jeder Blattspitze sich regt, fehlt diese nicht. So geht es auch mit dem Menschenglück. Der sorgsam pflegende Menschengeist ist hier die Hauptsache, wie bei den Blumen.

Und weil dem so ist, so wollen wir nicht zu große Erwartungen hegen und in unseren Vorstellungen vom Glück bescheiden sein. Es ist viel wichtiger, wie wir unser Schicksal nehmen, als wie es ist. Es ist so vieles in der Welt ein Glück und macht doch manchen nicht glücklich, weil es ihm an Glückskunst fehlt. Wie diese beschaffen sein muß, hat Otto Ludwig uns so schön gesagt, daß man's nicht besser fassen kann: „Von Glück und Unglück reden die Menschen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt

seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All."

Dieser Himmel kann so verschiedene Formen annehmen, wie der Himmel über uns mit seinen prächtigen und mächtigen Wolkengebilden, mit seinem Sonnenschein und seinem Sternenglanz. Je erhabener, je edler die Regungen in uns sind, um so beständiger, um so fester begründet und verdienter erscheint das Glück; je tiefer die Wurzeln, um so sicherer sein Bestand; je kräftiger das Innenleben, um so ruhiger sein Wirken. Es gibt ja ein Glück, das mit dem Zufall und mit äußeren, materiellen Gütern zusammenhängt; solches Glück ist nicht von Dauer und Wert; sobald der Zufall nicht seine guten Dienste tut, sobald die äußeren Mittel ihren Dienst versagen, so zerrinnt dieses Glück wie die Seifenblasen im Winde, die soeben noch glänzende Bilder widerspiegelten. Echtes Glück ist aber auch da nicht, wo die Anschauungen des Einsiedlers herrschen, der sein Glück darin sieht, die Welt zu fliehen und das Glück in der Einsamkeit zu suchen; denn es ist das Glück der Mutlosigkeit, das die Gefahren fürchtet, die Menschen und Umwelt dem Glücke immer bringen, weil solche Einsame unter Menschen Mensch zu sein leicht verlernen, und damit doch auch ein Stück vom Menschenglück verlieren.

Ebenso wohnt echtes Glück nicht in der Brust des Moralphilosophen, der sein Glück in der Geringschätzung des Glücks sieht, das er stolz von sich weist, ohne zu bemerken, wie wohl ihm die Sonnenstrahlen des Glückes tun, die durch das Gebälk seines Systems erwärmend zu ihm dringen.

Und erst recht wohnt echtes Glück nicht im Busen des Stoikers, dessen Glücksbegriff einen düstern Zug grausamer Strenge an sich trägt, weil er stets über zerronnene Illusionen trauert und in heiterster Ruhe nur dann sich zu befinden glaubt, wenn er an den Tod denkt und an den Abschied vom Leben als ein Gast, der eine endlose Mahlzeit verläßt. Und nicht vereinbar ist echtes Glück mit dem harten Sollen, mit dem Kantsche Strenge den Gehorsam gegen das Sittengesetz predigt, ohne freier Neigung Schillerscher Weltfreudigkeit irgend stattzugeben.

Unser Glück ist reiches Ergebnis vielseitigen inneren Lebens und ernsten Kampfes. Je reiner die Quellen der Freuden, die das Leben lieb und schön machen, desto reiner ist auch das Glück; je inniger die Vereinigung der strengen Gebote der Moral mit unbefangenem Lebensgenusse, um so harmonischer ist das Glück; je mehr das Wohl des einzelnen sich deckt mit dem der Gesamtheit, und je mehr der einzelne nicht glücklich sein kann, ohne daß er sein Glück auch in dem Wohle des andern sieht, um so voller und reicher ist das Glück. Selbstsüchtiges Glück gleicht dem Schicksal des Reichen, der neben sich den Mitmenschen am Hungertuche nagen oder gar des Hungertodes sterben sieht.

Die materiellen Bedingungen des Lebens spielen ja beim Glück auch ihre Rolle wie Regen und Sonnenschein für den keimkräftigen Samen der Frucht. Je mehr aber der Begriff des Glückes sich verfeinert, je mehr aus geistigen Werten ihm Nahrung zugeführt wird, um so weniger hat die Sittenlehre ein Recht es zu verachten, um so größer ist seine Daseinsberechtigung, weil es hohes Streben nach Vervollkommnung in sich schließt. Und keine Zeit hat, wie das

Mittelalter es tat, das Recht, diesem Glücke die Türe zu weisen. Denn es ist in unserer Auffassung nicht gleichbedeutend mit entnervendem Sinnengenuß und mit Befriedigung selbstsüchtiger Regungen und ebensowenig mit der Selbstverleugnung der Heiligen, die das Mittelalter krankhaft verehrte. Unser Glücksbegriff sieht echtes Glück in der einheitlich zusammenfassenden und führenden Geistesrichtung, die den Erscheinungen, Tatsachen, Verhältnissen und Personen die lebenbejahende stärkende Seite abzugewinnen weiß, die auf den verschiedensten Lebens- und Arbeitsgebieten für ein geläutertes Empfinden eine feste Lebensführung sich erringt, die die Verhältnisse zu gestalten sucht nach dem Maße der eigenen Kraft, die Nächstenliebe in erfolgreiches Wirken umsetzt, für jedes Erlebnis gerüstet, jeder Zeit- und Lebenslage sich gewachsen zeigt und allen Tagen und Lagen mit ruhigem, klarem und todesmutigem Antlitz gegenübersteht, die die Freuden des Lebens genießt mit dem Bewußtsein seiner Vergänglichkeit und mit der vollen Kraft, des Augenblicks sich zu freuen, die aber mit demselben Bewußtsein auch Leid und Unglück trägt und den Tod mit klarer Gelassenheit erwartet.

Viertes Kapitel

Recht, Pflicht und Wille zum Glück

Das Wort Mörikes: „Die Erde ist wahrhaftig schön, und keinem zu verdenken, wenn er so lange wie möglich darauf bleiben will" kann man dahin abwandeln: „Das Glück ist schön und keinem zu verdenken, wenn er so glücklich wie möglich sein möchte." Denn wie wir ein Recht aufs Leben haben, haben wir ein Recht darauf, dieses Leben nach Kräften glückhaft zu gestalten. Wie das Leben ein organisches Bedürfnis und der Zweck des Lebens doch das Leben selber ist, so ist auch das Glück ein uns angeborenes Bedürfnis.

Zum Leben notwendig ist Luft und Nahrung und zwar am besten gute Nahrung und gute Luft; so ist zum erfreulichen Leben das Glück die beste Wegzehrung. Ein Recht auf solche Nahrung dürfte man doch einem so gut wie dem anderen mit gutem Grunde einräumen.

Ein Recht auf Glück bekundet sich schon in der unzerstörbaren Sehnsucht nach diesem Gut; ein Recht auf Glück spricht sich in aller Hoffnung aus, die dem Menschen unablässig bleibt und die er noch am Grabe aufpflanzt. Diese Hoffnung ist verwandt mit jener geheimnisvollen Macht, die stärker ist als alle Regungen des Pessimismus, welche uns wieder und wieder zu überwältigen streben, wenn die Wogen der Sorge und des Leids um uns wallen und wachsen. Diese geheimnisvolle Kraft, die trotz aller widerstrebenden Mächte ewig jung bleibt und immer dann wieder-

kehrt, wenn die großen Epochen des Optimismus die Menschheit verjüngen, sie muß wohl unzertrennlich mit der menschlichen Natur verbunden sein, als eine Gabe, die der Mensch aus dem Paradiese mitgenommen, in dem er einst volles Glück genoß. — Das Recht auf Glück ist aber nicht immer anerkannt, sondern vielbestritten. Schon die ersten Christen lebten des Glaubens, daß dieses zeitliche Leben wegen seiner Vergänglichkeit nichtig und unnütz sei, daß diese Erde wahres Leben und wahre Güter nicht biete, daß erst das jenseitige Leben, das Leben nach dem Tode, wahres Leben sei. Nur als Fremdling fühlten sie sich hier auf Erden, als Pilger, die die Welt nur betreten wie eine Brücke, die über den Strom der Zeit führt — von Gott zu Gott. Daß Gott auch das Leben auf Erden den Menschen gesetzt zum Leben und zu seinem Glück, dessen wurden sie nicht inne und wollten sie nicht innewerden; denn der Himmel war ihre wahre Heimat, die Erde nur ein Jammertal, das nun einmal durchwandert werden muß. Durch das ganze Mittelalter und durch die Neuzeit kehren Strömungen dieser Art immer wieder; auch in den philosophischen Systemen machen sie sich geltend bis auf Kant hin mit seiner Lehre von der absoluten sittlichen Notwendigkeit, die unabhängig von jedem Gedanken an Glück, ja diesem zuwider, aufgestellt ist. Unbedingtes Sollen, nicht freie Neigung ist hier die Forderung.

Und doch spottet das unausrottbare Streben nach Glück aller Anstrengungen, durch die man es zu schwächen oder gar zu ersticken versucht. Diejenigen, die auf Glück verzichten und nach Selbstaufopferung drängen, die um jeden Preis unglücklich sein wollen, erscheinen im Grunde bei

tieferer Betrachtung als Wesen, die nicht etwa das Glück überhaupt verachten, sondern ein verfeinertes, höheres Glück sehnsuchtsvoll erstreben. Dieses Streben ist doch von einer gewissen Anmaßung nicht ganz frei. Die Moral des Asketen, die ihre Freude in Entsagung und Leid findet, ist und bleibt doch auch eine Art von Wechsel, den man aufs Glück zieht. Eine geistreiche Französin, Frau von Sévigné, erzählt irgendwo von einem Geistlichen, der auf Erden Stockfisch aß, um dafür im Jenseits an Salm sich gütlich tun zu können. Man sieht doch das Berechtigte eines solchen Verfahrens nicht recht ein. Weshalb soll man nicht hier schon mit Maß Salm essen, falls man ihn bezahlen kann? Weshalb nicht auf Erden das Glück genießen, wenn es erreichbar ist? Man begreift nicht, weshalb man sich dieses Recht verkümmern lassen soll, besonders wenn man bedenkt, daß nicht Aufopferung und Selbstverleugnung allein, nicht die pessimistische Weltanschauung die Kultur geschaffen haben, sondern das Ideal von Glück, wie es sich in den edelsten Geistern widerspiegelt.

Geht nicht auch ein starker Geisteszug durch unsere Zeit, der erfüllt ist von dem Gedanken an das Recht zum Glück auch für den Geringsten unter uns. Setzte nicht die großzügige Auffassung der sozialen Frage, wie sie die hochherzige kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 kennzeichnete, ein Recht auf Glück voraus, wenn sie die positive Förderung des Wohles der Arbeiter betonte, wenn sie den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, versprach. Dieser Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge ist doch nichts anderes als ein Recht auf Glück, das schließlich auch

das praktische Christentum im Auge hat, wenn es mit immer größerem Nachdruck aus einem Christentum des Wortes und des Glaubens zu einem Christentum glückbringender Gesinnung und Liebe und glückhafter Tat sich wandelt.

Wo Rechte sind, da sind auch Pflichten. Das Recht zum Glück hat die Pflicht im Gefolge. Pflicht und Glück berühren sich schon ohnedies. Wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern seine Pflicht tut um der Pflicht willen, der strengen, sich selbst nicht schonenden Pflicht, so stellt Glück von selbst sich ein, auch in bescheidenen Verhältnissen und bei geringen äußeren Glücksgütern. Denkt man aber in aller Pflichterfüllung auch an das Glück, besonders an das Glück, das aus der Arbeit für andere erwächst, dann ist die Ausbeute an innerer Befriedigung nicht gering. Und solche Befriedigung dürfte dem Glück nahe verwandt sein.

Pflicht zum Glück ist eng verbunden mit der Pflicht zum Leben, die auch die Pflicht in sich schließt, zu bestimmen, wie dieses Leben verläuft. Jeden Augenblick unseres Erdendaseins, er falle, aus welcher Hand des Schicksals er wolle, zum bestmöglichsten zu machen, das ist Lebenspflicht und Lebenskunst, und es ist doch das schönste Vorrecht eines vernünftigen Wesens, daß die souveräne gesunde Vernunft, die von Herzenswärme geleitet und durch Erfahrung geschult ist, sich zu praktischer Weisheit gestaltet, welche die Pflicht zum Glücke als Forderung des Handelns setzt. Auf einer solchen Forderung sollten wir eine Ethik des Glückes aufbauen und uns ein Glücksgewissen ausbilden, ein Verantwortlichkeitsgefühl vor sich selber und im Dienste des Nächsten. Wie die Pflicht die innere Seele und das Leben

der Erziehung ist, so ist sie auch die Herrin in der Erziehung zum Glück. Wenn wir nicht grundsätzliche Sauertöpfe sind, dann müssen wir die Pflicht anerkennen, uns ein glückliches Leben zu zimmern, und dürfen nicht in schwächlicher Melancholie und in traumhafter Sehnsucht nach einem Glücke ausschauen, das anderswo liegt, als wo wir selber sind, sondern ein Glück, das da ist, wo wir selber sind und festen Fußes stehen. Aber es ist so und bleibt so, wie der große Lebenskünstler drastisch sagt:

Daß Glück ihm günstig sei,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel.

Und dieser Löffel fehlt eigentlich auch den Grüblern über den Zweck des Lebens. Gewiß hat der denkende Mensch Stellung zu allen Lebensproblemen zu nehmen. Uns ist die Vernunft gegeben, über Sinn und Zweck dieses Lebens zu denken und zu forschen und unablässig Fragen zu tun, auch wenn wir die Antwort nicht zu finden vermögen. Das klärt unsere Erkenntnis; finden wir aber die Lösung nicht, dann sollen wir nicht verzweifeln, sondern sollen uns bescheiden und bei dem Glauben verharren, daß alles Unbegreifliche einmal begreiflich sein wird, wenn wir vom Glauben zum Schauen gelangen. Eine solche Stellungnahme wird uns die Pflicht auferlegen, nicht mutlos und feige am Leben zu verzweifeln, sondern mutig die richtigen Folgerungen zu ziehen, daß trotz allen des Unbegreiflichen, was Welt und Leben bieten, wir nicht dazu da sind zu verzweifeln, sondern unser Leben zu leben um dieses Lebens und nicht um eines Lohnes willen, der uns dermaleinst

zuteil werden könnte. Zweck des Lebens ist zunächst das Leben selbst und in ihm sind Lust, Freude und herzerquickende Teilnahme an den Dingen und Personen um uns Güter, die durch ideale Auffassung die Pflicht zum Glücke verstärken.

Hat so die Vernunft geleistet, was sie leisten kann, hat sie das Gesetz gefunden und aufgestellt, das Gesetz von Recht und Pflicht zum Glück, dann hat der mutige Wille und das lebendige Gefühl die Ausführung des Gesetzes zu übernehmen. Wie oft hört man die Leute sagen, wenn sie irgendwo eine Persönlichkeit sehen, die selbst glücklich ist, in deren Familie das Glück wohnt und deren Wirken Glückssaaten ausstreut: „Ja, der Mann hat Glück." Gewiß hat der Mann Glück. Der Zufall spielt seine Rolle bei ihm, wie überall im Leben. Doch „was ist Zufall anders als der rohe Stein, der Leben annimmt unter Bildners Hand?" „Den Zufall gibt die Vorsehung; zum Zwecke muß ihn der Mensch gestalten," der Mensch, der mit seinem Willen zum Glück einsetzen muß, dieses zu formen und zu festigen sowie das Denken und die Dinge um sich dem Glücksbedürfnis untertan zu machen. Inneres Glück muß wie aller Besitz im Leben erworben werden und hinter allem wertvollen Erwerb muß ein starker Wille stehen, der den Erwerb erst festigt und sichert. Daß die Menschen, die Glück haben, auch oftmals den Willen zum Glücke besitzen, daß sie vielfach sorgsam die Glückssaat mit kundiger Hand ausstreuen, daß sie diese Saat vor Gefahr und Unwetter zu schützen verstehen, daß sie die Sonnenstrahlen suchen, in der die Saat am besten gedeiht, das bedenken die wenigsten, und am allerwenigsten diejenigen, die die Pflicht zum Glücke

nicht kennen und den Willen nicht besitzen, auch Glück für alle die zu schaffen, die ihrem Wirkungskreise anvertraut sind. Sie lassen sich und ihr Herz und ihre Nächsten im Kalten stehen und bedenken nicht, wie Wärme gut tut — auch dem Glück.

Kant schreibt einmal dem Willen Beziehung zu göttlichen Mächten zu; denn der Wille kann ebenso wie der Glauben Berge versetzen. Wollen befreit von allem Drang und Druck des Lebens, tut den dunklen Mächten Einhalt, bringt den Optimismus zur Herrschaft und bannt die Melancholie, diese Kinderkrankheit unserer Tage.

Wer so das Recht und die Pflicht zum Glücke anerkennt und wer den Willen hat, seinen Glauben an das Glück zu verwirklichen, der wird die Erfahrung machen, daß Glück ein Wechselgut ist, das aus- und einströmt im Herzen, um sich anderen mitzuteilen mit gleicher Wirkungskraft. Daß es Menschen gibt und gegeben hat, die solche Kinder des Glückes sind, weiß jeder, der sich nur einigermaßen umgeschaut hat in der Welt von jetzt und ehedem. Eine Frau möchte ich nennen, die der Welt den größten Lebenskünstler geschenkt hat, dessen Singen und Sagen und Wirken noch heute seine Glückswellen schlägt. Ich meine die Frau Rat Goethe, die sich über das Glück, das sie so verbreitet, einmal also äußert: „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt alt und jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und das behagt allen Erdensöhnen und -töchtern, bemoralisiere niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse

die schlimmen dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." — „Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters, daher tu' ich alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst — und verschlucke den Teufel, ohne ihn erst lang zu bekucken; liegt dann alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte." — „Ich suche keine Dornen, hasche die kleinen Freuden — sind die Türen niedrig, so bücke ich mich — kann ich den Stein aus dem Wege tun, so tue ich's — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum — und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut — und der Schlußstein — der Glaube an Gott! Der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich."

Zu jedem, der nach dem Glücke dürstet, kann man nur sagen: „Gehe hin und tue desgleichen! Laß Frau Aja deine Glücksmeisterin sein! Wenn auch Enttäuschungen und Mißerfolge den schwachen Menschen niederdrücken, für den Willen zum Glück sind es Samenkörner, die zu Früchten des Glücks erwachsen." Menschen, die vor lauter Negation nichts Positives in der Welt mehr sehen, ist das Leben eine fruchtlose Arbeit, die freudlos bleibt. Für die Sonnenmenschen des Glücks fruchtvolle Arbeit, die Freude schafft. Großzügiger Menschen Lebensauffassung sollte immer vornehmer Optimismus sein. Mag unser Lebensschiff noch so viel Ladung an Sorgen und Mühen und Schmerzen einnehmen müssen, der Wille zum Glück spannt die Segel straff und weiß das Steuer glückhaft zu führen.

Fünftes Kapitel

Glück und Temperament

Für unser Glück kommt es sehr darauf an, was wir für ein Temperament haben. — Sind wir Sanguiniker, so sind wir dem Glücke recht oft sehr nahe. Wir sind ja dann gelehrig, bildsam, biegsam, nachgiebig, leicht zu überreden, zu rühren und zu Entschlüssen zu bestimmen, überhaupt leicht empfänglich, besonders für das Glück. Wer, wie der Sanguiniker, der Gegenwart lebt und ihren Freuden und Genüssen, der ist kein Spaßverderber. Die immer offenen Poren seiner Seele saugen genießend das bunte, wechselvolle Leben in sich ein, wie es der Augenblick bietet; über das, was die Zukunft bringt, macht er sich immer nur vorübergehend Sorge, sonst kümmert er sich wie die Lilien auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel nicht um den kommenden Morgen. Der Sanguiniker ist vor allem auch deshalb glücklich, weil er ein vorzüglicher Gesellschafter ist, weil er als Schöngeist allem Interessanten und Anregenden sich hingibt und weil er in heiterer Art auf alles eingeht. Er spielt sozusagen die erste Geige im gesellschaftlichen Verkehr, auch die erste Geige beim Spiel von Glückssymphonien. Aber - und damit kommen die Glückshindernisse - die Eindrücke gehen beim Sanguiniker niemals recht tief; es droht ihm die Gefahr, leichtfertig zu werden, auch leichtfertig mit dem Glück; er neigt so sehr zur Zerstreuung und zur Zersplitterung, daß auch Glücksempfindungen sich bald zerstreuen und zersplittern. Der

stark ausgeprägte Sinn für alles Äußerliche, für die Sinnenwelt, die Hinneigung zu den Mächten der äußeren Erscheinungen und des Scheins veranlassen den Sanguiniker, sein Glück zu sehr in Äußerlichkeiten und in äußerem Schein zu suchen. Solches Glück aber zerfließt sehr bald; deshalb tut der Sanguiniker gut, auch den Ernst des Lebens nicht aus dem Auge zu lassen.

Sind wir dagegen cholerischen Temperaments, so stehen wir ganz anders zum Glück. Leicht erregbar, aber kräftig und nachhaltig reagierend, gehen wir mit Zielbewußtsein vor, fürchten uns nicht vor Glückshindernissen, sondern freuen uns wohl ihrer, um sie mit kraftvollem und gestaltendem Wirken zu überwinden und mit frischem Wurf und kühnem Griff zu unserm Besten zu kehren. Unser Selbstgefühl, unser Mut und unsere mannhafte Entschlossenheit gibt uns die Herrschaft über die Verhältnisse bald in die Hand. Und wer herrscht und sich nicht beherrschen läßt, ist seinem Glücke nicht fern. Doch die Kehrseite unseres Temperaments kann uns viel Unglück bringen. Wir sind zu mächtigen Leidenschaften leicht geneigt; wer kraftvoll aufzubauen vermag, kann ebenso kraftvoll zerstören. Wir sind mehr als die mit anderen Temperamenten ausgestatteten Menschen zu heftigem Zorn, zu Mut, Herrschsucht, Ehrsucht und Eifersucht geneigt; unser Mut kann zum Trotz werden, unser Selbstbewußtsein zu Rechthaberei; wir können unter Umständen recht unangenehme Streithähne abgeben. Damit verträgt sich aber schlecht das eigene Glück und das Glück des Nächsten.

Bist du aber mit einem phlegmatischen Temperament (ich fasse den Ausdruck in seiner guten Bedeutung) von Mutter Natur beschenkt, so hast du viel vor den anderen

voraus. Deine maßhaltende Empfindungsfähigkeit, dein ruhiges Gleichmaß, die heitere Harmonie mit dir selbst, die schöne Gabe, dich nicht so leicht reizen, nicht durch Leidenschaften verblenden und zu keiner Unbesonnenheit hinreißen zu lassen, bringt dir viel Glück. Daß du es aber festhältst, dazu hat dir wiederum dein Temperament Zähigkeit und Nachhaltigkeit verliehen. Und hast du klaren Verstand und Nüchternheit des Denkens noch obendrein, so ist es noch besser mit dir bestellt. Dein Leben wird sich, wenn dein Schicksal dir nur einigermaßen wohl will, zu schöner Behaglichkeit gestalten. Du bist auch in Beziehung auf Wechselwirkungen des Glücks besser gestellt als andere Menschenkinder. Denn du besitzt am meisten Befähigung Treue zu halten; Freundschaft wird deshalb dein Leben umstrahlen, wo andere im kalten Schatten der Einsamkeit wandeln. Und falls edle Kräfte in dir schlummern, bist du zu edler Begeisterung und zu edlem Werk, zu großem eignen Glück und Aufbau fremden Glücks besonders begnadet. Aber hüte dich vor den Ausschreitungen deines Temperaments. Hängst du starr am einmal Ergriffenen, so kommt leicht Faulheit und Trägheit über dich; da du als Phlegmatiker lieber liegst als sitzst, kommst du zu leicht auf die faule Haut; dein Gleichmut kann zu Gleichgültigkeit werden, die Hartnäckigkeit deiner Gedanken zu Eigensinn allerschlimmster Art, den die anderen leicht beweglichen Temperamente in dieser krassen Erscheinung nicht kennen. Deine Behaglichkeit verführt dich auch zu leicht zu egoistischem Lebensgenuß, zu Zynismus, zu roher, materieller, geiziger Lebensauffassung. Du kannst dich ja auch so glücklich fühlen, glücklich wie das liebe Vieh, das auch in sinnlichem Phlegma dahindämmert; aber echtes Menschenglück ist das nicht.

In eigentümlichem Verhältnis zum Glück steht das melancholische — oder besser gesagt — das sentimentale Temperament. Das Wort „melancholisch" erinnert zu sehr an Trübsinn, an dauernd krankhafte Verstimmung, die sich mit jedem anderen Temperament verbinden kann. Unter melancholischem Temperament soll man aber nicht von vornherein etwas Krankhaftes verstehen, sondern das Temperament der Reproduktion, der Erinnerung, der Versenkung in die Welt der Innerlichkeit, in die Welt nachklingender Stimmungen. Der Sanguiniker lebt der Gegenwart, der Choleriker der zielbewußten Zukunft, der Phlegmatiker der Gegenwart und der Vergangenheit in behaglichem Genuß und behaglicher Erinnerung, der Sentimentale lebt der Vergangenheit in Wehmut oder humorvollem Ernst. Da dem Melancholiker ein Zug zur Tiefe, zu allseitiger Versenkung, zu Gründlichkeit und Beharrlichkeit eigen ist, so schlägt auch sein Glück tiefe Wurzeln, bis tief ins Herz hinein fühlt er Ernst und Wehmut des Glücks; die nächste Vergangenheit, die kaum der Gegenwart entrückt ist, wird in der Erinnerung schon verklärt und strahlt auf die Gegenwart sonnige Strahlen der Glücksempfindung. Wehe aber diesem Temperament, wenn unfreundliche und trübe Stimmung in ihm vorwiegt. Statt Ernst haben wir dann Trübsinn, Selbstquälerei, Argwohn, Mißtrauen, Menschenhaß und Weltflucht.

Wie Temperament und Glück zueinander sich verhalten, kann man noch klarer erkennen, wenn man von anderem Standpunkte aus die Grundstimmung des Menschen beobachtet, wenn wir beachten, wie in unserm seelischen Mittelpunkt, unserm geistigen Zentrum, in welchem alle unsere Erlebnisse, Vorstellungen und Begriffe sich zusammenfinden,

eine ganz verschiedene Empfänglichkeit wohnt für Lust- und Unlustgefühle, und wenn wir bedenken, daß man diese Empfänglichkeit durch festes Wollen und gute Gewöhnung beeinflussen kann; wir müssen nur lernen, uns zu beherrschen. — Es kann bei zwei Menschen von ganz gleicher Lebendigkeit oder von ganz gleichem Phlegma die Empfänglichkeit für Lust und Unlust ganz verschieden sein. Der eine neigt zum Frohsinn, zu Hoffnungsfreudigkeit, zur Zufriedenheit, der andere zu Ernst und Mißmut, Sorglichkeit, Kritik und Nörgelsucht; beide machen ihre Neigung vielfach zu guter oder schlechter Gewohnheit, beide sind darin aber völlig gleich, daß sie glücklich sein möchten; nur die Gabe und vor allem die selbsterziehende Kraft, es zu werden, ist bei beiden nicht dieselbe. Für diese beiden Temperamentsarten hat die deutsche Sprache kein knappes Wort; das griechische Altertum, diese glückliche Welt feinster Beobachtungsgabe und treffender Sprachgebung, kann uns aus der Verlegenheit helfen. Eukolos und Dyskolos nannte man die beiden Menschengattungen, Eukolie und Dyskolie die beiden Grundstimmungen. Kolon heißt im Griechischen die Speise und Eukolos ursprünglich derjenige, der mit allem — nur verdorben darf's nicht sein — zufrieden ist, was man ihm an Speise und Trank bietet. Dyskolos dagegen ist derjenige, der mit keiner Speise zufrieden ist, der überall tadelnd mit spürender Nase dem Munde voraus ist, der den feinsten kritischen Geruchssinn dem Geschmack vorausendet, der gleichsam bei jeglichem Genusse voreingenommen ist. Diese an sich plastischen Begriffe erweiterte der Grieche allmählich und übertrug sie auf alle diejenigen, die das Leben leichter oder schwerer nehmen, die bescheidene oder

hoch geschrobene Ansprüche an alle Reize des Lebens und ans Glück stellen. Der Eukolos lernt Schmerzen leichter tragen und Trauer maßvoller empfinden als der Dyskolos; und nicht nur die Auffassung von Leid und Schmerz, sondern die ganze Lebensanschauung hängt zusammen mit eukolischer oder diskolischer Art des Empfindens, sie erhalten ihre Färbung von der verschiedenen Empfänglichkeit für Lust und Unlust. Der Grund für diese Verschiedenartigkeit liegt nun nicht etwa in den Dingen da draußen, sondern in uns, in unserm Anschauungs- und Empfänglichkeitsvermögen, dem entweder das Erfreuliche und Erhebende oder das Lustlose und Niederdrückende als das Überwiegende erscheint, ohne daß sie es tatsächlich zu sein brauchen.

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Tor
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der eine ging, weil's Mode just,
Den andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippe herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehn? Erzählt einmal!"

Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehn? Viel Seltnes nicht!
Ach! Bäume, Wiesen, Bach und Hain
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Der andre lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks mit verklärtem Gesicht:
„Ei! Bäume, Wiesen, Bach und Hain
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Dies schlichte Gedicht aus alten Tagen zeigt uns den Eukolos und Dyskolos auf ihrer Wanderung, auch auf der

Wanderung zum Glück. Übertragen wir nun Eukolie und Dyskolie auf unsere vier Temperamente und betrachten wir ein jedes unter dem Gesichtspunkt jener beiden Grundstimmungen, so bekommen wir interessante Spielarten, in denen man die Mannigfaltigkeit der Menschen und ihrer Glücksbefähigung ganz gut unterbringen kann. Keineswegs soll damit gesagt sein, daß Eukolie auf alle Fälle zum Glück, Dyskolie auf alle Fälle zum Unglück führe. Sehr oft sind die nach Idealen und sittlicher Vollkommenheit ringenden Menschen, die idealen Dränger, von edelster Dyskolie erfüllt; und allzuviel Eukolie kann nur zu leicht zur Selbsttäuschung, zur Täuschung über Welt und Glück verleiten. Wohl dem, der beide Richtungen in sich zu vereinigen oder vielmehr abzuwechseln vermag, als dyskolischer Philosoph mit dem Verstande die Erscheinungen, das Wesen der Dinge zersetzt, vertieft und in unausfüllbare Tiefen hineinleuchtet, als eukolischer Poet aber mit der Zuversicht des Herzens Brücken über diese Abgründe schlägt und dem Gemüte Strahlen der Poesie und der Schönheit entquellen läßt, die sich verklärend über Leid und Elend und die Unerkennbarkeit der letzten Dinge legen.

Unser Glück ist also abhängig von unserm Temperament, das ja unstreitig eine Anlage, etwas Angeborenes ist, aus dem wir ebensowenig wie aus unserer Haut herausfahren können. Aber einwirken können wir darauf, daß wir Auswüchse beseitigen, Wucherungen fortschaffen, Mißbildungen hemmen, damit wir alles, was uns und unserm Glücke schädlich sein könnte, zurückhalten.

Daß es nun so verschiedene Temperamente gibt, ist an sich wiederum ein Glück für die Menschheit.

Man denke sich, es gäbe nur ein Temperament, etwa das sanguinische. Die Welt würde dann einem Vogelkäfig gleichen, in dem beständig zwitschernde, tirilierende, hüpfende Vögel sanguinisch hin- und herflatterten und bald hier, bald dort zu kurzer Ruhe sich niederließen, aber wirkliche Ruhe niemandem gestatteten. Wären aber nur Choleriker da, so würde es uns vorkommen, als wandelten wir unter lauter zu wuchtigem Vorstoß leicht geneigten löwenartigen Geschöpfen: es könnte gar leicht einen cholerischen Krieg aller gegen alle geben. Der „Friede auf Erden" gehörte dann noch mehr als heute zu den frömmsten Wünschen, wenn überhaupt in den cholerischen Geschöpfen solche Wünsche sich regen sollten. Und wären wir lauter Phlegmatiker, so würde ein bärenähnliches Geschlecht mit plumpem Phlegma umherwandeln, Bärenhunger entwickeln und ungeleckt sich benehmen. Doch genug solcher Zukunftsbilder. Wie glücklichmachend ist solch langweiliger und abspannender Einförmigkeit und Einseitigkeit gegenüber die wirkliche Welt mit ihrem beglückenden Reichtum, ihrer unerschöpflichen Fülle individueller Besonderheiten und eigenartiger Temperamente. Erst die verschiedenen Temperamente legen einen erfreuenden Reiz in allen Menschenverkehr, in Menschenbeobachtung, Geschichtsbetrachtung und Kunstgenuß. Wollen wir Kummer und Sorgen loswerden, so gehen wir am besten zum Melancholiker, der selbst oft genug über Kummer und Elend in Stimmung gewesen ist und nachgedacht hat; haben wir einen liebenswürdigen Gesellschafter nötig, der Sanguiniker wird ihn mit Freuden abgeben, denn langweiliges Schulmeistern ist ihm fremd; natürlich spricht er seine Eindrücke aus, wie ihm das Herz geschaffen und der Schnabel ge-

wachsen ist. Tätigen Beistand aber finden wir beim Phlegmatiker, wenn auch nicht mit wendender Post, so doch dauernd; sofort und kräftig dagegen finden wir ihn beim Choleriker, der energisch die Gelegenheit beim Schopf und den Stier bei den Hörnern greift.

Und welch ein Glück für die Ehe, daß es verschiedene Temperamente gibt, daß der phlegmatische Mann mit der sanguinischen Frau zusammenkommt, die sich unterhalten, aber bei ihrer Unterhaltung nicht gestört sein will; daß sanguinische Männer phlegmatische Frauen heimführen, die mit ihrem Ruhegewicht sich an die Beweglichkeit der Männer binden, wie das Blei an das Quecksilber hinter dem klaren Spiegel. Wie viel Glück bringt ferner oft die Verbindung des kräftig wollenden, zur Leidenschaft geneigten Cholerikers und der sanguinisch-sensibeln oder melancholisch-sentimentalen Frau; wie angemessen ist die Ehe des poetisch-sentimentalen Melancholikers mit der praktisch-phlegmatischen Hausfrau, die den Mann aus allen Stimmungshimmeln holt, wenn er allzuvergessen in ihnen lustwandeln will.

All solches Glück und noch viel mehr bringen dem Menschen die Temperamente; es ist gut, wenn er, was in ihnen liegt, zu seinem wahren Glück zu beherrschen, zu lenken und zu genießen weiß.

Sechstes Kapitel

Glück und Stimmungen

Glücksergebnis aus Temperament und Stimmungen

Im Kapitel Glück und Temperament ist wiederholt das Wort Stimmung zur Anwendung gekommen, das verwandt mit Temperament ist, aber doch nicht dasselbe bedeutet. Das Temperament ist bleibend, die Stimmung vorübergehend. Das Wort Stimmung ist der Musik entlehnt. Die musikalischen Instrumente werden deshalb am besten den Unterschied versinnbildlichen. Denke man sich die Temperamente als Instrumente, also als das Bleibende und Feste, auf dem die Töne als vorübergehende Stimmungen erklingen, das sanguinische Temperament etwa als Fiedel, das sentimentale als Flöte, das cholerische als Trompete und das phlegmatische als Baßgeige. Auf allen diesen Instrumenten haben wir einen gewissen Mittelton, einen Normalton, auf allen hohe und tiefe, lustige und traurige, starke und schwache Töne; auf allen können wir aber auch Mißtöne und Verstimmungen erleben. Übertragen wir das auf unser Seelenleben, so können wir von normalen Stimmungen sprechen; die normalste würde die des gesunden Menschen sein, der geistig und körperlich sich wohl befindet. Diese Stimmung kommt uns meist gar nicht oder — besser gesagt — nicht mehr zum Bewußtsein, ebensowenig wie die mittlere Temperatur der Luft, an die wir uns gewöhnt haben. Trotzdem kann man nicht sagen, daß diese Stimmung für uns gleich Null wäre; sie bildet vielmehr eine

stattliche Ziffer, die unter Umständen unzählbar und unbezahlbar sein kann, weil sie unser Geistesleben, unser Glücksbewußtsein in hervorragender Weise bestimmt, weil sie die Bedingung ist, wie wir Eindrücke aufnehmen, verarbeiten und uns zu eigen machen, wie sie eindringen, um sich greifen und abklingen zu unserm Glück. Alle die mannigfachen Stimmungen aufzuzählen, würde zu weit führen, sie sind bekannt. Auf ihren Glückswert aber werden sie zu prüfen sein; ihres Wesens und ihrer Bedeutung werden wir uns klar sein müssen, um ihre Pflege oder Bekämpfung zu unserm Glücke zu lenken.

Auszuschließen sind von vornherein die auf körperlichen und seelischen Krankheiten beruhenden gänzlichen Verrückungen des Normaltons, das Verrückt- und Zerrüttetsein. In solchen Lagen kann von Selbsterziehung zum Glück nicht mehr die Rede sein; sondern der Arzt nimmt die Erziehung so lange in die Hand, bis klares Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung wiederkehrt. Wir haben es hier nur zu tun mit Verstimmungen wie Trauer, Kummer, Verzweiflung, Bangigkeit, Furcht, Angst, Niedergeschlagenheit, Verdrießlichkeit, Zorn und Ärger — bis auf die letzten zwei (die Verdrießlichkeit wohnt auf der Grenze) deprimierende oder passive Verstimmungen genannt; die letzten dagegen — Zorn und Ärger — sind erzitierende oder aktive Verstimmungen. Jene sind schlimmer als diese, weil sie heimtückischer, schleichender und glücksstörender sind; wie düsterer Himmel und Nebelschleier lasten sie auf uns; sie nisten sich am festesten ein, weil sie sich nicht entladen und nach außen treten können. Ganz schlimm aber, weil sie zu tief sitzen, weil sie chronisch und fast zur anderen Natur, also zum

Temperament, werden können, ohne es ursprünglich zu sein, sind Verdrießlichkeit, Bitterkeit und Schwarzgalligkeit, die alles als persönliche Beleidigung ansehen, die auch die unschuldigsten und harmlosesten Bemerkungen anderer als absichtliche Kränkung auffassen, selbst Schicksal und Zufall als tückische und boshafte Lebensmächte verurteilen und deshalb schon auf den Weg zum Verrücktsein führen. Man beobachte einmal solche Hypochondristen. Man wird bemerken, daß ihr Übel eigentlich in einem dumpfen, traurigen Egoismus besteht. Nur für das jämmerliche, von tausend Feinden bedrohte kleine Ich leben, denken und leiden sie; abgewendet von allem Schönen und Großen, das die Natur und Menschenwelt einem offenen Herzen bietet, teilnahmlos für die Freuden und Leiden der Nächsten lauern sie mit qualvoller Beharrlichkeit auf jede leiseste Empfindung in den düstern Winkeln ihres bangen Selbst und sie sterben eigentlich gefoltert ein ganzes Leben lang.

Menschen, die mit solchen Verstimmungen in stärkerem oder schwächerem Maße belastet sind, sind oft gerade die edelsten und besten. Ich kenne einen Mann, der edel im Grunde seiner Seele ist, nobel in seiner Lebensführung und Lebensanschauung, zuverlässig und sicher in jedem Wort, das er niederschreibt, der aber unausstehlich sich und anderen wird, wenn ihm hastige Verstimmung die ruhigen Gedanken kreuzt.

Des Menschen Hirn faßt so
Unendlich viel; und ist doch manchmal auch
So plötzlich voll! von einer Kleinigkeit
So plötzlich voll!

Tempelherrennaturen! Sie verletzen andere und damit ihr eigenes Glück. Solche Menschen könnten selber so glücklich sein und andere glücklich machen. Sie verscherzen sich

und anderen das Glück durch ihre Stimmungen. Um eines Hufeisens willen verdirbt ihnen das ganze Roß.

Ich kenne einen anderen Mann, der, gesund, vom Schicksal mit einer trefflichen Frau und trefflichen Kindern beschenkt, reich, auf stattlichem Eigengut in einer unserer schönsten Städte wohnend, alle Vorbedingungen zum Glück, selbst die eigener Vornehmheit der äußeren Erscheinung, besitzt; nur eins fehlt ihm, er ist nicht Herr über seine Stimmungen, gibt sich ihnen hin, weil's ihm zu gut geht und Sorgen und Arbeit ihm Stimmungen nicht fernhalten. Ihm würde damit gedient sein, wenn er das alte gute Wort beherzigte: Willst du alt werden, so iß Schwarzbrot und laß den Verdruß nicht über die Strumpfbänder hinaufkommen.

Man kann ja nicht immer gut gelaunt und gut gestimmt sein, aber eins kann man, sich wehren gegen Launen und Stimmung, sich mehr beobachten, sich abhängiger und freier machen von ihnen, an sich arbeiten, sich immer wieder und wieder zwingen. Und Hilfsmittel dazu gibt's genug: besonders Arbeit und Sorge um den Nächsten. Denn es ist eine Tatsache, daß diejenigen, die nur für sich selber zu sorgen haben, auch am meisten von Stimmungen beherrscht werden, daß diejenigen aber, die in kräftiger Sorge und Arbeit für andere stehen, gemeiniglich stimmungsfreudiger sind.

So niederdrückend und lästig deprimierende Stimmungen sind, so erhebend und stärkend können die exzitierenden Stimmungen Zorn und Ärger sein. Die Lebensregel: Mensch ärgere dich nicht! sollte man manchmal umkehren in die Regel: Mensch ärgere dich von Zeit zu Zeit, aber mit Verstand und, wenn's geht, mit Humor! Ein gesunder Ärger und auch ein gesunder Zorn läßt alles hervortreten, was

etwa unsere Glücksstimmung belastet. Solche Entstimmungen sind einer Katharsis gleich. Mit Recht sagt Onkel Bräsig: „Ärger mot sin, und jeder richtige Ökonomiker (ich möchte das auch auf Seelenökonomiker beziehen) muß sich dagdäglich zwei- oder dreimal ärgern; dat gehört zus Geschäft; aber gelinde, was ich en Hofjungensärger benenne.“ Im Ärger selber liegt hier schon die Heilung; wer sich „gelinde“ ärgern kann, ärgert sich schon souverän, so daß er die, die ihn ärgern, als Bräsigsche Hofjungen ansieht; tut er das, so liegt schon der Humor bei der Verstimmung, und jeder Humor hat siegreiche Kraft. — Humor und Wehmut, zwei Mischempfindungen und Mischstimmungen, deren Glückswert von unendlicher Tragweite so wenig gewürdigt wird, die gerade deshalb so bedeutungsvoll sind, weil sie gegen Leid, Schmerz, Weh, Trübsal, Not, ja gegen Verzweiflung die besten und festesten Bundesgenossen im Kampfe des Lebens, im Kampfe ums Glück sind. In ihnen fließen Lust und Leid oder Leid und Lust zu schöner Harmonie zusammen. In der Wehmut ist die Grundstimmung traurig; aber das uns umschwebende und durch die Trauer lebendig gehaltene Bild entschwundener, verloren gegangener Güter und dahingeschiedener Lieben läßt uns in der Erinnerung und Phantasie alles Erfreuliche und Schöne, was an dem Verlorenen war, nochmals durchleben und durchkosten; das gleichsam ästhetische Anschauen der Stimmung mischt dem Leid die Lust bei und klingt aus in dem Goetheschen Hohenliede der Wehmut:

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt.

Die traurige Stimmung schafft sich, indem sie sich in ihren Verlust versenkt und hineindenkt, selbst wieder Trost, Freude und Lust im Leid. Unter Tränensaat keimt das Lächeln der freudigen Erinnerung auf. Die Trauer wird gereinigt von den Erdenresten der Unlust, sie wird idealisiert: alles Kleinliche und Endliche wird beseitigt und weggeschafft: der läuternden Wehmut gilt das Wort:

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Wehmut ist Trauer, die sich selbst in milde Freude umsetzt, der Übergang von Weh zu Mut, zu neuem, reinerem und höherem Lebensmut. Naturen und Zeiten (und unsere Zeit krankt daran; das beweist ihr Mangel an echten und rechten Tragödien), die Wehmut nicht empfinden können, sind unglücklich daran, sie laufen Gefahr, den Mächten innerer Verrohung und Erstarrung anheimzufallen.

Ganz anders ist der Humor gestaltet. Hier ist Freude die Grundlage, froher Stimmungsflug die Macht, gesunde Launenhaftigkeit das treibende Element. Am schönsten hat Jean Paul die verschiedenen Arten des Humors gezeichnet: „Der erste Weg, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölk des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Das zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennester herausseht, man ebenfalls keine Wolfs-

gruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der mit den beiden andern abzuwechseln." Dort also in der Luft der ideale Humor, der die öde Wirklichkeit, das Reale und Endliche überfliegt; hier in dem Lerchennester der Humor des Realisten, der sich mitten in der Welt des Unvollkommenen behaglich einrichtet und im behaglichen Nestchen sein frohes Liedchen pfeift; und beides zusammen, der lustige Flieger und der behaglich-lustige Lieger in einer Person mit dem Sinn für das Ideale und mit frischer Auffassung für das Reale, der dort die Sonnen- und Lichtseite der Dinge sieht und trotzdem bei vollem Bewußtsein seiner Kleinheit, seines Unwertes und des sich breit machenden irdischen Wesens den Sinn für das Komische der Lage und ein lachendes Herz sich bewahrt. In solchem Lachen steckt kein Leichtsinn, kein Spott, keine Überhebung; denn man lacht ja über sich selbst mit, da man selbst auch behaftet ist mit der Ärmlichkeit und Erbärmlichkeit des Irdischen. Man fühlt sich heimisch in dieser unvollkommenen Welt, weil man volle Mitfreude, aber auch volles Mitleid und Mitverständnis mit seinesgleichen empfindet, weil damit Glück aus- und zurückstrahlt.

Solcher Humor ist unter den Germanen hauptsächlich im Norden daheim, wo äußere Stimmungslage der düsteren Natur und inneres Streben nach besserer Stimmungslage im Ringen liegen, wo am Himmel Regen und Sonnenschein, auf Erden Sommer und Winter beständig in scharfen Gegensätzen wechseln, im Menschen aber Frühlingsstimmung und Sonnenschein mächtig sich regen. Humor ist für diese Nordländer eine

Gottesgabe, weil er das Endliche zum Unendlichen erhebt, unglücksschwangere Mächte zu Glücksgeburten zwingt; dieser Humor wirkt erhebend und doch nicht zu erhaben wie die Wehmut, weil er die Wirklichkeit genießt unter dem Widerschein des phantasiereichen lächelnden Menschengeistes. Durch die Gitter und Eisenstäbe unserer Leiblichkeit, die das irdische Dasein zum Kerker machen könnte, sucht der Humor nicht nur fröhlich die helle Sonne, er sieht die Gitter und Eisenstäbe selber in goldigem Schein erquickender Himmelsstrahlen.

Und nun unser Ergebnis fürs Glück aus der Beobachtung der Temperamente und Stimmungen. Sind Temperamente und Stimmungen Naturgewalten, denen wir uns auf Gnade und Ungnade unterwerfen müssen, dann wehe unserm Glück, dann ist auch das Unglück eine Naturgewalt, das im Temperament und in den Stimmungen seine finstere Herrschaft über uns ausübt. Bleibt ihnen gegenüber aber der freien Selbstbestimmung und dem freien Willen eine lösbare Aufgabe, dann dürfen wir Hoffnung haben, daß die Lösung der Glücksaufgabe auch uns gelingt, wenn wir nur den festen Willen und den Mut haben, immer wieder an ihre Lösung heranzugehen.

Glücklicherweise haben nun die meisten Philosophen, die nicht dem krassen Pessimismus huldigen, haben die meisten Theologen, alle Pädagogen, die an eine Möglichkeit der Erziehung glauben, haben die meisten bedeutenden Rechtslehrer die Frage im günstigen Sinne beantwortet. Naturgewalten haben wir nur da, wo körperliche oder seelische Krankheiten und Zerrüttungen als unabänderlich und unheilbar den seelischen Strebungen die Kraft unterbinden und die selbstgewollte Richtung nehmen. Sonst aber befinden wir uns keinem unabänderlichen Temperaments- und Stimmungsfatum gegenüber. Tat-

sache ist allerdings, daß wir uns in unserem Temperamente nicht gänzlich umwandeln, daß wir uns kein völlig neues Temperament anschaffen können, ebensowenig wie wir über unsern eigenen Schatten springen können. Aber in Zucht und Disziplin nehmen, alle Auswüchse beschneiden, zumal wenn diese anderer und unser Glück stören, das können wir, ebenso wie wir unsern Schatten hinter uns bringen und verkürzen können, je nachdem wir zur Sonne unsere Stellung nehmen.

Wir sollen uns nur nie damit entschuldigen wollen, daß wir „nun einmal so seien". Das öffentliche Strafrecht hat noch niemals auf ein Temperament hin auf mildernde Umstände erkannt. Daß wir die Staatsgesetze, die zehn Gebote, die allgemeinen Vorschriften der Religion und Moral beachten und befolgen, gilt aller Welt als selbstverständlich; und Temperamentsunterschiede werden dabei nicht in Rechnung gezogen: Äußere und sichtbare Vorschriften, geheiligt durch Geschichte, Brauch, Sitte und Glauben stehen gebietend da und werden befolgt. Für die Beherrschung der Temperamente und Stimmungen trägt ein jeder die Gesetze im eigenen Innern, ist ein jeder sein eigener Herr, Meister, Gesetzgeber und Seelsorger; hier beginnt Kleinarbeit am Glück, das getreue Schaffen im Kleinen, um über Großes gesetzt zu werden. Je öfter wir in diesem kleinen Kriege den Gegner bekämpfen und fesseln, je öfter wir Sieger sind, je öfter es uns gelingt, alle guten Geister wachzurufen im Kampfe ums Glück, um so zahlreicher werden die Glücksaugenblicke werden, um so mehr wird gutes Glück auch gute Gewohnheit in uns, in unserm Heim und in unserm Schaffen und Wirken für die Welt da draußen.

Siebentes Kapitel

Unser Glück und was die Leute sagen

Wie stehst du zu dem, was die Leute sagen? zum Urteil der Nebenmenschen über dich? zum Klatsch? zur üblen Nachrede? zur sogenannten öffentlichen Meinung? Hältst du diesen Mächten des Tages gegenüber deine Glücksempfindung möglichst ungetrübt? Oder bangst du vor dem vielköpfigen Ungeheuer so stark, daß du seine Angriffe und seine glückzerstörende Wirkung fürchtest?

Die Gesellschaft um dich herum hat ja nun einmal ein ungemeines Interesse daran, was du tust; sie hört von dir und redet über dich; dein schlechter Ruf dringt weit umher, dein guter bleibt auf der Schwelle deiner Türe. Es ist das nun einmal so und läßt sich nicht ändern: der gesellige Trieb des Menschen ist sehr kräftig; wenn dein Nächster nicht unmittelbar mit dir verkehren kann, so tut er's mittelbar; er kann es fast niemals lassen, dich zu beobachten, über dich zu urteilen, auch da, wo du ihn doch eigentlich gar nichts angehst; er macht sich dann zu gern zum Richter über dich, auch wo ihm niemand dies Amt verliehen. Wo zwei oder drei an Straßenecken oder auf dem Markt zusammenstehen, wo fünf oder sechs des schöneren Geschlechts beim Kaffee tagen, wo sieben oder acht des stärkeren Geschlechts beim Schoppen dämmern, da gestalten sich fast allemal die Gerichtshöfe, die darüber beraten, was löblich und tadelnswert, schön oder häßlich, gut oder schlecht ist an dir und deinen Mitmenschen. Und nicht etwa geltendes Recht und

Rechtssatzungen bilden die Unterlage für diese Urteile, sondern Sitte, Mode, Brauch und das Recht des Dutzendmenschen und die Philisterhaftigkeit der Kultur und Zivilisation. Ankläger, Richter, Strafvollstrecker sitzen rund um einen Tisch und Zeugen sind alle die Wendungen: „er soll", „man sagt", „wie man hört", und außerdem Herr oder Frau X, Y und Z, die aber selber nicht zur Stelle sind, sondern bei ihren Zeugenaussagen ohne ihr Wissen nur zitiert werden. Wie bei der mittelalterlichen Feme wird der Angeklagte nicht geladen; er hört erst von dem Urteilsspruch oder hört auch nicht davon, wenn der Spruch gefällt ist und durch Gassen und Häuser seinen geflügelten Lauf nimmt. Glücklicherweise kommen und verschwinden solche Urteile rasch; heute sind sie da und haben Geltung; morgen verschwinden sie, weil andere Urteile neuesten Datums über andere Personen sich nachdrängen. Auch wankelmütig und unbeständig sind sie: „Hosiannah" und „kreuzige ihn" liegen unmittelbar nebeneinander. Und dann tragen diese Urteile unter Umständen etwas ungemein Philisterhaftes an sich, wie ihre Urheber. Alles Große, Ungewöhnliche, kraftvoll Persönliche, alles, was über den Durchschnitt hinausgeht, ist diesen Richtern unbequem, sie ziehen es deshalb mit Vorliebe vor ihren Richterstuhl, um ihr Urteil dranzuhängen. — Dieses Gerede der Leute, dieser Klatsch, diese öffentliche Meinung haben nun schon viel Unglück im Leben angerichtet: manche Verlobung, manche Freundschaft ist auseinandergeklatscht, in manche Familie, in manche Ehe ist durch dieses unheilvolle Wesen Unfrieden und Zwist geraten; manch edler Mann, der sein Bestes für Amt und Wirkungskreis dahingegeben, ist rücksichts- und erbarmungs-

los von dieser Macht gestürzt; in manches Herz hat sie Bitternis, Enttäuschung und Menschenhaß getragen.

Wie soll man sich gegen diesen Friedensstörer und Glückszerstörer verhalten, um sein Glück und seine Glücksempfindung zu schützen und rein zu halten? Vor allem sollen wir uns, wenn wir wieder erfahren, was die Leute sagen, fragen, ob es auch die rechten Leute sind, die etwas sagen. Wir sollen ferner bedenken, daß die Leute da draußen, die uns fremd sind, doch niemals uns richtig beurteilen können, da unsere Handlungen nur einzeln und abgerissen ihnen bekannt werden, da sie das wenigste davon sehen, weil Gutes und Böses im Verborgenen geschieht und von uns nur das in die Erscheinung tritt, was mehr gleichgültiger Natur ist, was die Mitte hält zwischen Gut und Böse und was also nach beiden Seiten hin beurteilt werden kann, je nachdem Strenge oder Milde der Gesinnung sich zum Richter macht. Aber auch, wenn's nicht immer die rechten Leute sind, die sich zum Urteil berufen fühlen, auch wenn dieses Urteil auf falschen Voraussetzungen beruht, so dürfen wir immer zu unserm Glück bedenken, daß auch der dümmste Stammtischphilister, die törichtste Kaffeeschwester und der frechste Journalist in ihrem Urteil ein Körnlein Wahrheit bringen können. Nehmen wir deshalb dem Klatsch sein Treiben nicht übel; besser ist's, alles zu prüfen, was umläuft, und das Körnchen Wahrheit zu unserm Glück zu behalten. – Klatsch und öffentliche Meinung haben doch auch ihr Gutes. Soweit sie sich geltend machen als Bewahrerinnen guter Sitte – auch wenn die Form, in der sie sich geltend machen, verletzend ist – verachte sie niemals, denn weise Beachtung dient zu deinem Glück. Die Sitte,

deren Sprachrohr die öffentliche Meinung nicht selten ist, bildet eine Schutzwehr der Sittlichkeit. Bist du deines Glückes und deines sittlichen Wesens Schmied aus eigenster Überzeugung und Kraft, so brauchst du ja nicht zu warten, bis du durch Schaden klüger, sittlich gefesteter und glücklicher wirst. Du selbst stehst dann mit deiner eigenen vernünftigen Überlegung auf seiten jener erziehenden geselligen Macht, die deiner Sittlichkeit nütze sein kann; du selbst bekämpfst aus eigener Kraft Wünsche und Neigungen, die nicht durchaus gut und lobenswert sind. Aber wie oft wird das Urteil, das in dir vorhanden ist und das dich lenken sollte, durch Leidenschaftlichkeit oder durch Verstimmung des Augenblicks getrübt, wie oft wird dieses unterdrückt durch bedenkliche Selbstliebe. In solchen Stimmungen und Trübungen kannst du in dem, was die Leute sagen, wie in einem Spiegel das Richtige lesen und deinem Glück, das schließlich doch am sichersten ruht auf der Grundlage harmonischer Seelenstimmung, sehr hilfreich sein.

Stehst du so zu dem, was die Leute sagen, so kannst du dich im übrigen auch einmal mit gutem Gewissen auf den Boden stellen, auf den die besten Männer und kraftvollsten Persönlichkeiten der Vergangenheit sich mit ihrer Geringschätzung der öffentlichen Meinung und mit dem beglückenden Gefühle unbedingter „Wurschtigkeit" gestellt haben, kannst auf diesem Boden ruhig deines Weges gehen und allenfalls auf die Welt um dich auch einmal pfeifen. Wenn du dich an deinen Naturgaben still freust, am eigenen sittlichen Sein und Werden nach besten Kräften arbeitest, in Haus und Familie, in Amt und Beruf streng tust, was deine Pflicht erheischt, dann brauchst du nicht darauf zu warten, daß

andere Leute das Geleistete anerkennen und es gebührend und richtig würdigen. Dann wirst du dir die schönste Unabhängigkeit der Gesinnung gegen den Druck der oberen und unteren Mächte erringen, die doch schließlich allein wahrhaft glücklich machen kann. Vieles um uns drängt ja heutzutage dahin, Abhängigkeitsverhältnisse zu erzeugen, die oft schlimmer sind als Sklaven- und Knechtsdienst vergangener Zeiten. (Ich bemerke, daß diese und die folgenden Worte niedergeschrieben sind lange vor dem Ausspruch von „der gottgewollten Abhängigkeit".) In den Zeiten, da die Kultur noch nicht auf ihrer Höhe stand, beschränkte vielfach die Natur des Menschen Glück; denn der Mensch war noch nicht so Herr über die Natur, wie der Sohn des zwanzigsten Jahrhunderts. Jetzt sind's aber die Menschen, die kultivierten und zivilisierten Menschen, die uns einzwängen und vielfach unglücklich machen. Vorgesetzte, Gönner, Freunde, Feinde, Parteigenossen, Parteigegner, getreue und ungetreue Nachbarn, Herren und Diener, gnädige Frauen und Dienstmädchen verlangen Anbequemung, Abwehr, Liebedienerei, modernen Sklavensinn, feige Selbstverleugnung, die in den herrschenden Kreisen zum esprit de corps werden können. Kann da noch Glück gedeihen? Für Weichlinge, Jenachdemnaturen und Dutzendmenschen allerdings; nicht aber für den, der der Wahrheit, dem Rechten und sich selber treu bleiben möchte, der gegen Gunst und Ungunst, Neigung oder Mißachtung sich tapfer wehrt. Denn das Sichselbsttreubleiben ist schließlich doch das schönste Glück, weil wir uns so niemals über uns selbst zu ärgern Anlaß haben werden, weil der innere Schwerpunkt und die innere Freiheit uns erhalten bleibt. Unabhängigkeit der Gesinnung wird uns auch darüber trösten, daß die

Menschen den Beifall nur spärlich austeilen, daß sie unser Lob verkümmern und, wenn es tunlich ist, in Tadel umwandeln. Willst du also nach Ehre streben, die die Welt, die andere Leute dir geben sollen, so mußt du dich schon stark der Welt und anderen Leuten anbequemen und ihnen zu Gefallen leben; du mußt vielfach auch auf den Schein hinarbeiten, nicht auf das Wesentliche; nicht was du sein willst, darfst du anstreben, sondern das, was die anderen Leute von dir wollen.

Unabhängigkeit der Gesinnung bringt auch noch ein besonderes Glück, nämlich die Gabe, wider den Strom zu schwimmen, die köstlicher Kraftentfaltung so wohl tut. Wer schwimmen kann und je nach langer Winterunterbrechung wieder im Strome sich tummelt und von Tag zu Tage mit kräftigen Armen mehr Wellen bricht, wird solche glücklichmachende Kraftempfindung aufs geistige Gebiet zu übertragen wissen und empfinden, was gemeint ist mit geistiger Schwimmkraft. Solche Glücksempfindung wird auch wachsen und fester werden und sie wird nicht den wechselnden und wandelbaren Einflüssen der glücksstörenden öffentlichen Meinung gegenüber sich schwächlich verhalten. Und gesellt sich zur Kraft noch der richtige Humor, dann kannst du auch einmal recht aus Herzens Grunde dich über die Welt lustig machen, indem du dich behaglich vergnügst über die Torheiten dieser Welt und den geflügelten Klatsch, der dich umfliegt. Vielleicht fällt deinem Humor der ironische Dichterspruch dabei ein:

„Freund, laß dir raten! Ja, das alte Lied:
Am Scheideweg sogar, dem schicksalsvollen,
Hätt' Herkules, bevor er sich entschied,
Erst alle seine Tanten fragen sollen."

Vollkommen wird deine Glücksempfindung aber erst dann werden, wenn du auch bei dem, was die Leute sagen, bedenkst, daß Glück ein Wechselgut ist, das nicht nur auf dem Glücklichsein, sondern auch im Glücklichmachen beruht. Hat doch Lieblosigkeit, Bosheit und Neid im täglichen Leben, im politischen Getriebe und im konfessionellen Zusammenleben schon viel Glück getrübt. Die häßliche Neigung der menschlichen Natur, über den Nächsten streng zu Gericht zu sitzen und ihn leichthin zu verdammen, trägt die Schuld. Gütiger, liebenswürdiger und glückbringender dürfte es sein, die schlichteste Anweisung glückhaften Umgangs mit Menschen aus dem 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes zu beherzigen und diese eindringliche Mahnung zu alltäglicher Nächstenliebe und zu freundlichem Urteil über die Mitmenschen in deinem ganzen Tun und Sprechen zu verwirklichen. Kleine und große Zusammenstöße sind ja bei der engen Lebensgemeinschaft der Menschen unvermeidlich und unter Umständen luftreinigend und belebend. Aber wer immer nur auf krassem Recht besteht, wer die Gerechtigkeit im gesellschaftlichen Verkehr auf die Spitze treibt und Splitterrichterei treibt, macht sich und seiner Umgebung das Leben schwer und das Glück ebenfalls. Noble Lebensanschauung rechnet beständig das Kleine ins Große, sieht Kleinigkeiten unter umfassenden Gesichtspunkten an und ist deshalb unerläßliche Vorbedingung zu wahrem Glück. Man wolle doch ja nicht immer allzu gerecht sein, sondern lieber möglichst viel Gutes vom Nächsten reden und nicht alles zum Schlechtesten kehren. Jemand hält mit seinem Gelde, das er reichlich hat, allzu knapp. Sag, er hängt mehr am Gelde, als nötig ist; sag nicht gleich, er sei geizig, sondern ein allzu ängstlicher und

sparsamer Haushalter. Jemand ist rücksichtslos. Sag, er sei gerad heraus, zu aufrichtig und zu wenig bedachtsam. Jemand ist sehr vergnügungssüchtig. Sag, er habe einen leichten und fröhlichen Sinn.

Wir sollten eben unsere Nebenmenschen in unserm Urteil immer ebenso behandeln, wie wir selbst behandelt zu werden wünschen, nicht pessimistisch, wie einsame, familien- und freundlose Männer und einsame Jungfrauen es so leicht zu tun pflegen (vgl. Schopenhauer, Kant und Friedrich den Großen) oder wie Leute, die in der Selbstsucht der Menge unter Hof- und Weltluft Schaden gelitten haben an ihrer Seele und gerechtem Urteil (wie z. B. De la Rochefoucauld). Lassen wir lieber feinsinnigem Optimismus Raum in unserm Urteil über die Menschen, wie Goethe, das liebenswürdigste aller Weltkinder, es getan und ähnlichen Geistes Kinder wie Gustav Freytag und Fritz Reuter in ihren Werken es so vortrefflich zum Ausdruck gebracht haben. Sie sagen doch nicht, daß die Schlechteren in der Majorität seien, sondern daß Gott heute wie zu allen Zeiten seine Sonne scheinen lasse über Gerechte und Ungerechte. Weshalb soll nicht auch unser Urteil über die Nebenmenschen von der Sonne optimistischer Menschenauffassung erwärmt sein, damit die Nebel schwarzseherischer Anschauung sich zerstreuen, die sich immer wieder zwischen uns und unsere Nächsten verwirrend legen wollen? Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß da, wo die Menschen haufenweise auftreten, kein angenehmer Eindruck bleibt, daß in öffentlichen, besonders in politischen Versammlungen sich viel Schmeichelei, Blähen, Spreizen, Neiden, Nörgeln und wer weiß was für Untugenden zeigen. Die Renommierfüchse junger und alter Art machen

sich hier wie auf deutschen Hochschulen allzusehr geltend; die Besten, d. h. die Stillen im Lande, treten zurück. Rücken wir erst den einzelnen aus der Masse menschlich näher, ohne daß irgendeine gesellschaftliche, politische oder konfessionelle Schale den echt menschlichen Kern verdeckt, ohne daß Phrasen, Redensarten und Unruhe des Getriebes die Hauptscheinwerfer bilden und das Wesen der Persönlichkeiten verzerrt erscheinen lassen, so haben wir doch vielfach ein anderes Bild. Je näher wir dem einzelnen in seiner Ruhe, in seiner Familie, in seinem persönlichen Schaffen treten, um so mehr werden wir ihn erkennen, verstehen und entschuldigen. Eignen wir uns solche Betrachtungsweise an, so werden uns die Menschen mehr und mehr zum Problem, das wir studieren und das uns durch freundliches Studium belehren und beglücken kann. Von Goethe ist einmal gesagt, er würde seinem Feinde nachgelaufen sein, wenn er von diesem Kenntnisse hätte erwerben können, besonders Kenntnisse des menschlichen Seelenlebens. Und erlangte er sie, so nötigte ihn das zu unbedingter Dankbarkeit. Deshalb war er auch allewege in seinem Urteil so gütig und menschenfreundlich; deshalb hörte man ihn so selten, ja fast niemals Böses den Leuten nachsagen. Wo ihn aber die Verhältnisse dazu zwangen, da hob er gern das Gute zugleich hervor, das Böse aber suchte er zu erklären. Wie wurde er beispielsweise stets dem ihm unsympathischen Kotzebue gerecht. Die Neigung, Böses nachzusagen, die Genugtuung, welche Mißerfolge von Gegnern zu gewähren pflegt, fehlte ihm gänzlich, während er in der Freude am Positiven auch geringen Wertes so weit ging, daß er zuweilen sogar mittelmäßigen Kräften, die das gemeine Maß nicht überschritten, Anerkennung zollte. Ver-

breitet solche Lebensanschauung nicht freundlichen Glanz des Glücks? Naturen, die das Leben und die Menschen anders auffassen, frösteln doch eigentlich beständig inmitten einer kühlen Menschheit und sehnen sich nach einem besseren Klima, das sie um sich haben könnten durch richtige Empfänglichkeit. Menschen wie Goethe hingegen umgeben sich mit einer Schar glücklicher Menschen, die ihr Bestes darzubringen stets mehr und mehr sich mühen und auf die hinwiederum die Sonnenwärme des glücklichmachenden Mannes ausstrahlt.

Was man selber auf diesem Gebiete tut, pflegt sich in der nächsten und ferneren Umgebung zu steigern. Und was im engeren und weiteren Kreise dann „die Leute sagen", gehört nicht mehr zu den glücksstörenden und glücksfeindlichen Mächten des Lebens, sondern zu den glückserhebenden und glücksfreundlichen Kräften.

Achtes Kapitel

Glück, Politik und Vaterland

Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied! Ein leidig „Lied" singt Brander in Goethes Faust und viele haben's ihm nachgesprochen und dem Worte eine Bedeutung beigelegt, die ihm nahezu allgemeine Geltung verschafft hat. Und doch muß man bezweifeln, ob es diese hat. Es kommt doch sehr darauf an, welchen Inhalt ein politisch Lied hat und wo und wie es gesungen wird. In Auerbachs dumpfem Keller, angestimmt von bekneipten Studenten, denen der Teufel selber schließlich Wein zapft und kredenzt, mag ein solches Lied ein garstig Lied heißen, anderswo klingen politische Lieder doch anders. Wenn wir im Jahre 1870 ermüdet vom Marsche zur Hebung unsrer Kräfte oder beim Durchmarsch durch französische Städte zur Äußerung deutschen Stolzes „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" oder „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben" sangen, so war ein politisch Lied durchaus kein garstig Lied. Und wenn wir in unserer Jugend Tagen voll Sehnsucht nach künftiger Macht und Stärke und einheitlicher Gestaltung unseres Vaterlandes Arndts Lied „Was ist des Deutschen Vaterland" oder „Schleswig-Holstein meerumschlungen" oder „Deutschland, Deutschland über alles" anstimmten, so war das auch kein garstig und kein leidig Lied, sondern ein so herrliches Lied, wie kein anderes.

Mit der Politik geht's ähnlich. „Die Politik verdirbt den Charakter" hat vor Jahren einmal eine unpolitische

Zeitung gesagt und seitdem sprechen's die Leute nach, besonders solche Männer, die vorsichtig mit ihrem Charakter umgehen müssen und die nicht verstehen, mannhafte Glückswerte aus politischer Betrachtung und politischer Betätigung zu schöpfen. Es kommt auch in der Politik darauf an, mit welcher Grundanschauung und mit welchen Grundsätzen ich dem öffentlichen Leben gegenüberstehe und mit welcher Klarheit und Willenskraft ich im politischen Leben handle. Wir Deutschen vor allem sollten uns durch solche Zeitungsphrasen nicht irre machen lassen, sollten zu männlichem Glück nur tapfer Politik treiben. Ein Vorbild zu nehmen an jenen Spießbürgern vom Ostersonntag in Goethes Faust, die Frieden und Friedenszeiten segnen und nicht in ihrer Ruhe gestört sein mögen, steht uns nicht mehr an. Hinter Maßkrug und Seidel wohnt kein echtes politisches Glück, sondern Dumpfheit pfahlbürgerlichen Stumpfsinns, das seinen Ärger nur herunterspült, um noch nörgeliger zu werden. Wir sollten vielmehr allen politischen Fragen klar auf den Grund sehen und danach handeln. Dann können wir aus allem Glücksfolgerungen ziehen, die uns stärken und heben und unsern Charakter nicht verderben, sondern veredeln.

Wer aus der Politik Glückswerte schöpfen will, der muß vor allem bestimmte politische Grundanschauungen und Grundsätze besitzen, der muß mit weitem Blick und ruhigem Verständnis in die Welt blicken und mit jenem schönen maßvollen Optimismus, der ohnehin zu aller praktischen Lebensphilosophie gehört und der mit der Diätetik politischen Denkens aufs innigste verbunden sein muß. Ich kann mir ein Glück in der Politik zurzeit nicht anders denken als auf dem Boden weitherziger freimütiger Lebensauffassung. Duld-

sam muß ich sein gegenüber jeder Weltanschauung, auch wenn ich sie nicht zu teilen vermag, ich muß aufmerksam fremde Meinungen prüfen und klares Empfinden für fremde Ansprüche besitzen, muß die feine Kunst der Gerechtigkeit üben bei der Beurteilung des geschichtlichen Ganges unseres Staatslebens und muß vor allem alles Entwicklungsfähige zu erkennen und zu werten suchen. Mit klarem Blicke muß ich prüfend in die Leiden, das Elend und die Schäden unserer Zeit schauen, um sie zu verstehen und zu würdigen. Und wenn dieses Leiden und Elend sich in politisch überspannten Formen äußert, nach unerreichbaren Zielen strebt, so soll ich nicht voreilig verdammen, sondern prüfen, woher denn die Schäden kommen, und fragen, ob der Grund nicht in Ungerechtigkeiten unserer ganzen Entwicklung liegt, und bei dieser Prüfung soll ich mein Urteil nicht beirren lassen durch Furcht, Eigenliebe und Selbstsucht, auch nicht durch Verzweiflung oder Mißtrauen. Denn geschichtlich ruhige Betrachtungsweise weiß, daß widerstrebende Kräfte, die aus dem Fortschritt erwachsen, sich fast immer dann am leichtesten in die historische Entwicklung eingelebt und in den Rahmen der Staats- und Gesellschaftsordnung eingefügt haben, wenn die sogenannten führenden Stände zeitig für den Ausgleich politischer Ungerechtigkeiten und Gegensätze gesorgt haben. Es ist nun einmal ein unverbrüchliches Gesetz gesunder historischer Entwicklung, daß die Unterschicht des Volkes, auf deren Lebenskraft, wie auf fruchtbringendem Humus, die Zukunft eines jeden Volkes beruht, hinaufdringt und sich geltend macht im politischen Leben. Wo der gesunde Staatsgedanke dann alte Formen sprengt und neue Lebensformen schafft in der kräftigenden Freiheit der Sonne,

die für alle und nicht nur für bevorzugte Kasten scheint, da soll man sein Glück darin suchen, dieses Werden und Schaffen an allen Enden zu begreifen und als neues Leben zu begrüßen. — Gerade in unseren Tagen (es ist die Zeit vor dem großen Kriege gemeint) ist solch glückhafte politische Anschauung angebracht. Wer auf unser Deutsches Reich und seine Entwicklung mit wenig Freudigkeit blickt, weil er die Rechte, die das Reich auch dem geringsten Bürger gewährt, als Kulturstörung ansieht, wer das Reichstagswahlrecht für eine verfehlte und schädliche Einrichtung hält, wer die Hitze der politischen Kämpfe, die mit jenem Rechte nun einmal unlösbar verbunden sind, als etwas Unbehagliches, Unerträgliches und Entsetzliches empfindet, der kann kein Glück in der Teilnahme am politischen Leben sehen. Wer dagegen erwägt, welche ungeheuere Arbeit im neuen Reiche geleistet ist, welche Fortschritte wir gemacht haben seit seiner Gründung, wie wir in der Welt ganz anders dastehen, als vor vierzig oder fünfzig Jahren, wer im Reichstagswahlrecht eine Art von Sicherheitsventil sieht, aus welchem das Kampfbedürfnis verpufft, das im Mittelalter in Kampf und Fehde und Raufereien sich Luft machte, wer es nicht vergißt, daß die politische Gestaltung des Reiches eine eigenartige ist, die sich erst einleben muß, der wird sich hüten, auch wenn die Gegenwart arm an politischen Freuden sein sollte, durch vorübergehende Einzelerscheinungen unbehaglicher Art sich die Lust am politischen Leben verderben zu lassen. Er wird sich vielmehr des Großen freuen, das auch heute noch im Reiche und überall wohnt, wo deutsche Reichsgenossen ihre Arbeitsstätte aufschlagen, er wird sich der Zeiten erinnern, da das Große geschaffen wurde,

und wird sich sagen, daß solche Zeiten einmal wiederkommen, wenn es gilt, den großen Besitz auch zu behaupten mit den Kräften, mit denen er erworben wurde. Jedenfalls wird er nicht so engherzig und so sentimental sein, darüber zu klagen, daß die aus dem Großen geschaffenen und aus außerordentlichem Vertrauen gegebenen Rechte auch einmal falsch angewandt werden können. Er wird sich hüten, zu verlangen, daß diese politischen Rechte, die heute mit Fug und Recht jedem Bürger gegeben worden sind, weil jeder auch verpflichtet ist, zum Schutze des Vaterlandes Wehr und Waffen zu tragen, morgen einem Volke wieder genommen werden, das übermorgen gerade wie in den Tagen der Begründung des Reiches verpflichtet ist, mit der Waffe in der Hand unter Aufopferung von Leib und Leben dieses Reich zu schützen. Anders lägen die Dinge, wenn die durch Stellung und Vermögen bevorzugten Stände die Sicherheit ihres Besitzes und Daseins durch ein aus eigener Tasche bezahltes Söldnerheer schützten. Da dem nicht so ist, soll man gerecht sein bei Verteilung politischer Rechte. Das sieht man nicht ein, weil kleinliche Geister und kleinliches Urteil das Oberwasser haben, die nicht bedenken, wie in der Tiefe gesunde Strömungen wallen, die im ganzen Volke sich zeigen, wenn Zeiten kommen mit starkem nationalen Empfinden, wenn es sich etwa handelt um Opfer des Reiches für seine Kolonien oder um die Verstärkung unserer Wehrkraft oder um Gefahren, die mit dem österreichischen Bundesgenossen gemeinsam zu bekämpfen sind. Es steckt noch viel gesundes Leben und tapfere Gesinnung in unserem Volke, Imponderabilien und Ideale sind noch nicht geschwunden. Man braucht deshalb nicht als klagender Philosoph am Wege zu stehen, sondern

kann als praktischer Politiker das Leben genießen. Vor allem soll man sich dieses nicht stören lassen durch politische Schlagworte. Denn was heute ein Schlagwort heißt, kann morgen schon eine ganz leere Phrase sein. Ein solches glückstörendes Schlagwort ist das Wort von der Demokratisierung unseres Staates. Was heißt das überhaupt? Ich will nicht erinnern an Buckles schönes Wort: The hall of science is the temple of democracy oder an Rousseaus Worte: S'il y avait un peuple de dieux, il se gouvernerait democratiquement. Un gouvernement si parfait ne convient pas à des hommes; ich will nur das sagen, daß man, je älter man wird und je ruhiger und gefestigter in liberaler Weltauffassung, die Vereinigung von Monarchie und Demokratie Sympathie erweckt und Uhlands Wort aus der Paulskirche, daß kein Haupt über Deutschland leuchten werde, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt sei, seinen prophetischen Charakter bewahrt und jede Spur von Phrase verliert. Seitdem unsere Armee dem Volke gegeben ist, seitdem sie „demokratisiert" ist, sollte man doch nicht so ängstlich vor diesem Volke sein und sollte uns mit Schlagworten nicht bange machen. Ich habe den Krieg von 1870/71 als gemeiner Soldat mitgemacht, habe monatelang in Feindesland eine Korporalschaft geführt, habe in die Herzen des gemeinen Mannes manchen Einblick getan und habe die Angst vor Demokratisierung gründlich verlernt. Denn ich habe so viel schlichtes und selbstloses Pflichtgefühl, so viel Königstreue und Manneszucht auch bei Leuten gesehen, die im Frieden vielleicht einem Sozialdemokraten ihre Stimme geben, daß mein politisches Glücksgefühl nicht gestört worden ist.

Diese Worte waren im Jahre 1910 niedergeschrieben.

Was ich damals über Glück und Politik gedacht und gesagt, kann ich heute mit einer gewissen Befriedigung wiederholen, aufrechterhalten und erweitern.

In dem gewaltigen Kriege, der uns jetzt umgibt, unter dem Schutze des Burgfriedens, den dieser Krieg uns auferlegt, haben sich unsere Anschauungen über Politik so verschoben, daß für Glücksempfindungen daraus erfreuliche Ergebnisse hervorgehen.

Die Verteidigung unseres Vaterlandes, die Feinde ringsum, die unsere feste vaterländische Burg umstürmen, haben uns zu einer Einmütigkeit zusammen geschart, wie sie noch niemals vorher bestanden. Alle politischen, sozialen, wirtschaftlichen Strebungen haben sich auf ein großes vaterländisches Ziel — den ruhmvollen Frieden — hin geeinigt. Alle deutschen Geister haben sich genähert, das gegenseitige Verständnis und Vertrauen deutscher Volksgenossen ist in starkem Maße gewachsen, gemeinsames Schaffen und gemeinsame Arbeit haben sich zu werktätiger Nächstenliebe zusammengetan. Das Geld, das im Lande war, von den Millionen des größten Industriellen an bis zum bescheidenen Sparpfennig des kleinen Mannes und des kleinsten Abcschützen der Schule hat sich in den Dienst des Schutzes unsres deutschen Vaterlandes gestellt. Des deutschen Burgfriedens Macht hat in wunderbarer Weise sich gezeigt. Eine feste Burg ist unser Gott wurde zum politischen Lied unseres Volkes. Als feste Burg stand unser Vaterland zu drohendster Kriegszeit unter dem starken Schutze des inneren Friedens, der eine Glücksempfindung ausströmte, wie wir sie in unserem politischen Leben so edel und tief noch nicht erlebt haben. Wie eine Befreiung und wie eine Beglückung war es, daß

einmal der ganze Wust und Unrat weggefegt wurde, der unseres Volkes glückhafte Einmütigkeit so oft gestört hat. Ein Volk, ein Geist, ein gemeinsames Denken, Empfinden und Fühlen innerhalb unseres Vaterlandes ebenso wie auf allen Fronten vorm Feinde im Westen, Osten und Süden und auf den Meeren rings um Europa bis weithin zum fernen Ostasien. Wie nie zuvor in unserer Geschichte war unserm Volk in seiner Gesamtheit das Glück ernsten politischen Denkens verbunden mit opfermutigem vaterländischem Empfinden beschieden.

Diesen Willen zur Einigkeit uns zu wahren als ein Vermächtnis des großen Krieges, als Burgfriedenswert, das wird die Aufgabe künftiger Friedensarbeit sein. Der Krieg hat uns gezeigt, wie wir jedem falschen Parteigeist die Wege weisen können, er hat uns die Kunst gelehrt, wie man bei aller festen Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei und zu einer bestimmten politischen Richtung sich doch über diese erheben und lernen kann von der glückhaften Warte des Vaterlandes, die höher und aussichtsfreier liegt als die Zinnen der Partei, hinauszuschauen aufs große Ganze und wie man dann, wenn man von dieser Warte hinabsteigt in die Niederungen politischer Arbeit, hineinzublicken stark ist in die Seele des Volkes und wie man für dieses und für des Vaterlandes Wohl die richtigen politischen Arbeitsziele zu erreichen bestrebt wird.

Und wenn in der Kriegszeit gerade die Partei, der man es vor dem Kriege an manchen, ja an vielen Stellen nicht zugetraut hatte, jene Kunst meisterhaft geübt hat, dann sollen wir nicht Pharisäer sein und uns nicht für besser halten als jene Männer, die wie ihre Volksgenossen

gern Gut und Blut fürs Vaterland dahingegeben haben. Deshalb wollen wir politisch glückhafte Worte, die aus ihren Kreisen stammen, nicht vergessen, sondern für die glückbringende politische Arbeit des Friedens im Gedächtnis bewahren. Es sind goldene Worte, die also lauten: „Einigkeit muß herrschen zwischen den Parteien. Wer jetzt nichts Gescheiteres weiß, als die Gegensätze zu proklamieren, die jeder kennt, der schadet unserm Volk. Einheit muß hergestellt werden, auch zwischen den Klassen. Es gilt, zum Bewußtsein zu bringen, daß gegen die Zerstörung des deutschen Wirtschaftslebens, die uns von England angedroht wird, der deutsche Arbeiter und der deutsche Kapitalist sich gemeinsam zu wehren haben. Die Einheit der Nation in diesem Kriege muß sich aber auch darin ausprägen, daß alle Parteien der Regierung und dem Heere entschlossen zur Seite stehen. Die Regierung bedeutet in diesem Augenblick kein anderes politisches Prinzip als das der Erhaltung unserer nationalen Existenz, das Heer das Mittel dazu. Jetzt handelt es sich nicht um Doktorfragen wie ‚Republik oder Monarchie?', ‚Stehendes Heer oder Miliz?', auch nicht darum, ob die deutsche Politik vor dem Kriege fehlerlos gewesen ist, sondern allein um die praktische Frage, Deutschland nicht vernichten zu lassen. Die deutsche sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaftsbewegung haben das sofort begriffen und richtig angefaßt. Vom Tage des Kriegsausbruches an haben sie ihre Hilfe der Regierung und den Militärbehörden sowie den von anderen Klassen und Parteien geschaffenen Organisationen zur Verfügung gestellt, vor allem, um die innere Rüstung Deutschlands auszugestalten, die Versorgung der Familien der Kriegs-

teilnehmer und der durch den Krieg arbeitslos Gewordenen, die Pflege Verwundeter, die Beschaffung und Verteilung von Nahrungsmitteln. Diese gemeinsame Arbeit stärkte zugleich das Einheitsbewußtsein. Geschah ja doch dies alles im gemeinsamen Interesse des ganzen Volkes." Das sind schöne Worte aus sozialdemokratischen Kreisen, die jeder unterschreiben kann.

Und andere Worte lauteten gleich wie jene: „Sonst waren die anderen Klassen und Parteien, Regierung, Rechtsprechung und Verwaltung der Feind. Heute, für die Gegenwart und die uns jetzt obliegende Arbeit des Schutzes unseres Volkes vor dem äußeren Gegner, sind sie Bundesgenossen." „Politische Klugheit und Verantwortlichkeitsgefühl müssen sich jetzt darin zeigen, daß man nach Möglichkeit das Verbindende und nicht das Trennende betont, und daß Personen, die dazu nicht imstande sind, einstweilen beiseite treten und schweigen!" „Wer jetzt, wo die Einheit der Arbeiter mit dem ganzen Volke sich in Taten bewährt hat, daran herummäkelt und sie zu untergraben sucht, der besorgt höchstens die Geschäfte derer, die jede freiheitliche Entwicklung hintertreiben möchten."

Also angesichts der äußeren Gefahren hat es im Burgfrieden fast keine Parteien mehr gegeben. Am 2. Dezember 1914 konnte der Reichskanzler verheißen, daß es auch in den Kämpfen der Zukunft für die Regierung nur noch Deutsche geben werde, „einer dem anderen gleich, einer dem anderen die Hand reichend für ein einziges, heiliges Ziel". Dieses Ziel ist kein anderes für alle Zukunft als des deutschen Staates und Volkes ungebrochene Einheit und Kraft.

Diese Grundanschauung muß auch im Interesse des Glückes, das aus politischer Tätigkeit sich ergibt, in die Friedenszeit mit hinübergenommen werden. Und das kann geschehen, wenn wir in den politischen Kämpfen des Friedens, die ja unausbleiblich und nützlich sind, diejenige politische Bildung als vollwertig ansehen, die dahin strebt und die so kühn und mutig ist, sich allgemein zu machen und alle Staatsbürger ohne Unterschied in sich zu fassen, gleich zu achten und gleich zu stellen. Erst eine solche politische Bildung ist ein wirklicher und wirksamer Bestandteil gesunden und glücklichmachenden politischen Lebens, ist ihrer selbst sicher und ist die Grundbedingung großer Volkskraft und staatlicher Macht. Wenn Fürst Bismarck gesagt hat: „Die politischen Parteien sind der Verderb unserer Verfassung und der Verderb unserer Zukunft" und wenn er den Parteihader „den alten deutschen Erbfeind" genannt, so hat er das doch nur von den Parteien gemeint, die die Partei höher einschätzen als das Vaterland und als des Staates Wohl und Bestand. Wie würde er jetzt ganz anders urteilen, wo wir den alten deutschen Erbfeind so kräftig überwunden haben. Es ist doch ein erhebendes Gefühl, ein Gefühl hohen Glückes, was wir jetzt erlebt haben, wie der einzelne, wie die einzelne Partei etwas Belangloses, Nichtiges ist, wie jeder Bürger vom Staate, zu dem er gehört, seine Kraft erhält, seine Handlungen und seine Gedanken bestimmen läßt, wie er sich dem großen Ganzen, das über allem Persönlichen steht, weiht, und wenn es sein muß, ihm opfert, wie sich unser ganzes Volk seiner Pflicht fügt, wie sich in ihm der Geist Kants, der Geist Fichtes, d. h. aller großen Patrioten, die vor hundert Jahren unser Volk zu voller Wehrkraft auf-

riefen, wie sich in ihm nicht zuletzt der Geist Bismarcks offenbart. Es ist gewiß eine Glücksempfindung, Idealen zuzustreben; aber für männliches Empfinden das höchste Glück, politische Ideale zu verwirklichen, wie es jetzt geschieht. Daß diese Ideale, die in der Not des Krieges dem Reifen nahe gebracht sind, auch im Frieden ihren Ertrag bringen, daß aus der Zeit heiligen Zwanges in die Zeit friedlicher Freiheit wir unsere politische Kraft als freies Volk mit hinübernehmen, das ist zu wünschen. In diesem Kriege hat sich unser Volk seine Freiheit des Handelns selbst gegeben, es hat sich ohne jegliche Bevormundung volljährig gezeigt, indem es das Vaterland und den deutschen Staat über alles gesetzt hat, es hat gezeigt, daß es politisch denkt, empfindet und einen starken politischen Willen hat. Der Friede, das ist zu hoffen, wird diesem Volke den Einklang von Politik, Vaterland und reicher Glücksempfindung nicht wieder rauben, wie das schon einmal, vor hundert Jahren, zu unserem Unglück uns widerfahren ist.

Neuntes Kapitel

Glück und konventionelle Formen

Daß unser Glück auch von den konventionellen Formen abhängt, die uns oft so lästig sind und es doch nicht sein sollten, ist keine Frage. Diese Formen umgeben uns wie Luft und Licht; auf Schritt und Tritt begleiten sie uns, falls wir nicht einsam in Abgeschlossenheit von der Welt dahinleben. Und sie sind meist mehr wert, als mancher meint, der uns glauben machen will, er könne sich darüber hinwegsetzen oder sich vollständig gleichgültig dagegen verhalten. Es ist tatsächlich fast keiner frei, der dieser konventionellen Ketten spottet. Diese Ketten als freundliches Gehänge und als freundlichen Lebensschmuck zu verwenden, ist Sache verständiger Glücksauffassung und humorvoller Glücksempfindung. Bei richtigem Zusehen, bei ernster Prüfung, bei freundlicher Stellungnahme werden uns ja auch viele scheinbar törichten Bräuche und Formen nicht so dumm vorkommen, als sie der rasch urteilende Nörgeler darstellt; sondern ihrem Werte, ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach werden sie uns als glücklicher und glücklichmachender Brauch erscheinen, dessen Torheiten, die ja auch vorhanden sind, man nicht beseitigen wird, wenn man alle hergebrachte Überlieferung in Bausch und Bogen verurteilt und verdammt, anstatt nur das aufs Korn zu nehmen, was an dieser Überlieferung allzu töricht, zu beengend und deshalb glücksstörend ist.

Diese konventionellen Bräuche sollen ja nicht heiligen Bräuchen gleichgestellt und nicht etwa angesehen werden

als Wesen, die das Recht haben, die Toga eines ethischen oder ästhetischen Prinzips zu tragen, sie sollen vielmehr als freundliche Mächte gelten, die im farbenfreudigen Gewand eines schönen Brauchs oder einer guten Sitte den Verkehr unter Menschen liebenswürdig erleichtern. Unfreundliche und sauertöpfische Beurteilung redet ja gern immer von dem, was sein sollte oder sein müßte, ohne darauf Bedacht zu nehmen, ob überhaupt vieles in der Welt sich ändern läßt und ob wir, wenn wir das Gewand, das wir besitzen, abwerfen, nicht schließlich recht unschön dastehen. Man würde sich mit seinen Glücksempfindungen oft weit besser abfinden, wenn man sich anstatt mit dem „Es sollte sein" zunächst auch einmal mit dem „Es ist so" begnügen und sich fragen würde, weshalb es denn wohl so und nicht anders gekommen ist. Verbesserungen sind ja auch dann nicht ausgeschlossen, ja viel leichter möglich, weil freundliches Fordern, das auf der Kenntnis des Werdens und Wesens der Dinge beruht, viel weiter kommt als schroffes, rücksichtsloses Verlangen. Scheinbare Fehler und harmlose Torheiten hängen vielfach mit unsern Tugenden und unserm Glück so innig zusammen, daß jene sich nicht beseitigen lassen, ohne auch diese zu schädigen und zu verletzen. Wenn man genauer nach den Gründen der Erscheinungen forscht, wird man die Erfahrung machen, daß abfällige Kritik vielfach eine Folge der Schwäche unserer Augen war. Wer die Welt nur nach seinem Kopfe modeln will und verlangt, daß alles sich so gestalte, wie er's sich ausgedacht, der wird bald zu jenen grauen und freudlosen Gestalten sich gesellen, welche die Erde als ein Jammertal ansehen und die Menschen als ungeratene Geschöpfe; und er wird seine graue Freud- und Glückslosigkeit

dadurch nicht erträglicher gestalten, daß er behauptet, seine Welt sei eine vernünftigere und vollkommenere als die historisch gewordene.

Ist es denn nötig, daß das umständliche Verkehrs-zeremoniell, die zahllosen Verkehrs- und Höflichkeitsformen und -formeln unser Glück beeinträchtigen? Wie viele ärgern sich an den üblichen Formeln der Geselligkeit, den vielen Vorschriften der gebildeten Stände, wann und wie der einzelne zu reden und zu schweigen, zu nehmen und zu geben, Besuche zu machen und zu empfangen, sich zu kleiden und zu verbeugen, Briefe zu schreiben- und Anreden zu machen habe! Wie leicht stört es doch Menschenglück und schafft unbehagliche Stimmung, wenn ein Verstoß gegen diese Formen so hart beurteilt, manchmal härter getadelt und infolgedessen schmerzlicher bereut wird als die Übertretung der zehn Gebote und der Gesetze sittlichen Handelns! Wie lästig alle die Bräuche, wie Hutabnehmen, Händereichen und Händeküssen, die Anreden mit Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, gnädige und gnädigste Frau und so weiter bis zur Exzellenz und zu Majestät hinauf. Und dann all die Förmlichkeiten mit dem „ergebenst", „mit voller Hochachtung", „mit ausgezeichneter Wertschätzung", „gehorsamst", „gehorsamster Diener", die Wendungen „erzeigen Sie mir die Ehre", „habe die Ehre", „gestatte mir", „beehre mich", und die seltsamen Grußformen bis zum sonderbaren servus des unbefangenen Jünglings, dessen Harmlosigkeit auch nicht durch einen einzigen Kasus von mensa getrübt ist.

Gerade wir Deutschen betrachten so leicht diese Dinge als glücksstörende Formen und ebenso besitzen wir Deutschen auf dem Gebiete der Höflichkeitsformen und -formeln eine

schier unerschöpfliche Erfindungsgabe; kaum ein Volk zeigt sich so bereit, sich auf ein höheres Piedestal zu stellen mit irgendeinem Titel, in dem sich die Höflichkeit gezwungen uns nahen kann. Und auch im neuen deutschen Reich sind wir nicht anders geworden; wir bewegen uns zu den Höhen von Byzanz offenbar noch im Aufstieg. Mag sein, daß deutscher Hang zu Unhöflichkeit damit zusammenhängt, daß wir Germanen, ursprünglich ein Volk von Grobianen, durch die kampferfüllte Vergangenheit, die wir hinter uns haben, in dieser Eigenschaft noch bestärkt sind und nun in den vielen Höflichkeitsformen einen Schutz gegen unsere eigene Grobheit suchen, einen Zügel für die Naturburschenartigkeit unseres Wesens. Höflichkeit ist eine Friedenstugend, wir Deutschen sind aber ein Volk des Kampfes, noch heute bis an die Zähne gerüstet und in Wehr und Waffen. Dieser Gegensatz in unserem Wesen hat also seinen historischen Grund. Wenn wir dafür Verständnis fühlen, so wird das unserem Glücke nur zuträglich sein und der Pflege freundlicher Formen nicht weniger. Interessant ist, daß unsere Frauen noch mehr an Formen, Formeln und Titeln hängen als wir Männer. Die Friedensengel in einem kampfgerüsteten Männerstaate haben ein feines Gefühl für ihre Aufgabe.

Formen und Formeln der Höflichkeit gestalten sich also bei historischer Betrachtung, die man nach allen Seiten hin vertiefen kann, zu freundlichen Lebensmächten, denen man mit Humor begegnen soll. Und wäre es nicht schließlich auch unendlich langweilig in dieser Welt, die doch in Formen sich geben muß, wenn diese nicht so mannigfaltig wären und wenn sie nicht so köstlichen Beobachtungs- und Unterhaltungs-

stoff böten? Ist es nicht auch sinnvoll und zugleich liebenswürdig und glücksausgleichend, daß gerade wir Deutschen, die eine so kräftige, sei es angeborene Anlage oder historisch anerzogene Befähigung zur Grobheit haben, uns umgeben mit einer Fülle von Formen, damit wir durch sie gleichsam gebändigt und gezähmt werden zu unserm Glück? Das ist keine Phrase und soll kein inhaltloser Scherz sein. Formen und Menschenglück hängen doch inniger zusammen, als man gemeiniglich denkt. Im Urbeginn der Menschheitsentwicklung, in jenen Zeiten, da noch Krieg aller gegen alle war und Roheit gegen Roheit stand, gab's keine Höflichkeitsformen. Erst als man erkannte, daß es doch glückhafter sei, miteinander friedlich und schiedlich zu verkehren, als einander totzuschlagen und sich aufzufressen, verständigte man sich durch eine Art von Symbolen, von Parlamentärflaggen des friedlichen Verkehrs und durch Friedensformen gegenseitigen Übereinkommens, die allmählich zu konventioneller Bedeutung gelangten und für alle gültige Zeichen wurden. Die Selbstentwaffnung oder eine Körperhaltung, die den Gebrauch der Waffen ausschloß, atmeten Frieden: man senkte die Waffen, man streckte die offenen, aber leeren Hände dem Gegner entgegen, man kreuzte die Arme über die Brust. Diese dem Kriege entsprossenen friedlichen Symbole dauerten dann im Brauche fort, als der Friede von Dauer wurde; sie schliffen sich aber ab, wie die Sprache sich abgeschliffen hat. Ein Beugen des Körpers etwa oder eine Kniebeugung vertrat nunmehr das Knien als Zeichen der Ehrerbietung; nur bei Hofe verbeugt man sich und knixt man noch so tief, daß man fast wie in uralten Zeiten sich benimmt, wo der Besiegte vor dem Sieger die Erde mit der Stirne berührte. Und so

werden wir bei einer Menge von Bräuchen in Gruß und Verkehr, wenn wir bis zum Ursprung hinaufgehen, ein schönes Erbstück unserer Ahnen erkennen, das bei seiner Entstehung Frieden und Glück gebracht hat und noch heute etwas von der alten Kraft bewahrt hat, je nachdem der Erbe ihm Sinn und Bedeutung gibt. Welcher Unterschied zwischen Gruß und Gruß, Begegnung und Begegnung, Umgangsformen und Umgangsformen! Dort begegnen uns Leute, die getragen von innerer Höflichkeit diese auch in ihren Umgangsformen zeigen, die freundlich gegen jedermann, gegen hoch und niedrig, gegen arm und reich sind, die immer wohlwollend sind, ohne falsch zu sein, die stets den feinsten Weltton wahren und ihre angeborene Freundlichkeit und ihr wohlerzogenes Herz in allen Lebenslagen zeigen, indem sie sogar für den Unverschämten in ihrer Höflichkeit ein Mittel zur Abwehr haben, mit gutem Humor dieser Höflichkeit zu Hilfe kommen und so den Geist der Anmaßung zu bannen wissen. Wie viel Glück genießen sie selbst, wie viel strahlen sie auf andere aus. Es sind dieselben Leute, denen man schon von weitem anmerkt, daß ihnen unser Gruß willkommen ist, die unsern Gruß freundlich, liebenswürdig und anmutig erwidern, die überhaupt in ihrem ganzen Verkehr das besitzen, was der Franzose so schön als politesse du coeur bezeichnet. Mögen sie uns begegnen, wann sie wollen oder mit wem sie wollen, sie sind immer gleichmäßig in ihrem Wesen, gemacht ist nichts an ihnen, alles ist natürlich und ungezwungen. — Dagegen andere: Bis sie wenige Schritte an uns heran sind, starren sie geradeaus, als ob kein Mensch außer ihnen in der Welt sei. Grüßen wir, so erfolgt ein leichtes Seitwärtsbewegen des Kopfes, ein kurzes, mit angequälter Majestät und an-

gezwungener Grandezza erfolgendes Zuklappen der Augen, während der übrige Körper sich in Gestalt eines Ladestockes oder einer Bohnenstange einherbewegt. Das sind auf dem Gebiete des Grußes und Umganges die Vogelscheuchen des Glücks. Andere Unglücksmenschen dieser Art grüßen nicht mit Beugen des Kopfes, sondern mit kurzem Zurückwerfen des Hauptes in den Nacken, als ob im Rücken eine von unsichtbarer Hand gezogene Kordel wirksam wäre. Wieder andere sind kalt und leer, blicken uns allemal fremd und erstaunt an und verraten mit keiner Miene, daß sie uns kennen. Diese Störer freundlicher und glückhafter Umgangssitten grüßen auch im übrigen mit einem gewissen „je nachdem". Befinden sie sich in Begleitung hochgestellter Persönlichkeiten, so darfst du froh sein, wenn ein leichtes Neigen des Hauptes dir zuteil wird; bist du im Frack und hohem Hut, so wird etwas mehr an wohlwollendem Gruß vergeben, als wenn du im Werktagsanzuge ihnen begegnest. Daß es übertriebene Empfindlichkeit wäre, wenn man an solchen Leuten sich ärgert oder doch in der Glücksempfindung freundlichen Umgangs sich stören läßt, darf man doch nicht sagen. Denn es gibt eben kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tieferen sittlichen Grund hätte. Höflichkeit ist eine Pflicht des Menschen gegen den Menschen; nicht nur der Niedere ist sie dem Höheren schuldig, sondern — in noch stärkerem Maße, wenn wir uns auf den Standpunkt feinster Herzensbildung stellen — der Höhere dem Niederen. Denn Höflichkeit ist Anerkennung unserer menschlichen Wesensgleichheit. Der alte Römer bezeichnet sie mit dem Worte humanitas, Menschenfreundlichkeit, Leutseligkeit. Als Glieder der Gesellschaft sind wir ja nicht einander gleich; Rang,

Titel, Vermögen und andere Dinge bilden Unterschiede. Besondere Ehrerbietung ist im Verkehr üblich, wenn der Niedere dem Höheren, der Ärmere dem Reichen entgegentritt. Die Höflichkeit aber ist dazu da, als Glücksträger diesen sozialen Riß auszugleichen; durch Höflichkeit erkenne ich an, daß es zufällige, nicht selbstverdiente Wesensunterschiede sind, die zwischen mir und dir bestehen, durch Höflichkeit zeige ich, daß ich ein dankbares Kind des Glückes bin, das mir eine gütige Fee in die Wiege gelegt. Jene Exzellenz wäre doch kaum Exzellenz geworden, wenn sie im Armenhause das Licht der Welt erblickt hätte, und Fräulein Wanda von so und so würde nicht in ihren schönen Kleidern einherstolzieren, wenn das Schicksal ihre Seele der Küchenmagd Trina einverleibt und ihre Wiege im Dunstkreise eines sauerländischen Kuhstalles gestanden hätte. Die Rollen hätten auch anders verteilt sein können. Und weil dem so ist, sollte der Mensch vorsichtig sein, dem Glücke anderer nahe zu treten durch Störung der Glücksempfindungen. Vor allem aber hat der vom Glück Begünstigte sein Glück weiterzugeben in der Form aufrichtiger Höflichkeit. Der aber, dessen Glück gestört wird durch aristokratische oder plutokratische Scheuchen des Glücks, mag sich trösten mit dem Gedanken, daß gesellschaftliche Rücksichtslosigkeiten sich stets unter den Verdacht stellen, daß Stolz und Dummheit auf einem Holz wachsen, und er mag sich damit über Verstimmungen hinwegsetzen. Gerade unter den sogenannten Gebildeten findet man so unendlich viel steifleinenen Hochmut, der gefälliges und zuvorkommendes Wesen als Sichwegwerfen und als eine Art von Selbsterniedrigung empfindet. Wo solcher Hochmut vor dir aufgeht, pflegen alle Glücksempfindungen in dir unter-

zugehen, falls du nicht vorziehst, die Glücksstörungen abzuwehren, indem du nach dem Worte verfährst, daß man grobe Säcke am besten nicht mit Seide näht.

Auf Schritt und Tritt also begegnen wir im Leben Verhältnissen und Vorkommnissen, die unser Glück beeinträchtigen; oft sind's nur Kleinigkeiten; aber gerade diese können unerfreuliche Wirkung am meisten ausüben, wie ja die kleinsten Parasiten dem menschlichen Körper oft die größten Plagen sind. — Aber trotz des Mißbrauchs, der mit den konventionellen Formen getrieben wird, dürfen wir ihnen keine Geringschätzung entgegenbringen. Was fingen wir wohl an, wenn wir alle die freundlichen Verkehrsformen nicht hätten? Neues erfinden ist schwer, ihm Eingang zu verschaffen noch viel schwieriger. Wir würden beständig in Verlegenheit schweben und nicht wissen, was wir tun sollen. Alter Sitte bleibt man deshalb besser treu, weil man nicht weiß, ob die neue sich besser bewährt und glücklicher macht. Nur muß man eben diese Formen rein geistigen Werten gegenüber als das ansehen, was sie sind, nämlich als Scheidemünze, die rasch von Hand zu Hand geht und dem langsamer kursierenden Golde nicht gleich zu achten ist, das ethischen Werten entspricht. Jener Oberregierungsrat oder Oberpostdirektor oder Gymnasialdirektor weiß das eben nicht; deshalb regt er sich wochenlang auf, wenn ein Versehen ihm nicht den richtigen Platz an irgendeiner Festtafel zugewiesen hat. Er bedenkt eben nicht, daß diese Formen und Rangnummern nur deshalb so wertvoll sind, weil es leichter ist, den historisch überlieferten und äußerlich angehängten Rang zu messen als die innerlichen und selbsterworbenen Vorzüge des einzelnen und daß man deshalb Rang und Titel heiligen

Werten nicht gleich achten soll. Diejenigen aber, die beständig fordern, daß die Menschen „vernünftiger" sein sollten, mögen bedenken, daß wir eben in einer formenbedürftigen Welt und nicht im Himmel der Vollkommenheit leben und daß wir uns in dieser Welt mit Abschlagszahlungen an die Vernunft begnügen sollen, besonders auf dem Gebiete des menschlichen Formenbedürfnisses, das wir am besten so beurteilen, wie der Pfarrer in Goethes Hermann und Dorothea die menschliche Neugierde einschätzt, wenn er weise sagt:

Ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt, erführ er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegeneinander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdlichem Fleiße,
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und wert macht.

Überträgt man das auf Rang- und Titelwesen und Höflichkeitsbezeugungen, setzt man an die Stelle der Neugier die Eitelkeit, soweit sie ein unschädlicher Trieb und ein glücklicher Hang ist, so nehmen doch alle die Formen und Formeln des Lebens eine liebenswürdige Gestalt an, weil sie manches beitragen zu Menschenglück und Menschenwohl. Schon mancher Taler, der ins Rollen kam durch die Aussicht, dem Besitzer den Kommerzienrattitel zu verschaffen, hat guten Zwecken dienen dürfen und Glück gefördert. Die Menschen sind nun einmal nicht alle so ideal angelegt, daß sie das Gute um des Guten willen tun, die Pflicht aus Pflichtgefühl erfüllen; es gibt auch Naturen, die sich in Erfolgen, auch in äußeren, sichtbaren Erfolgen sonnen müssen.

„Wie verfährt die Natur," sagt Schiller einmal, „um Hohes und Niederes im Menschen zu verbinden?" Seine Antwort lautet: „Sie stellt die Eitelkeit zwischenhinein!" Ohne sie würde die Welt ärmer an Glück sein.

Auch sonst haben Rang und Würden und Verkehrszeremoniell eine gewisse Bedeutung für Menschenglück. Wenn in Recht und Gesetz ein Schutz gegen Störungen liegt, welche Selbstsucht, Eigennutz und Gewalttätigkeit unserm Glück bereiten, so haben wir im Verkehrszeremoniell einen Schutz gegen Störungen und Belästigungen, welche im geselligen Verkehr durch Ungeschick, Mangel an Selbstzucht und Taktlosigkeiten verursacht werden. Staatsoberhäupter werden im Verkehr miteinander und mit ihren Untertanen von einem besonders peinlichen und umständlichen Zeremoniell umgeben. Darin liegt guter Sinn und Bedeutung. Dem Souverän selbst und seiner Bedeutung soll seine Würde und Stellung stets vor Augen stehen; er soll einen Schutz haben, daß er weder etwas Unziemliches noch Unwürdiges tue oder leide. Nun hat jeder Mensch etwas von der Würde eines Souveräns an sich, er besitzt gleichsam die Souveränität seiner Persönlichkeit und seiner Menschenwürde, die sein Recht, sein Heiligtum und ein gut Teil seines Glückes ist. Das alles wird geschützt durch die Formen des Verkehrs, die gewissermaßen eine auf Gegenseitigkeit begründete Versicherungsanstalt gegen unangenehme Wahrheiten, gegen plumpe Vertraulichkeiten, verletzende Zudringlichkeiten, gesellschaftliche Unbequemlichkeiten und taktlose Angriffe bilden. Ohne diese Formen würde es vielfach zu unangenehmen und störenden Zusammenstößen kommen; mit ihnen ist die nötige Entfernung zwischen Menschen und Menschen hergestellt, ein

gegenseitiges „Keep your distance", ein „rücken Sie nicht zu nahe auf". Unter den Männern halten deshalb ängstliche und schwache Naturen am meisten auf Titel, Rang und Würden. Frauen aber sind in Rang-, Titel- und Verkehrsfragen noch empfindlicher; ihr Glück wird durch Verletzung der Formen am leichtesten gestört:

> Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
> Daß alles wohl sich zieme, was geschieht,
> Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
> Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.

Auch in anderer Beziehung liegt in den Verkehrsformen menschenfreundlicher, glückhafter Sinn. Die Franzosen nennen Höflichkeitsformen und -formeln eine imitation de l'estime; nur Nachahmung, nur eine Art von Spiel ist ihnen die Höflichkeit; ohne zu binden, ohne Folgerungen nach sich zu ziehen, ohne Unterschied können sie gegen jedermann gefahrlos angewandt werden im Schauspiel des Lebens. Sie sind nur ein Mittel, um ohne Störung, ohne viel unnützes Nachdenken über Formfragen zu verkehren mit dem Nächsten. Darin liegt auch manch Körnchen Menschenglück. Wie oft würden wir in peinlichster Lage sein, wenn wir diese Formen nicht hätten! Deshalb sind auch die Frauen, diese Hüterinnen guter und glückhafter Sitte auf dem Gebiete des Zeremoniells und der Verkehrsformen, so konservativ; sie schwärmen mehr als die Männer für diese sinnvollen und liebenswürdigen Glücksträger. Im wilden Strudel der französischen Revolution waren auch alle die Verkehrsformen der alten Zeit verschwunden. Als aber der erste Kaiser alle jene sinnvollen und liebenswürdigen Bräuche, die man mit Unrecht samt und sonders für Torheiten gehalten, zum

Schmuck und zur Zierde seines Hofes wieder hervorsuchte, da waren die Frauen seine begeistertsten Bannerträger; sie hatten es am schmerzlichsten empfunden, was mit jenen Formen an liebenswürdigen Glückswerten verloren gegangen war, die ja — das empfanden sie sicherlich — auch unserm häuslichen Dasein manches Glück bringen.

Es kommt nicht selten vor, daß Haus- und Familiengenossen gegeneinander im kleinen wenig rücksichtsvoll sind.

Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen,
Da merkt man auf, da sucht man seinen Zweck
In ihrer Gunst, damit sie nützen sollen:
Allein bei Freunden läßt man frei sich gehn,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune; ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft, und so verletzen wir
Am ersten die, die wir am zartsten lieben.

Rücksichten, die man gegen Fremde nie aus dem Auge läßt, vergißt man zu Hause; man braucht sich hier ja keinen Zwang anzutun durch Verkehrsformen und zertritt deshalb durch unselige Zwangslosigkeit so manche Blume, die das häusliche Leben schmücken und zieren könnte. Die schönen Formen des Verkehrs, so töricht sie in ihrer Übertreibung scheinen mögen, bringen hier manch schönes Körnlein Glück. Man tut deshalb nicht gut, sich den Einwirkungen dieser erziehenden Formen zu entziehen; wer es dennoch tut, wer sie verachtet und verspottet, an dem rächen sie sich: Sonderlinge und Grobiane strahlen kein Glück aus und genießen nicht viel davon.

Aber — so wird man doch schließlich immer wieder einwerfen — ist es denn nicht doch eine Glücksstörung, auf

Schritt und Tritt von diesen Formen abhängig zu sein und zum Knechte dieser Form zu werden? — Darauf ist zu erwidern, daß Knechtsstellung niemand anzunehmen braucht den Formen gegenüber. Dem gebildeten Geiste wird es immer erlaubt und möglich sein, an die Stelle der einen Form eine andre zu setzen, besonders wenn sich der Bildung der feine Griff zugesellt, das Richtige zu wählen und Auffallendes und Beengendes zu meiden. Der Gebildete darf immer seinem freien sittlichen Geschmack vertrauen, der ihn bei der Formgebung leitet. Doch hüte man sich, das, was man sich selber gestatten darf, als Reformator andern aufdrängen und zum Gemeingut machen zu wollen. Damit hat man kein Glück und vermehrt man eignes Glück nicht sonderlich. Und das hat seinen guten Grund: Zeremoniöse und konventionelle Formen sind nun einmal nicht zu entbehren. Ohne sie würde dem geselligen Umgang der Zügel fehlen. An Stelle bestehender konventioneller Mächte könnten andre Mächte wirken, die recht peinliche Einflüsse ausüben dürften, ich meine täppische Neugierde, zudringliche Indiskretion aller Art, Mangel an Zartgefühl und Aufhören aller Rücksichten auf die persönlichen Rechte des Nebenmenschen. Unser täglicher Verkehr würde an Würde weit herabsinken unter die schöne Zurückhaltung, mit welcher die Gastfreundschaft einfacher Völker den Wandrer aufnahm, ohne vorlaut und zudringlich zu fragen. Auch würde ein unschätzbares soziales Ausgleichsmittel verloren gehen. Söhnen nicht die schönen Formen des lebendigen Verkehrs oft in angenehmer Weise aus, wo im politischen und konfessionellen Leben durch Presse und gegensätzliche Abstände so viel geschadet ist? Haben nicht Hände, die mit der Feder sich befehdeten, durch

freundlichen konventionellen Druck gut gemacht, was sie vorher gesündigt hatten? Ehe wir also nichts Besseres haben, mögen wir die konventionellen Formen nur ruhig als freundliche Glücksträger ansehen und uns mit Dankbarkeit in sie schicken und fügen und wir mögen beiseite lassen, was zu unserm Glücke nicht dient und was unauffällig unterbleiben kann. Wohl fühlt sich der gebildete Mensch doch nur in jenen Lebenskreisen, wo Altes und Neues sich harmonisch verbrüdert, wo schonungsvolle und ehrbare Haltung und Zurückhaltung, die alten patriarchalischen Zeiten entstammen, sich vereinigen mit den freieren, frischen und liebenswürdigen Formen, welche die weiter fortgeführte und feinere Kultur unserer Tage nahelegen muß. Schmerzlich muß es ein tiefer angelegtes Gemüt ja immer empfinden, daß so manches sich verflüchtigt hat und stark zu abgegriffener Scheidemünze geworden ist, so daß man nichts von alter Prägung mehr sieht. Das fremde Wort „adieu" beim Scheiden ist so klang- und sinnlos geworden und es sieht aus, als ob unsre Sprache so arm und leer geworden wäre, als hätte sie nichts Besseres an die Stelle zu setzen. Klingt es nicht glückbringender, wenn man ein freundliches „Lebewohl", ein „Behüt dich Gott", „Grüß Gott" und „Gottbefohlen" anwendet, wenn deutscher Gruß und deutsche Innigkeit sich schön verbinden, um Glück zu wünschen und Glück zu erregen. Wen man dorthin wünscht, wo der Pfeffer wächst, kann man ja immer noch mit dem nichtssagenden, wertlosen „adieu" bezahlen. Und so gibt's noch manche andere Dinge, wo wir Glück auch mit Kleinigkeiten bieten können, wenn wir unser Inneres nur immer recht mitwirken lassen wollten auch in den äußeren Verkehrsformen.

Eins aber zum Schluß! Nur keine sittliche Entrüstung verschießen und vergeuden, wo es sich um diese Formen handelt. Heiligen Werten sind sie, wie schon gesagt, nicht gleichzustellen, sondern dem Kleinholz zum Feuer des Glücks. Sittliche Entrüstung sparen wir besser auf für Fragen, bei denen sie angebracht ist. Und solcher Fragen gibt's heutzutage genug auf religiösem, politischem und sozialem Gebiete. Wenn wir hier unserer sittlichen Entrüstung öfters freie Bahn lassen würden, würde unser inneres Glück sicherlich nicht schlecht fahren.

Zehntes Kapitel

Glück und Mode

Was hat Glück mit Mode zu tun? Mit dieser unheilstiftenden Großmacht? mit ihren Tollheiten und Narrheiten, mit all ihrem Unsinn und all ihrer Geschmacklosigkeit? Wie viel häuslichen Zwist, wie viel Unfrieden, wie manchen Vermögenszusammenbruch hat der Modeteufel auf seinem Gewissen? Die Rechnungen des Damenschneiders, der Schneiderin, der Modewarengeschäfte, wie können sie den Gatten in Harnisch bringen, die Frauen zu männerbesänftigenden Tränen rühren? Wie manches Eheglück, wie manches Frauenglück ist vernichtet durch jene Eitelkeit, die der Mode nachläuft und in die knechtische Abhängigkeit der Mode sich begibt? Und da redet man noch von Glück und Mode? Ist's nicht eitel Unglück, das Mode nach sich zieht? Das scheint nur so. Denn die Modetorheiten sorgen schon selber dafür, daß ihre Unglückswirkungen aufgehoben werden. Spott, Hohn und Witz tun das Ihrige, um die törichten Dinge aus der Welt zu schaffen. Und wer im übrigen mit gegebenen Größen und mit den Unvollkommenheiten des irdischen Daseins nachsichtig rechnet, der findet doch auch manch glückbringende Elemente in der Mode, die mit Moral und guter Sitte sich wohl vertragen. Die Mode ist doch nun einmal — besonders für die Damen — ein Lebenselement und eine erquickende Lebensmacht. Man sollte sich hüten, sie ganz zu verdammen, sich hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Man sollte sich auch hüten, die

Mode schlechthin als eine Ausgeburt verwerflicher Eitelkeit zu verdammen. Eitelkeit ist ja mit der Mode verbunden. Aber es gibt doch auch eine erlaubte Eitelkeit. Wo sie sich in bescheidenen Grenzen hält, wo sie als Wunsch auftritt, sich und damit auch die Welt zu verschönern, da soll man sie nicht gar zu sehr verwerfen. Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie doch auch den Garten. Schöner wäre die Welt und die Menschheit gewiß nicht, wenn die Eitelkeit nicht wäre. Man behauptet, die Nachtigall sänge aus Eitelkeit so schön, und der Schwan werde von Eitelkeit getrieben, wenn er sich herrlich putze. Würde uns Nachtigallensang und Schwanenpracht noch erfreuen, wenn Eitelkeit nicht wäre? Goethe sagt einmal, der Mensch sei eine elende Kreatur, wenn er alle Eitelkeit abgelegt habe, und kein Geringerer als Kant erklärt die Eitelkeit der Frauen für einen Antrieb, Annehmlichkeiten und guten Anstand zu zeigen, durch die veränderlichen Erfindungen des Putzes zu schimmern und ihre Schönheit zu erhöhen. Hierin liegt nach seiner Meinung gar nichts Beleidigendes für andere, sondern, wofern es mit Geschmack geschieht, so viel Artiges, daß es sehr ungezogen wäre, dagegen mit unwirschem Tadel loszugehen. Mit Kant als Bundesgenossen darf man den Satz getrost aufstellen, daß die Mode das Recht hat, innerhalb bestimmter Grenzen den Sinn für das Anmutige, Passende, den Geschmack, den Takt, den Schick zu pflegen und daß vor allem die Frauen die Hüterinnen dieser Pflege sind und daß es doch nicht nur das Abgeschmackte und Auffallende ist, was unsern Blick der Mode zuwendet. Wir Deutschen sind der Mode gegenüber im allgemeinen zu absprechend, schroff und hart und erhöhen durch unsere Mode-

nörgelei nicht gerade unser Wohlbehagen am Leben; unsere liebenswürdigen romanischen Nachbarn sind duldsamer nicht nur aus Leichtfertigkeit, sondern auch aus Geschmack und aus Empfänglichkeit für freundliche Formen des Lebens. Wir sollten milder sein und der Mode dankbarer, wenn sie uns unter unserm grauen germanischen Himmel Farbenfreundlichkeit schenkt, wo uns der Farbenmangel so öde, kalt und glücksstörend erscheint. Frühling und Sommer sind bei uns so rasch vorüber; kahle und farblose Zeit nimmt einen so breiten Raum ein. Ist es nicht erquickend, wenn freundliche Frauenmode dann unsern Farbensinn und unsere Empfindungen beglückt?

Auch sonst hat die Mode angenehme ästhetische Wirkungen; und alles Ästhetische dürfte doch wohl glückhafter Art sein. Es kehren ja in all den verschiedenen Bekleidungsformen meist dieselben angenehmen Eindrücke von Gleichgewicht und Symmetrie, Einheit und Vollständigkeit wieder. Diese Eindrücke beherrschen unsere unbefangene sinnliche Auffassung und tun ihr wohl; in diesen Eindrücken scheint ein eigenes Recht der Dinge da draußen um uns zu liegen wie in den Eindrücken, die Mutter Natur auf uns ausübt; unser Auge will nun einmal nicht gern gelangweilt oder gar beleidigt sein. Und wie würde es in der Wüste irren, wie würde es an Kanten sich stoßen, wenn die Formenmannigfaltigkeit, Farbenfreudigkeit und Freundlichkeit der Mode, besonders der Frauenmode, nicht wäre? Bei unsern sinnlichen Empfindungen, besonders bei den Sinneseindrücken des Auges hat auch das Gefühl seinen Anteil; kein sinnlicher Eindruck strömt auf uns ein, ohne daß wir die eigentümliche Größe der Lust und Unlust mitgenössen, die diese Eindrücke in

weiterer Wirkung ausüben. Äußere Eindrücke des Gleichmaßes, der Gleichheit, der Übereinstimmung in den Formen oder der Harmonie der Farben dringen auf uns ein nicht ohne die leise Erinnerung an die Seligkeit des Friedens, der Ruhe und Behaglichkeit; kein Kontrast bleibt ohne die Ahnung bald der Mißgunst des Gegensatzes, bald des Genusses, der aus der wechselseitigen Ergänzung des Verschiedenen entspringt. Wie viel Verletzendes, wie viel Schroffheit des Gegensatzes empfinden wir, wenn wir eine Dame in blitzblauem Kleide und grasgrünem Schal oder Besatz vor uns sehen? Welcher Genuß wechselseitiger Ergänzung dagegen, wenn wir Himmelblau und Weiß in angenehmer Ergänzung finden! Wir haben nun einmal — wenn wir es zu unserm Glück nur wollen — als mit Sinnen begabte und mit Phantasie beschenkte Menschenkinder die Fähigkeit, unter Formen und Farben das Wohl und Wehe des Daseins zu bemerken, das sie verbergen; diese Fähigkeit macht uns die Welt erst lebendig; es gibt eben keine Gestalt und Gestaltung außer uns, in welche nicht unsre Phantasie sich mitlebend zu versetzen wüßte. Die Mode stellt diese Feinheit der Empfindung, diese Leichtigkeit und Sicherheit der Darstellungsverbindungen in ihren liebenswürdigen und gleichsam glückserregenden Dienst.

Eine kleine Abschweifung in das Gebiet einfacher Sinnesempfindungen möge diese Wirkungen der Mode klären. Ein Stab in unserer Hand, leicht umfaßt, so daß seine Bewegungen einigen Spielraum lassen, drückt zunächst an verschiedenen Stellen die Haut und die Nerven unserer Hand. Gerät er in Bewegung, so wechseln von Moment zu Moment die gedrückten Punkte; für jeden dieser Augenblicke

berechnet unsere Phantasie blitzschnell die Richtung der Linie, in welcher der Stab liegt. Trifft das Ende des Stabes einen Widerstand, so eilen wir gleichsam mit unserm Gefühl aus der Handfläche, wo der Widerstand von uns wirklich empfunden wird, an jenen Punkt, wo der tatsächliche Widerstand stattfindet, und wir glauben die Berührung des Stabes mit dem von uns entfernten Objekte ganz ebenso unmittelbar sinnlich zu empfinden wie seine Berührung mit der Fläche unserer Hand. Dieses sogenannte doppelte Berührungsgefühl ist eine wohltätige Sinnestäuschung, auf welcher der Gebrauch vieler Werkzeuge beruht; keines von ihnen würde lenksam genug sein, wenn wir ihr Dasein nur in der führenden Hand und nicht mit gleicher sinnlichen Deutlichkeit sein Eingreifen in oder über dem zu behandelnden Material gewahr würden. Der tastende Stock des Blinden und auch des Sehenden, die Sonde des Arztes, die Feder in unserer Hand, der Pinsel des Malers, Messer und Gabel, die beim Sticken und Nähen gebrauchte Nadel würden nicht mit Leichtigkeit gehandhabt werden können, wenn wir nicht den Stock auf dem Boden, die Sonde in Fleisch und Knochen, die Feder auf dem Papier, den Pinsel auf der Leinwand, Gabel und Messer in den Speisen, die Nadel im Garn oder auf dem zu bearbeitenden Stoffe mitfühlten, wenn wir nicht mit unsrem Gefühl gleichsam in den Spitzen dieser Werkzeuge tastend säßen. Und nicht die Hände allein, unser ganzer Körper steht unter dem Einfluß doppelter Berührungsgefühle. Ob unsere Füße auf Stein, Holz oder schwellendem Teppich einherschreiten, empfinden wir, auch ohne daß wir sehen. Auch schwankende Berührungsgefühle empfinden wir, wenn wir eine Stange auf den Fingerspitzen balanzieren

lassen, wenn wir eine an einem Faden hängende Kugel schwingen; Länge des Abstandes, Weite des Schwungkreises, Geschwindigkeit und Wucht der kreisenden Bewegung — alles wird uns mit Blitzesschnelle klar.

Man könnte nun annehmen, unsere empfindende Seele ergösse und verbreite sich durch den ganzen Umfang unseres Leibes und noch weiter an das Ende des Stockes, der Gabel, Nadel usw.; sie verbreite sich etwa wie ein elektrisches Fluidum. Wenn man jedoch die äußerst rasche und mannigfaltige Verkettung von vermittelnden Vorstellungen und Rückstrahlungen zu würdigen weiß, so wird man im Ernste das nicht annehmen, sondern eine freundliche Täuschung voraussetzen, welche die Natur uns ebenso sorgsam bereitet hat wie etwa die Täuschung, daß die Sonne auf- und untergeht und nicht wir auf- und niedersteigen. Es verlängert sich also gewissermaßen das Bewußtsein unserer persönlichen Existenz bis in die Enden der Körper; es entstehen Gefühle teils einer Vergrößerung unseres eigenen Ichs, teils einer verlängerten Bewegung.

Wenden wir alles Gesagte an auf Mode und Putz und auf die angenehmen, freundlichen Empfindungen, die sie im Gefolge hat, auf die durch sinnliche Eindrücke veranlaßte Vermehrung von Wohlbehagen und Glück, so gewahren wir, daß in der Mode nicht nur Eitelkeit die Haupttriebkraft ist, sondern die Neigung und Sehnsucht nach einer Steigerung und Veredelung unseres Lebensgefühls, die der oder mehr noch die Geschmückte an sich selbst erfährt und erfreuend und beglückend auf die Umgebung weiterstrahlen und wirken läßt. Beachten wir freundlich die Vergrößerungen des eigenen Ichs durch die Mode der Kopfbedeckung, deren

Wert für das Gefühl mit ihrer Höhe steigt. Der hohe Hut, der Adlerhelm, die Bärenmützen, die mächtigen Hutformen der Damen, ihre hohen Frisuren gewähren die freundliche Täuschung, als reichten wir selbst, unsere eigene Lebenskraft und unser Selbstgefühl bis in jene Spitzen. Kleine Herren und kleine Damen behaften sich am liebsten mit etwas Hohem, weil sie am meisten des Gefühls majestätischer Verlängerung bedürfen. Hohe Absätze geben dem Träger nicht nur das Gefühl des Erhabenseins über dem Erdboden, sondern auch das Gefühl des Verdienstes, diese ganze Höhe durch eigene verlängerte Größe auszufüllen. Jeder Stock, der nicht gerade als Stütze gebraucht wird, auch die ellenlangen Schirme der Damen verleihen das Bewußtsein der Verlängerung unserer Persönlichkeit, wie ja Szepter und Stäbe von jeher Insignien der Macht gewesen sind. Solche Kraftsurrogate verleihen dem Leben höhere Kraft; wo aber Kraft wächst, geht Glücksempfindung meist gleichen Schritt.

Doch nicht nur um verlängerte Existenzen der Ruhe, auch um beweglich verlängerte Existenzen handelte es sich in unsern Beispielen. Hängender und wallender Schmuck erinnert an die schwingende Kugel, an den balanzierenden Stab. Die Körperoberfläche gerät durch beweglichen Schmuck in reizende Abwechslung von Dehnungen und Wallungen, in wogende Bewegung, die uns veranlaßt, uns selbst als in den kreisenden Bahnen der freischwingenden oder fester wogenden Enden und Bahnen gegenwärtig zu fühlen. Gerade diese verlängerten Bewegungsgefühle sind einer besonderen geschmackvollen und poetischen Verfeinerung fähig und von jeher ein Ideal der Toilettenkunst gewesen, an dem sich von Zeit zu Zeit auch die Männerwelt verständig beteiligt.

Der Schlapphut des Dichters und Malers, sein wallender Mantel oder sein wallendes Haupthaar pflanzten Bewegung fort, indem ein Teil seines Wesens gleichsam feierlich hin- und herschwankte. Diese lockigen, wellenwerfenden Massen des Haupthaars, die den Sitz der Gedanken mit einer geordneten Mannigfaltigkeit reizender Bewegungsgefühle umgeben, sind heute fast verschwunden; kurz geschorene oder gar kahle Köpfe deuten auf den Realismus und Materialismus unserer Tage hin, der keine wogenden und wallenden Ideale kennt und wenig Glück zu vergeben hat, sondern sich mit nüchterner kahlgeschorener Wirklichkeit begnügt. Dafür haben sich aber die Damen, die heute auf den Gebieten der Kunst, Wissenschaft und Literatur mehr denn je hervortreten, auch dieser Bewegungsgefühle vielleicht mehr denn je bemächtigt; pendulierende Ketten an Hals und Arm, Uhrgehänge an den verschiedensten Körperteilen, wallende Federn und wogende Fittiche, flatternde Bänder und Bändchen, Fransen und Spitzen, bauschige Ärmel und bauschige Gewänder, auch bauschige Hosen, wehende Schleier und faltenreiche Mäntel dehnen nicht nur nach allen Seiten hin das Dasein aus, sondern erwecken auch in den Trägerinnen, ohne daß sie sich dessen in jedem Augenblicke recht bewußt werden, die freundliche Täuschung, als sei es die eigene Existenz, die in all den Dingen mitschwebt, mitwogt, schwankt und in rhythmisch melodiösen Abwechslungen sich lieblich hebt und senkt. Und wenn auch manche liebenswürdige Dienerin der Mode sich alles dessen nicht bewußt wird, der Beobachter — und das sind wir Männer — sollte sich humorvollen Genuß nicht entgehen lassen und die kleine Glücksernte, die Humor immer bringt, freundlich einheimsen.

Welche humorvollen Rückschlüsse, welche freundlichen Ausblicke in Frauen- und Menschenseelen, wie viel Anklänge kulturgeschichtlicher Art macht uns die Mode möglich? Denkt man nicht, wenn eine mit Spitzen, Perlen und Diamanten reich beladene Erscheinung wogenden Ganges all den wiegenden Reichtum in Bewegung setzt, an die stolzen mit Gold- und Silberschätzen reich beladenen spanischen Galeonen mit kräftigem Mast und der Flaggeninschrift: „Hier lagert Reichtum"? Rufen nicht wogende Straußenfedern, die durch ihre eigentümliche Verknüpfung wie Trauerweiden ausschauen, wenn sie wehmutsvoll herabhängen, Wertherstimmung wach? Werden nicht romantische Empfindungen ausgetauscht, wenn wir Stoffe von Weichheit und durchsichtiger Zartheit erzittern sehen, wenn die Gewänder wundervoll fließen mit ihrem empfindsamen Gehänge und ihren farbenschillernden Quasten, ihrer Armverzierung und ihrem Schärpenbehange? Werden wir nicht pompös-heroisch gestimmt, wenn wir die mittelalterlichen Panzerformen entlehnte Bekleidung erblicken, die bis zum Knie herabreichende Korsetts bedingen; heroisch auch deshalb, weil die Trägerinnen solcher Mode eine Tortur ertragen, wie sie dem Mittelalter eigen war, und weil, wie in mittelalterlicher Vorzeit, die natürliche Beweglichkeit bis auf ein Mindestmaß zusammengezogen wird. Feierlich hinwiederum werden wir erregt durch die griechisch-byzantinische Kleiderart, die eine scheinbar natürliche und doch stark berechnete Betonung der Linien und ein vollendetes Zusammenklingen von Kleid und Gestalt bewirkt und durch zwanglosen Faltenwurf weichster Stoffe schmeichelnd die Körperformen zeichnen und für hohe ebenmäßige Figuren eine förmliche Apotheose der Schönheit bedeuten. Man kann

so vieles herauslesen aus dem Wechsel der Mode und sogar politisch und kulturgeschichtlich fühlen, wenn die Kopfbedeckung an Friedrich den Großen oder Napoleon erinnert oder aber an Rubens, Rembrandt oder Gainsborough, oder wenn steife und starre, spitze und eckige Formen die Erinnerung an Old Englands stolze Rücksichtslosigkeit in uns wachrufen. Tritt uns weiter in jener maßvoll der Mode sich fügenden Erscheinung, die alles in bescheidene Harmonie zu bringen weiß, die unumwunden der wechselnden Mode ihren Tribut bezahlt, aber nur so weit, als die Schönheit es gestattet und alles Auffallende und Aufdringliche vermieden ist, nicht ein Bild ästhetischer Bescheidenheit entgegen, von der man auf Bescheidenheit des Charakters unwillkürlich schließen muß? Denn in gewissem Sinne ist aller maßvoller Putz beglückende Bescheidenheit. Wie der Künstler durch Idealisierung der Natur die Erklärung abgibt, daß er sie in ursprünglicher Gestalt nicht schön genug fand, ebenso kann man von dem Putz, dessen erste Anfänge mit den Anfängen der Kunst zusammenfallen, dasselbe sagen. Sich zu putzen ist in gewissem Sinne auch ein Akt der Selbstverleugnung dessen, der sich nicht in eitler Selbstgefälligkeit für schön genug an sich hält.

So sind uns zahlreiche Rückschlüsse gestattet, meist freundlicher, heiterer und beglückender Art. Sehe ich fröhliche Federn auf einem freundlichen Kopfe, so steht es mir frei, die Trägerin von grünenden Ästen umwogt als lustigen Vogel mir zu denken, der sich behaglich im Leben schaukelt und keine Zeit hat für die Sorgen der Menschen da unten auf der Erde. Und wie interessant sind andre Schlüsse, von krausem Kopfhaar auf krause Gedanken, von wallenden

Locken auf poetische und romantische Ideen, von glattem Haupthaar auf Poesielosigkeit oder puritanische Strenge, aus der Form des Kopfputzes auf die Färbung der Phantasie und des Wesens, auf Vorliebe für größere Strenge und Festigkeit oder für genialen Schwung.

Die Folgerung, die aus allem Gesagten zu ziehen ist, lautet also: Sage mir, wie du dich zu den sinnvollen Torheiten der Mode verhältst, und ich will dir sagen, welches Maß von Lebensglück du mehr hast als dein Nächster. Wie Sitten und Moden eines Volkes uns Aufschluß geben über Wert und Unwert, Höhe oder Tiefe, Roheit oder Feinheit seines Gefühlslebens und über die Höhe seines Bildungsstandes, so gibt uns das Verhältnis des einzelnen zur Mode Aufschluß über seinen Geschmack, seine ästhetische Bildung und über das Maß der Empfänglichkeit, ein Körnchen oder Quentchen Lebensglück auch in den freundlichen Formen des Daseins zu finden, die manche als Torheiten naserümpfend belächeln, die aber den, der freundlicher Weisheit zugetan ist, hinweisen auf beglückende Werte des Gemüts und des feinen Empfindens.

Elftes Kapitel

Glück und Familie

Unser Sohn ist aus dem Elternhause und aus der Familie hinausgezogen in die Fremde, um auf deutscher Hochschule Wissenschaft und Glück zu suchen. In der Ferne beschleicht ihn Heimweh, Tränen der Einsamkeit füllen seine Augen; er sitzt, was er zuvor noch nie getan, mutterseelenallein an seinem Tisch und es ist ihm, als sei er von Gott und aller Welt verlassen. — Da treibt ihn die Sehnsucht nach Gemeinsamkeit aus der Einsamkeit hinaus ins Wirtshaus, der Drang nach Familiendasein und eigener Häuslichkeit läßt ihn Genossen suchen, er findet Anschluß, findet Aufnahme in einer Verbindung und schafft sich eine neue Familie; nun fühlt er sich wieder wohl; eine Geselligkeit und Genossenschaft, in der häuslicher und familienartiger Geist atmet, machen ihm die Fremde zur Heimat. — Unser deutsches Studentenleben — soweit es zu edler Gemeinsamkeit sich ausgestaltet und nicht ausartet zu parfümiertem Protzen- und Faxkentum oder zu rüdem Unwesen — ist eine schöne Fortsetzung unseres deutschen Familienlebens, und Geist von seinem Geist durchzieht es. So etwas wie den deutschen Studenten in seinem eigenartigen Glücke findet man in der ganzen Welt nicht wieder; studieren und trinken können auch andere Leute, auch jene einsamen und unglückseligen Gestalten, die schließlich allen Glückes bar versimpeln und versumpfen, aber kneipen und sich glücklich fühlen unter einer Art von traditioneller Familiensitte, das können sie

nicht, das ist nur da möglich, wo der deutsche Bursch unter gesunden Hausgesetzen steht, die die ganze Tiefe und Fülle des deutschen Familienbewußtseins widerspiegeln. Des deutschen Familienbewußtseins! Mag unseres Volkes Geschichte auch noch so reich sein an traurigen Erlebnissen auf dem Gebiete politischer und sozialer Entwicklung, ebenso reich ist sie an dem unscheinbaren und weniger dem Auge des historischen Forschers sich darbietenden Glück, das das Familienleben ausströmt. Am häuslichen Herde gab der deutsche Volksglaube von jeher den guten Geistern des Glücks und des Friedens ihren vornehmsten Sitz und am Eingang deutscher Geschichtschreibung steht das Lob deutschen Familienlebens, ausgesprochen von einem Römer, der in seiner Heimat nur Familienunglück sah. Tacitus erzählt uns, daß das Band der Ehe durch Gesetze und Volkssitte bei den Germanen geheiligt sei, daß ein gerüstetes Schlachtroß, ein Schwert und ein Rindergespann Geschenke bei altgermanischer Verlobung gewesen seien: symbolische Zeichen, daß Mann und Weib Genossen der Arbeiten und Gefahren sein sollen und daß sie bestimmt sind, Gleiches im Frieden, Gleiches im Kriege zu tragen. Ehebrecherinnen stieß man als Zerstörerinnen des Familienglückes mit abgeschnittenen Haaren und entkleidet aus dem Hause des Mannes. Für preisgegebene Züchtigkeit gab es keine Verzeihung. Die Frau soll nur Eine Hoffnung, nur Einen Wunsch haben; wie sie nur Einen Leib hat und nur Ein Leben, so soll sie auch nur Einen Gatten erhalten, weil aus solcher Gemeinsamkeit Erdenglück entsprießt. So dachten unsere Vorfahren, als sie noch Heiden waren; als sie Christen wurden, nahm ihr Denken und Empfinden an Tiefe zu. „Je länger Jung-

gesell, je tiefer in die Höll." Und in der Hölle dachte man sich den Teufel nicht verheiratet; nur eine Großmutter billigte man ihm zu, denn in Familie konnte man sich ihn nicht vorstellen. Je mehr im Wandel der Zeiten christliches und deutsches Gemüt verwächst, um so kräftiger wird auch der Glaube an deutsches Familienglück. Und auf den Trümmern deutschen staatlichen Elends erklingt der Trostgesang christlicher Eheleute:

„Wenn Mann und Weib sich wohl begehn
Und unverrückt beisammen stehn
Im Bande reiner Treue,
Da geht das Glück in vollem Lauf,
Da sieht man, wie der Engel Hauf
Im Himmel selbst sich freue."

Im Familienleben tritt alles in den Dienst des Glücks; der Erwerb des Vermögens entspringt bei dem Hausvater nicht wie bei dem einsamen Manne aus egoistischen Motiven, es tritt leichter unter höheres Interesse und verliert seinen materiellen Beigeschmack. Auch alles Materielle, das sonst vielfach nur körperliches Wohlbefinden erzeugt, bildet in der Familie, in der guter Geist waltet, den äußeren Vereinigungspunkt ethischen Zusammenlebens, freundlicher Glückeszuflüsse und frischen, innigen Zusammengehörens. Die leibliche Erquickung in Gemeinsamkeit genossen verscheucht Sorgen, die Liebe würzt das Mahl und das alte Psalmwort tritt in seine Rechte: „Deine Kinder werden sein wie Ölzweige um deinen Tisch her." Auch das Glück der Arbeit hat in der Familie seine Geburtsstätte; es pflanzt sich fort vom tüchtigen Vater auf den Sohn, von der sorgenden Mutter auf die Tochter. Und nicht nur die Arbeit, die auf äußere

Dinge sich richtet, erzeugt hier Glück, sondern vor allem die Arbeit, die der Selbsterziehung gleichbedeutend ist. Wer eine Familie gründet, der muß in innige und innigste Lebensgemeinschaft mit einem von Natur ihm fremden Wesen treten, der muß, soll die Ehe freundlich sich gestalten, noch einmal den Lehrgang der Erziehung durchmachen. Je größer bei der Nähe des Zusammenlebens und bei der Verschiedenheit ererbter und erworbener Neigungen und Gewohnheiten die Schwierigkeiten sind, die man zu überwinden hat, um so größer ist der Gewinn für innere Bildung. Wenn „besser werden" gleichbedeutend ist „mit glücklicher werden", dann liegt eine Fülle des Glücks in der Familie. Glückbringend ist die gegenseitige Fürsorge für Mann und Weib, die gemeinsame Fürsorge für die Kinder und glückbringend die Selbstaufopferung, glückbringend die segensreichen Folgen guter Erziehung. Die junge Mutter, die bisher planlos dahinlebte, die als junges Mädchen doch eigentlich im „Glücksdusel" dahingeflattert ist, kommt jetzt, wo in ihr beim Kindererziehen das Sittengesetz sich personifizieren muß, wo sie gleichsam das Kindergewissen sein soll, wo sie feiner in geistiger Beziehung, feiner gebildet in sorgender Liebe wird, erst zu bewußtem, zu festem Glück, wo sie früher nur flatterhafte Werte besaß. Es ist kaum möglich, alle die Glückswerte, die so tagtäglich und so selbstverständlich uns erscheinen und deshalb von uns so wenig beachtet werden, aufzuzählen. Die Familie bildet eine Fülle von Individualisierung und von persönlichen Einzelwerten, die dem Bedürfnis des inneren Menschen nach Mannigfaltigkeit und Wechsel der Gemütsbeziehungen Befriedigung schaffen, die doch im Grunde die letzte Ursache bilden von allem, was

die Gesinnungen des Menschen adelt, was ein ideales Band um ihre Gemeinschaft schlingt und was sie an vollwertigen Glücksempfindungen genießen. Der Entschluß, eine Familie zu gründen, muß den Mann glücklich machen, weil es eine Tat des Willens ist, der die ungewisse Zukunft in die Botmäßigkeit menschlicher Glückseligkeit zu stellen wünscht, weil es ein Entschluß ist, Tugenden zu entfalten, die man bisher nicht geübt hat, weil man Untreue meiden, Arbeitsamkeit pflegen, Liebe üben, Entsagungen sich auferlegen — kurz, weil man sittlicher, weil man besser werden will. Will der Mann in der neugegründeten Stätte sittlicher Vervollkommnung befriedigt werden, so muß er überlegen sein durch geistige Kraft und Willensstärke; will die Frau sich wahrhaft glücklich fühlen, so muß sie durch liebevolle Hingebung, durch Sanftmut und Milde im Hause herrschen über alles, was zur Familie gehört, auch über das Familienglück. Das Verhältnis zwischen Mann und Frau erhält durch das Kind, und wenn die Ehe noch gesegneter ist, durch die Kinder, die zunächst hilfsbedürftige Wesen sind, den Zusatz von einem über sich selbst hinausgehenden Gefühl; allmählich werden mehr solcher selbstlosen und mitempfindenden Gefühle erzeugt und geübt. Es ist hier vielfach der Zwang der Ehe, der Menschen glücklicher macht, auch ohne daß sie es wollen. Wie oft möchten beide Eheleute, wenn des Lebens ernste Sorgen und Mühen zum erstenmal mit der ganzen Kraft eines ernsten erziehenden Schicksals an sie herantreten, am liebsten davonlaufen, wenn sie nicht um der Liebe willen beisammen bleiben müßten, wenn sie sich nicht zurecht finden müßten um einer großen Idee willen, durch welche die Unlösbarkeit zu Gesetz und

Sitte erhoben ist. Auch solche scheinbar unglücklichen Ehen können glücklich werden. Können sich die beiden Gatten auch nicht lieben in romantischem Sinne, durchzieht auch keine Mondschein- und Waldidyllenpoesie solche Ehen, man lernt sich lieben um der Familie willen, ein heiliges und unlösbares Band übt seinen sittlichen Zwang. Und es ist schon manches Glück auf Erden entsprossen aus solchem sittlichen Kampf um des Friedens willen, und wahrer Lebensgenuß hat an Inhalt und Umfang zugenommen, wo er ohne Familienarbeit nicht gewesen wäre: emsige Tätigkeit, Beruf, Ordnung, Sparsamkeit, Autorität, Pietät, Ehrfurcht, Liebe, Aufmerksamkeit, Gehorsam, Vertrauen, Wahrheitsliebe, Offenherzigkeit und alle die vielen Eltern- und Kinderpflichten und Familientugenden, sie finden am häuslichen Herde doch schließlich so oder so ihren Ausstrahlungspunkt. Schon mancher Familienvater, der anfangs nicht das Glück zu bannen verstand, darf schließlich doch wie Jakob sagen, als er heimkehrte: „Ich hatte nicht mehr als diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden." Glückesstärker ist er geworden; und wenn er's an Werkeltagen nicht empfindet, an den Familienfesten kann er die Glücksausstrahlungen besser schauen; am Weihnachtsfeste und an Geburtstagen, wo es sich handelt um die Liebesfrage, ob Geben seliger macht oder Nehmen, wo die Freude des Darbietens und Empfangens die Herzen öffnet und Geschenkegeben der Liebe Impuls und Nahrung verleihen, an Tauftagen, wo ernster Blick und Sorge das Kind unter den zu Gott hinaufsteigenden Elternwunsch stellt: „Herr, wir lassen dich nicht, du segnest uns denn", an den Konfirmationstagen, da wir noch einmal Glück und Segen auf die selb-

ständige Lebensfahrt dem Kinde mitzugeben wünschen, oder aber am Grabe, wenn wir unser Glück der Erde anvertrauen und doch nicht glauben, daß es mit dem Seelenglück der zum Jenseits wandernden Erdenpilger ganz zu Ende sei, und bei all den ernsten und freudigen Tagen, an denen die Familie sich zusammenschließt zu Genuß und Gemütssammlung, da tritt das Glück im Festgewande unter uns und mahnt uns, es auch im Arbeitskittel zu beachten. Die Protestanten des 16. Jahrhunderts hatten recht, wenn sie den Ehestand den echten Stand nannten; denn man findet echtes Glück kaum sonstwo besser in der Welt. Echtes Glück, das wie echtes Gold die Feuerprobe aushält! Erleidet eines verheirateten Mannes Glück Risse, so findet er sich — so seltsam es klingen mag — immer wieder eher in der Welt zurecht als ein unverheirateter; seine Seele wird doch immer wieder erquickt und erfreut durch die Sonnenstrahlen häuslichen Glücks, durch die vielen kleinen Sorgen der Liebeswelt, die ihn umgibt, die der alleinstehende Mann entbehren muß, der dem Hause gleicht, das verfällt unter seiner Öde, Verlassenheit und dem Mangel, der daraus erwächst, daß es nicht kräftig genug bewohnt ist. Geht's uns gut, so teilen die anderen das Glück mit uns, geht's uns schlecht, so ersetzen sie das Glück — das ist der Segen gemeinsamen Glücks und gemeinsamen Leides. Denn hier wird die Kunst geübt, die Lust zu heben und Schmerzgefühle zu beseitigen. Wo werktätige Hilfe so viele Erfolge erringt wie in der Familie, da muß eine reiche Quelle des Glücks sein: den Hilfeempfangenden fesselt die Dankbarkeit, den Gebenden die Freude des Wohltuns. Dank kann ja noch durch Neid sich trüben lassen, den die Überlegenheit ein-

flößt, in welcher sich der andere befindet; dagegen gibt das Bewußtsein, in ein anderes Leben fördernd einzugreifen, reines Glück, das so weit sich steigert und die ihm innewohnende Kraft so erhöht, daß Unrecht zu leiden als ein größeres Glück empfunden wird als Unrecht tun. Der uralte Spruch: „Dies ist das Leben, nicht für sich zu leben bloß" sollte als Glücksspruch über jedem Familienheim in goldenen Lettern prangen. Deshalb ist's auch so gerecht vom Schicksal gedacht, daß der, der am Familienleid nicht teilhat oder nicht teilhaben will, weil er Sorgen und Mühen und Unbequemlichkeiten fürchtet, auch an vollem Menschenglück nicht teilnehmen soll. Wo die Familie fehlt, da ist eben eine Leere der Glücksempfindungen, die auf das ganze Dasein über kurz oder lang ihren trübseligen Einfluß übt. Zur Ehe- und Familienlosigkeit werden neun Zehntel der freiwilligen Zölibatäre aus egoistischen Motiven getrieben. Angst vor der Zukunft, Mangel an Mut, sein Glück unter allen Umständen mit fester Hand schaffen zu wollen, Feigheit der zu Sicherheitskommissarien bestimmten und ausgebildeten Naturen leitet sehr viele der Junggesellen dauernd zu bleiben, was sie besser nicht wären; deshalb wird ihrer Ehelosigkeit, je älter sie werden, die Glückslosigkeit beigestellt. Und das Volk tut seinen Witz und Spott hinzu und das Schicksal Eigenschaften, die vor Gott und Menschen diese einsamen Gestalten nicht gerade angenehm machen.

Es ist ja bei weitem nicht immer so, aber es kommt doch vor, daß man vor alten Jungfern sich fürchtet, weil sie leicht gekränkt, bitter, klatschsüchtig, hart im Urteil und von glücksstörender Neugier beseelt sein und Möpse, Kater und Papageien mehr lieben sollen als ihre Mitmenschen;

deshalb werden solche Wesen auch von ihren Mitmenschen und vom Glück so gern gemieden. Vielfach ist's ja nur ein Vorurteil und alte Jungfern sind in zahlreichen Fällen viel besser als ihr Ruf. Allerdings Tatsache ist es, daß schon kinderlose Frauen von starkem Egoismus und hysterischer Selbstbeobachtung arg angekränkelt sind, da die Elementarschule der Nächstenliebe, die Kinderstube, ihnen fehlt, und daß kinderreiche Frauen zu den rücksichtsvollsten, freundlichsten, aufmerksamsten und nicht selten auch zu den schönsten Gestalten ihres Geschlechtes gehören, die die Strahlen ihres häuslichen Glücks weit über die Grenzmark ihres Familienglücks werfen. Und die alten Junggesellen? Sind sie es geworden, weil unsere materielle Zeit die Keime lebendigen Glücks, die so vielfach im Familiendasein liegen, roh zertritt und verachtet, weil sie fürchteten, daß ihr „äußeres Auskommen", ihr vegetatives und animalisches Dasein und Fortkommen im Familienleben Einbuße erleiden werde, hat die natürliche und fleischliche Selbstsucht sie in ihre Einsamkeit getrieben, dann geschieht ihnen schon recht, wenn sie in ihrer Einsamkeit verkümmern und verkommen und den Unglücksmächten der Grämlichkeit, der Angstmeierei, des Geizes, der Lüsternheit, der Üppigkeit und der Gourmandise verfallen und wenn ihnen je länger je mehr die Anknüpfung an die Zukunft fehlt, da verlassenes Alter vor die Welt des Glücks ihnen einen undurchdringlichen Vorhang zieht.

Einsame Menschen können das Glück, das die Familie bringt, sich nur ersetzen, wenn sie ihr Wirken und Schaffen in den Dienst allgemeiner Ideen stellen oder wenn sie dem Familienleben selbstlos nahe rücken. Krankenpflege, Seelsorge, Pflege der Wissenschaft, Jugenderziehung, opferbereite

Hingabe ans Vaterland und seine Pflichten oder liebenswürdige Onkel- und Tantenpflichten können Glücksausgleichend wirken, besonders wenn die Unabhängigkeit einsamer Stellung richtig aufgefaßt und ausgenutzt wird. Denn auch die Freiheit des Mannes ist ein hoher Glückswert. Der Gatte und Vater ist vielfach nicht so unabhängig, er hat unter Frauenwirkung und Mitwirkung, unter Frauenklatsch und Frauenfeindschaften viel zu leiden; er gerät durch die Frau mehr unter das Joch der Gesellschaft, der öffentlichen Meinung und des törichten gesellschaftlichen Zwanges. Auch sein Amt und seine Wissenschaft kann unter trivialer Besen- und Küchenweisheit des Ehegesponses argen Schaden leiden. Große Philosophen waren deshalb vielfach unverheiratet, und Sokrates soll arg gelitten haben unter dem Joch der Ehe, so daß es der ganzen Kraft selbständigen Willens bei ihm bedurfte, sein philosophisches Lebensglück aufrecht zu erhalten. Mannesfreiheit zu behaupten gehört deshalb mit zu dem Glück, das die Familie bietet; Pantoffelhelden sind niemals Helden des Glücks.

Für die meisten Menschen liegen also fast alle Glücksquellen des Erdendaseins in dem Boden der Familie. Dächte man sich diese hinweg aus unserm Leben und etwa im Sinne des sozialdemokratischen Zukunftsstaates an ihre Stelle platonische Phalansterien, die die Kinder dem Staate als fiskalischen und staatsherrlichen Erzeugungs- und Erziehungsgegenstand übergeben, so würde das ja auch gehen; es würde vielleicht sorg- und müheloser, korrekter, fehlerfreier und schematischer zugehen, aber auch bureaukratischer; und eine Fülle von Glück würde Abschied nehmen aus dieser Welt: denn die Familie würde fehlen, in der aus Eltern-

liebe und Elternsorge, aus Leid und Freude so viel Glück sich bildet, in der die Wärme des in sich einigen oder nach Einigkeit strebenden Familiengeistes und die Gewöhnung an kräftigende Familiensitte fehlen würde, unter deren Schutz unsere Kinder den Herz- und Pulsschlag ersten Menschenglücks empfinden, das sie doch schließlich als beste Mitgift auf ihre Lebensfahrt mit hinausnehmen.

Zwölftes Kapitel

Das Glück und die Frauen

Im Kapitel „Glück und Familie" ist vielleicht zu wenig von den Frauen, zu viel von den Männern die Rede gewesen; manche gestrenge Frauenrechtlerin mag deshalb bereits den Vorwurf gegen den Verfasser erhoben haben, der ihm schon einmal seines Benjaminbuchs wegen gemacht ist, daß er nämlich den Wert der Mutter unterschätze und die Kraft der Väter überschätze. Aber gemach! Den Frauen und dem Glück, das sie verbreiten und noch immer mehr verbreiten können, soll ein besonderer Abschnitt gewidmet sein; ob dieser glückausstrahlend wirkt, mag der einzelne im Leben, in der Betrachtung der Frauen und im Umgang mit ihnen selbst erproben.

Es ist einmal gesagt worden, daß es zwei Arten von Frauen gäbe: solche, welche lieben können, und solche, welche es nicht können. Das höchste Verhältnis, die höchste Lebensaufgabe und den idealsten Lebensberuf der Frau hat man in der Mutterschaft durch die Liebe gesehen und man hat damit zugleich den springenden Punkt bezeichnet, von dem alles Menschenglück überhaupt recht eigentlich seinen Ausgang nimmt. Mit dem Einsatze ihres Lebens, ihrer ganzen Kraft, ihres Herzbluts, ihrer Nerven, ihrer Mühen, Qualen und Sorgen, ihrer Tage und Nächte gibt die Mutter der Menschheit neues Leben und, wenn's gut geht, immer neues Glück. Ein Idealbild solchen Glückesanfangs haben wir in Rafaels Madonna: eine jugendliche Mutter strahlend

in stillem Glück, die sich eins fühlt mit ihrem Kinde, in selbstloser Liebe, frei von jedem sinnlichen Zuge, keusch und glühend zugleich, von unsagbarer Tiefe und Innigkeit. Keine Glücksempfindung kann sich an Reinheit, Kraft und Wärme mit der Mutterliebe messen. Sie verschönt selbst das häßliche Weib und hebt die Schönheit in Gottesnähe, weil hier alles göttliche Reinheit, himmlischen Frieden und Erdenglück atmet, wie es sonst nirgendwo in der weiten Welt sich findet. In der Frauen Schoß liegt des Glückes Los. Deshalb hat die hohe Verehrung der Frau, ihre ideale Wertschätzung, von der kluge und edle Männer von jeher erfüllt gewesen sind, ihren guten und tiefen Grund. Und ohne Übertreibung, seiner realen und doch zugleich idealen Lebensauffassung entsprechend, hat Goethe, wie so oft, das Richtige gesagt: „Die Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren oder in mir entstanden Gott weiß wie. Meine dargestellten Frauencharaktere sind daher auch alle gut weggekommen, sie sind alle besser, als sie in Wirklichkeit anzutreffen sind." Wie Goethe haben fast alle großen Dichter gedacht und gestaltet. „Gott weiß wie" das gekommen; wer sich bemüht, Gottes Gedanken nahezukommen und in seinen Schöpfungen Sinn und Zweck zu verfolgen, der wird gewahren, daß in dieser Dichteranschauung ein gut Teil Menschenglück liegt, das von der Frau auf den Mann ausstrahlt und von diesem in edler und idealer Gedankengestaltung dankbar zurückgegeben wird.

Das Glück, das vom Weibe ausgeht, ist nicht auf sich selbst gestellt. Das tiefste Bedürfnis in der Frauennatur

ist allezeit gewesen und wird trotz aller Veränderungsbestrebungen ewig bleiben das persönliche Verhältnis zu anderen, die persönliche Hingebung an andere, damit die eigene Persönlichkeit so sich voll entwickele und mit der eigenen Persönlichkeit eignes und fremdes Glück. Deshalb wird die Stätte der Wirksamkeit für die Frau für alle Zeit da sein, wo das Persönliche, das Individuelle, das Besondere seine schönste Präge- und Pflegestätte hat. — in der Familie. Der Mann handelt auf der sozialen, auf der politischen Bühne, wo die unruhigen gleichmachenden Gewalten der Gemeinsamkeit an ihn herankommen und ihn glätten und angleichen; die Frau hat ihren Herrschersitz im Hause, sie ist die ruhende Macht im Staate, der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, ihr natürlicher Beruf ist konservativer Natur. Die Frauen sind da zum Erhalten, zum Pflegen und zur Kräftigung der überlieferten Sitten, zur Bewahrung des Familiensinns und zur Hebung des Geistes der Abwehr gegen das unruhige Getriebe der Außenwelt, zum Schutz des schönen Maßes und zur liebevollen Betätigung persönlicher Opferwilligkeit. Die richtigste Tätigkeitssphäre der Frau ist auch heute noch, mögen die Wandlungen der Zeit sonst auch noch so bedeutsam sein, das Hauswesen, und sie wird es bleiben, solange die Lebensbedingungen des Menschen selbst im wesentlichen dieselben bleiben, solange der Mensch für Glück und Frieden im Herzen empfänglich bleibt und für sein Glück die ergiebigsten und fruchtbarsten Stätten zu finden weiß. Und dieser Stellung zum Hause und zum Glück werden die Rechte der Frauen stets entsprechen. Das Frauenvorrecht, das durch die Sitte, nicht durchs Gesetz geschützt wird, wird immer

das Hausregiment bleiben; je weiter von diesem, je weiter von der Familie und der Familiensorge sich die Frauentätigkeit entfernt, um so ferner wird auch das Glück rücken, das Frauen verbreiten und empfangen können. Die Geschichte der Frauen und des Frauenglücks hat es doch genugsam bewiesen, daß das Weib als Gattin, Mutter, Schwester, Tochter, Freundin und Helferin stets den besten Teil ihrer Sorgen und Freuden, Träume und Gedanken erwählt hat und daß ihre schönsten Kämpfe und Siege ausklingen in die Worte: Glück ist nur die Liebe, Liebe nur ist Glück. Diese Gefühle bilden das wesentlichste Moment beim kleinen Mädchen ebenso wie bei der Großmutter und der alten Tante. Wo Pflichttreue und Ordnung, Liebestätigkeit für persönliches Glück der anderen, wo der Traum für ein eigenes Heim mit seinen Sorgen und Mühen in der Frauentätigkeit die Unterströmung des ganzen Daseins bildet, da befindet sich das Weib in Übereinstimmnng mit seinen Glücksinstinkten. Wo alles das nicht ist, wo die Frau ihre Gefühle unterdrücken und im Kampfe ums Dasein nur ihren Verstand gebrauchen muß, wo sie nicht mehr gefühlsinnig für andere zu sorgen hat, sondern nur für sich, wo sie in die Männersphäre hinüberrückt und ihren Sinn nur für allgemeine Prinzipien, für Recht und gesetzliche Ordnung ausbilden muß und nicht mehr ihr feines Hineinschauen in das einzelne, ihre natürliche Empfindung, ihr unmittelbares Gefühl, ihren oft so bewunderungswürdigen Takt und ihren Sinn für Gnade und versöhnende Ausnahmen bewahren und pflegen kann und aus dem Zusammenfluß dieser Regungen nicht mehr ihr Gesamtleben gestalten darf, da wird sie einem guten Teil

ihres wahren Glückes — vielleicht auf Nimmerwiedersehen — Lebewohl sagen müssen.

Deshalb sind auch die extremen Frauenrechtlerinnen die größten Feindinnen und Zerstörerinnen des Frauenglücks, weil sie mehr und mehr die Frauen aus ihrem natürlichen Schaffensreich und aus ihrer natürlichen Glückssphäre vertreiben, weil sie den Unsinn predigen von völliger Gleichstellung der Frauen mit dem Manne, weil sie den frivolen Gedanken leichtfertig auszusprechen wagen, daß der Beruf der Frauen, in der Familie und für die Familie zu wirken, ein minderwertigerer sei als der öffentliche Beruf des Mannes, weil sie in diesen Gedanken befangen sich daran wagen, allerhand Männliches eifrigst ins Weibliche zu übertragen, ohne zu bedenken, daß die weibliche Seele so lange von der männlichen Seele sich unterscheiden wird, als die verschiedenen Naturbedingungen körperlicher Art, die das Nerven-, Knochen- und Muskelsystem doppelgeschlechtig gestaltet haben, den Boden für die Seelenkeime verschiedenartig lassen. Wenn die Tage der Geschlechtslosigkeit des Berufs, die von überspannten Frauenrechtlerinnen angestrebt werden, einmal kommen sollten, dann wird auch der Tag nicht fern sein, wo die Glückslosigkeit auf Erden ihre Stätte aufschlägt. Oder sollte das Glück wirklich größer werden für die Menschen, wenn die Frauen sich in Berufe hineindrängen, die nicht innerhalb ihrer natürlichen Körperbeschaffenheit sich erledigen lassen, die ihre physische Kraft übersteigen oder ihrem ganzen Sein, Wesen und Charakter zuwiderlaufen? Wenn sie Kraftentwicklungen sich zu nahen suchen, die ihnen friedlose Männerarbeit auferlegt? Werden die Frauen glücklicher werden und wir mit ihnen, wenn sie erst aktiv am poli-

tischen Leben teilnehmen, wenn sie auf den Rednertribünen um parlamentarische Siege mit den Männern ringen? Wird die Zeit glücklicher sein, wenn jeder, Mann und Weib, alles zu können glaubt, auch das, wozu ihn Gott nicht geschaffen hat? Und werden wir auf des Glückes Gipfelpunkt angelangt sein, wenn der emanzipierte Zukunftsstaat auch die letzten Konsequenzen zieht und die Frauen der allgemeinen Wehrpflicht pflichtschuldigst in die Hände liefert? Oder wird dann uralte Weisheit wieder ihr Recht geltend machen und die alte griechische Sage von dem Eingreifen der Gottheit in zügelloses Menschenschaffen in anderen Formen zur Wirklichkeit sich ausgestalten? Es ist die griechische Sage, die dem männlichen Streben der Atalante, einer emanzipierten Sterblichen, ein sinniges Ende bereitete. Diese epische Heroine, die von einer Bärin gesäugt und von Jägern großgezogen war, wohnte hoch im Gebirge, groß und stark und schnellfüßig wie der schnellste Hirsch. Von Luft und Sonne gebräunt eilte sie beständig durch die Berge, immer auf der Jagd, einsam und bewaffnet, denn sie wollte von keiner Liebe wissen. An gewaltigen Jagden und am Argonautenzuge nahm sie teil und alle Freier, die um sie warben, besiegte sie im Wettlaufe und durchbohrte sie, wenn sie sie einholte, von hinten mit dem Speer. Aber das Glück erjagte sie nicht. Da schenkte Aphrodite, die Göttin der Liebe, dem Jüngling Melanion goldene Liebesäpfel, die er beim Wettlauf fallen ließ, so daß Atalante zögerte, besiegt und dem Jüngling vermählt wurde. Aphrodite aber war nicht nur die Göttin der Liebe, sondern auch die Göttin des Glücks, die von den Philosophen des Altertums als Schutzgöttin der Weisheit gepriesen wurde, weil sie Himmel, Erde und

Meer und alle Erscheinungen zu schönem Kosmos verbinde. Und Aphrodite war auch die Göttin der Schönheit, der sich schließlich auch die Frauen des emanzipierten Zukunftsstaates wieder unterwerfen würden. Denn wer zweifelt, daß wenn auf jenem Gipfel des Zukunftsglücks Aphrodite unter den Frauen erschiene und sie zu geheimer Abstimmung aufforderte, ob sie als starkes Geschlecht weiterhin durch Kraft und Stärke oder aber als schönes Geschlecht durch die Waffen der Anmut und Schönheit die Welt überwinden wollten. — wie diese Abstimmung ausfallen würde? Heutzutage würde ja manches Weib für Kraft und Stärke stimmen, weil die Luft erfüllt ist von dem Geschrei der Frauenrechtlerinnen und die Herzen mancher Frauen von Kampfeslust. Ob aber auch in Zukunft, wenn sie erst den Sieg erfochten und des Kampfes müde und des Glückes bar den ganzen Schaden und die volle Einbuße ihres Frauenwertes in grauser Wirklichkeit vor sich sähen? Wir zweifeln sehr.

Aber — so werden die Emanzipationsfreunde einwenden — um körperliche Kraft und Stärke, wie bei Atalante, handelt es sich ja gar nicht, sondern um Geisteskraft und -wirkung sowie um völlige Gleichstellung auf geistigem Gebiete. Wird nun, wenn die geistreichen, gescheiten und wissenschaftlich gebildeten Frauen in Zukunft zahlreicher werden, die höhere Bildung auch höheres Frauen- und Menschenglück bewirken? Oder wird das unbefangene Glück der Mutterschaft, der Liebe, der häuslichen Wirksamkeit des Frauengemüts nicht in der Gefangenschaft geistiger Bildung befangen und getrübt werden? Es ist doch ein unverrückbares Naturgesetz, dem der menschliche Geist unterworfen ist wie die Kräfte der materiellen Welt, daß die Summe

von Lebenskraft, die auf einem Gebiete verwandt wird, auf einem anderen verloren geht; der Mensch — wenn er nicht etwa ein gottbegnadetes Genie ist — kann nicht zu einem Lebenszweck seine Geisteskräfte verbrauchen und doch dieselbe Summe übrig behalten für einen anderen Zweck. Wer auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, wer in Kontor und Werkstatt, wer in Handel und Industrie angestrengt tätig zu sein gezwungen ist, macht die Erfahrung, daß die Arbeitskraft, die er auf einem Gebiete einsetzt, auf einem andern verloren geht und eingebüßt wird. Und die Frauen sollten anderen Gesetzen unterworfen sein? Müßten sie nicht im Kampfe des Lebens und der Geister zahllose wertvolle Regungen des Gemütes unterdrücken, wie es schon jetzt der Männer Schicksal ist? Müßten sie nicht die persönliche Fürsorge für die Ihrigen und damit eine segensreiche Aussaat des Glücks, zu der gerade sie von der Natur berufen sind, aufgeben müssen? Würden sie nicht die bittere Erfahrung machen, die der Mann von Herz tagtäglich machen muß, daß nicht der reiche Schatz des Wissens und des Könnens unser Glück ausmacht, sondern daß da das Glück wohnt, wo unser Schatz von Leiden, Mühen, Sorgen und Hingebung für unsere Nächsten lagert? Der Kampf um die Emanzipation ist ein Kampf ums tägliche Brot und um materielles Wohlbefinden; deshalb läßt er sich nicht vermeiden; aber ein Kampf ums Glück ist er nicht. Wäre der Mensch geschlechtslos geschaffen oder in die Natur des Menschen auch die Vorbedingungen zu geschlechtsloser Entwicklung gelegt, dann möchten die Extremen recht haben, dann würde ein Zustand glückbringend sein, wie er schon jetzt bei völliger Arbeitsgleichheit von Mann und Weib uns als

Muster für die Zukunft erkennbar ist, dann dürfte ein Vorbild zukünftigen Glückes das Leben des kleinen Landmanns bieten, wo das Mannweib wuchtigen Schrittes hinter demselben Pfluge geht wie der Mann und wo die Frau mit gleichem Recht und gleicher Kraft die Heugabel schwingt wie der Mann, dem sie gleichgestellt ist bis auf die Wochen, wo die Natur sie abberuft zur Weiterentwicklung des Menschengeschlechts und zu Pflichten, bei denen die feineren Wurzeln ihres Wesens auch aus grober Hülle Schößlinge des Menschenglücks treiben. Und würde auf dem geistigen Gebiete ein anderes Bild sich bieten, wenn auch hier Mann und Weib hinter demselben Pfluge zögen? Wäre es ein größeres Glück, wenn nur die Vernunft die Welt regierte, wenn nur das vernünftige Muß des Fortpflanzungsgesetzes Mann und Weib zusammentrieben zu brutaler Lebensgemeinschaft? Würde das Dasein an Schönheit, Sinnigkeit und Innigkeit gewinnen oder verlieren? Unser Heim einen reicheren oder ärmeren Inhalt bekommen? Würde vor allem das Ewigweibliche gewinnen, wenn Mannweiber und Blaustrümpfe die Regel, die Frauen alter Zeit die verspottete Ausnahme bilden würden? Besorgt vor einer solchen Zeit braucht man nicht zu sein: die Frauen würden sich schon selber helfen und einen neuen Kampf beginnen, den Kampf der Emanzipation von der Emanzipation; an dem Tage aber, an dem die Siegesfeier stattfände, würden die Frauen alle ihre Männerklugheit und Männereigenschaften auf dem Altar des Glückes niederlegen, um die Glücksgüter des mitfühlenden Lebens, glückschaffender Schönheit und Anmut dafür wieder einzutauschen.

Wenn man nun auch im Interesse von Menschen- und Frauenglück die Bestrebungen beklagen muß, die darauf

ausgehen, die naturgemäße Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib gänzlich zu beseitigen und den Wettbewerb der Frauen so zu gestalten, daß völlige Arbeitsgleichheit beider Geschlechter als Kampfesziel winkt, so muß man ebenso bedauern, daß die Frauen, so verschieden ihre Anlagen und Neigungen von denen des Mannes sein und soweit auch ihre natürlichen Betätigungsgebiete auseinander fallen mögen, das ganze Recht auf Arbeit und auf die volle Entwicklung ihrer Kräfte noch immer nicht erlangt haben — besonders in Deutschland. Es war vor dem Kriege eine bedenkliche und kurzsichtige Verschwendung kostbarer Volkskraft, daß unsere sogenannten höheren Stände ihre Töchter vielfach zu unfreiwilligem Drohnentum erzogen, daß der natürliche jugendfrische Drang nach Tätigkeit verkümmerte in dem hohlen Einerlei unseres ungesunden gesellschaftlichen Lebens und unserer geselligen Pflichten, in nichtigen Tändeleien und dem kleinlichen oder oberflächlichen Dienst des elterlichen Hauses, der zu wirklicher Arbeitskraft nicht erzog, sondern zu unnützer Spielkunst, die sich noch obendrein einbildete, sie könne arbeiten. Es war unpassend geworden, kräftig mit der Hand zu arbeiten, unpassend, kräftig zuzugreifen und Hand an etwas anderes anzulegen als an die elektrische Klingel, die unsere Magd zu jedem Dienst herbeiruft. Als einzige passende Tätigkeit sah man in den besseren Ständen künstlerische und wissenschaftliche Bildung an, welche die Mädchen ebenso wie jene gesellschaftliche Überbürdung mehr zu Ausfrauen als zu Hausfrauen heranbildete. Und trotzdem erstaunte man, daß die Sitte des Hauses schwand, daß so wenig junge Mädchen heirateten und daß das Junggesellentum unheimlich zunahm. Wenn unsere Töchter so

wenig daheim waren, wenn sie so wenig fürs Heim erzogen und gekräftigt wurden, wie konnten sie ein Daheim gründen? Dazu kommt, daß bei unserer heutigen Mädchenerziehung die Gesundheit und Frische so vielfach falscher Bildung geopfert wird. Das Leben verlangt von der Frau Arbeitskraft so gut wie vom Mann; Arbeitskraft kann aber nicht entfaltet werden im beengenden Korsett und im Zierpuppengewande. Zu Tüchtigkeit im Hausregiment, zu Kindererziehung und zu all den Berufsarten, denen Frauen sich widmen können, gehört kräftige Gesundheit, starke Nerven und gute Augen; Gelehrsamkeit, Sprechen- oder Plappernkönnen, Musikmacherei und andere Spielereien nutzen dazu wenig, sie erziehen nicht, sondern verziehen zu einer solchen Unfähigkeit, daß man das Frauengeschlecht unserer besseren Stände im bedauerlichsten Sinne des Worts als schwaches Geschlecht bezeichnen muß und daß mit Recht ein Philosoph unserer Tage auf unsere Frauen folgende niedliche Geschichte Sir J. Lubbocks als satirische Fabel anwendet: Eine Ameisenart, die ehedem kriegerisch und stark gewesen war, hat sich, wie es bei Ameisen vorkommt, eine andere Art unterworfen und zu Sklaven gemacht. Durch die Gewöhnung an das Bedientwerden hat sie zuletzt alle Fähigkeit, sich selber zu helfen, eingebüßt; sie vermag nicht einmal mehr allein zu essen, die Nahrung muß von den Sklaven den Herren in den Mund geschoben werden; das einzige, was diese noch selbst verrichten, ist: verdauen und sich fortpflanzen. Spiegelt sich in dieser Fabel die Zukunft unseres Frauenglücks? Glücklicherweise nicht! Denn die Emanzipationsbewegung, so sehr man ihre extremen und unnatürlichen Ziele abweisen muß, hat frischen Wind ins Land gebracht

und auf die Übel hingewiesen, an denen unsere Zeit und unsere Frauen kranken. Sie hat darauf aufmerksam gemacht, daß auch die Frauen ein Recht auf Arbeit, auf Mitarbeit besitzen, und hat verlangt, daß dieses Recht ihnen zuteil wird unverkürzt und uneingeschränkt durch Vorurteile und unklare soziale Anschauungen. Wo wird nun das Arbeitsgebiet liegen, auf dem die Frau zu ihrem und der Menschheit Glück ihre ganze Kraft entfalten kann?

An erster Stelle wird im Hause, in der Familie und in aller Arbeit, die mit der Familie zusammenhängt, der Frauen Arbeitsheimat sein. Und zu den Familienpflichten gehört auch die Erziehung der Kinder. Viel zu sehr hat sich auf diesem Gebiete die Arbeitsrichtung der Frauen verschoben. Gleich den Männern unterrichten die Frauen zu viel, wenn sie erziehen sollen, und sie lassen die tote Wissenschaft allzusehr belehrend wirken, anstatt ihre lebendige Persönlichkeit kraftvoll einzusetzen für die Erziehung zu feinfühliger Sitte, zu deren Hüterinnen die Frauen berufen sind. Frauen sprechen, wenn sie Lehrerinnen werden, viel schneller „wie ein Buch", als Männer das zu tun pflegen; das sollten sie bedenken und sich ihre frische Natürlichkeit wahren, wo sie erziehend wirken sollen; dann würde die Angst vor „Gouvernanten" schwinden, die Zuneigung zu echten Erzieherinnen zunehmen und das Arbeitsgebiet, auf dem sie wirksam sein könnten, sich vergrößern; Nachfrage würde dann vielleicht weit größer werden als Angebot, zumal wenn unsere Mütter, die Erziehungsgehilfen nötig haben, in weiblichem Selbstgefühl bei der Suche nach Erzieherinnen mehr darauf sähen, was diese mit ihrem Herzen

und Gemüt können, als was sie an auswendig gelerntem Examenskrimskram zeugnismäßig aufgespeichert haben. Das wäre schon ein sehr großes Glücksgebiet, auf dem die Frauen sich bewegen könnten. Ein anderes ist das ganze große Gebiet der Philanthropie, der werktätigen Menschenliebe. Dem Manne werden immer die Berufsarten bleiben, wo es sich um abstrakte, begriffliche und allgemeine Fragen der geistigen und materiellen Kultur handelt. Der Arzt wird nicht bloß ausübende Krankheits- und Heilkunde betreiben, sondern aus den Naturwissenschaften, der Anatomie, der Physiologie, der Chemie, Botanik, selbst der Mathematik und Psychologie Nutzen ziehen müssen für seinen Beruf. Diese Ausdehnung der Intelligenz von dem eigentlichen und eigenen Kreise des Berufs auf weiter und weiter angrenzende, einer Intelligenz, die keine absolute Maßbestimmung kennt, wird immer Mannesaufgabe bleiben. Dagegen liegt der Frauenberuf auf einem anderen Gebiet. Ihre schaffende Kraft, die ein konkretes Wesen gebiert, die zuerst vom hilflosen Kinde ganz in Anspruch genommen wird, liegt im Reiche des Konkreten, Wirklichen und Persönlichen. Deshalb wird die Therapie, die eigentliche Heilkunst im engeren Sinne, mehr ihr Beruf sein. Wo Sorge im einzelnen, wo Pflege, Wartung, rücksichtsvolle und zarte Behandlung, Aufmerksamkeit, Teilnahme, Zuvorkommenheit in besonderem Maße erforderlich ist, da wird ihr Schaffensgebiet sein. Und da Krankheit und Leid in dieser unvollkommenen Welt immer herrschen wird, so wird die Gelegenheit zu heilen und zu lindern niemals fehlen und in der Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Sorgen und Mühen des Lebens die Tätigkeit, die die männliche Arbeit ergänzt, vielseitige und mannigfaltige

Forderungen an die Frauen stellen, die für diese feine Arbeit auch feinerem Studium sich widmen werden. Daß die Universitäten nach dieser Seite hin sich ergänzen und den eigenartigen Heilberuf der Frauen in Zukunft mehr berücksichtigen werden, ist für der Frauen und der Menschheit Glück nur wünschenswert.

In alle Einzelheiten einzugehen kann hier nicht die Aufgabe sein, sondern nur anzudeuten und hinzuweisen auf das Gebiet, wo die Frau ihr Recht auf Arbeit noch geltend machen, ausnützen und ausdehnen kann, ohne gezwungen zu sein, mit Männern auf dem eigentlichen Gebiete männlicher Arbeit in Wettbewerb zu treten. Und wie hier, so wird auf dem weiten Gebiete des Handels, des Gewerbes und der Industrie noch manche Arbeitsgelegenheit sein, wo die feinere Hand der Frau und ihr Sinn für das Konkrete wirksamer schaffen kann als der Mann. Besonders aber faßt die Frau von heute ihre Aufgabe als reproduzierende Künstlerin, die ihr besonders gut steht, noch viel zu enge, indem sie auf Palette und Klavier zu ängstlich sich beschränkt und der Muse der Dichtkunst allzu eifrig nachläuft. Den künstlerischen Zug in ihrem Wesen, den Sinn für das Schöne, das Bedürfnis für Farbenreichtum, Mannigfaltigkeit und sinnige Gestaltung der Formen sollte sie mehr in den Dienst häuslicher Kunst stellen. Wessen Sinn für Schönheit ist nicht schon verletzt durch irgendeinen Esel, der sich Dekorateur nennt? Wer hat nicht schon, wo es gilt, das Leben zu zieren und zu schmücken, der Frauen Rat eingeholt? Weshalb schreiten sie nicht noch mehr zur Tat und machen von ihrem Recht auf Arbeit in allen den Lebensgebieten Gebrauch, wo der Schmuck des Erdendaseins

Glück erzeugt? Unser Kunsthandwerk liegt noch in den Windeln. Wollen hier nicht die Frauen zu ihrem Glück viel kräftiger mitpflegend wirken und an des Mannes Seite ergänzend eingreifen in eine Arbeit, die ihrem Wesen so sympathisch sein muß? Sie würden hier, wie auf manchen anderen Lebensgebieten, herrschen können, indem sie dienen, sie würden den Mann aus seiner Beschränkung reißen, indem sie ergänzend wirken und vervollkommnen, wo das Schöne voller Ausgestaltung bedarf.

Nicht dann also wird Frauen- und Menschenglück größer werden, wenn die äußeren Arbeitsinteressen die Frau immer mehr vom eigenen Felde ihres Schaffens abtreiben, wenn ihr Arbeitsgebiet verschoben wird in den Bereich männlicher Tätigkeit, wenn sie gezwungen wird, viele ihrer weiblichsten Eigenschaften zu verschließen, zu unterdrücken und verdorren zu lassen, sondern dann, wenn alle Möglichkeiten ihres Wesens bei reicher Arbeitsgelegenheit sich voll und frei entwickeln können. Man sollte deshalb allen Bestrebungen, die größeres Frauen- und Menschenglück zum Ziele haben, nicht hindernd entgegentreten, sondern freundliche Gewährung schenken und auch da, wo es zunächst noch zweifelhaft erscheint, ob jene Bestrebungen Glückskeime in sich tragen, volle Freiheit der Entfaltung lassen und nur da, wo Glücksstörungen drohen, warnend und mahnend aufmerksam machen. Wenn so der Frauenentwicklung mehr Freiheit gegönnt wird, wenn das heranwachsende Mädchen nicht nur Toiletteninteressen, oberflächlichen Galanterien, gedankenlosem Hausgetriebe oder blaustrumpfartiger Gelehrsamkeit preisgegeben wird, sondern mannigfaltiger Arbeit sich widmet, dann wird das weibliche Empfinden mehr

Empfänglichkeit für die Sorgen und Mühen des Mannes bekommen, wird seine Gedanken und Gesinnungen nachempfinden können und durch Mitgefühl und Mitempfinden fähiger werden, die Schwere seiner Pflichten ihm zu erleichtern und die Freude und die Erfolge seines Berufs ihm zu erhöhen. Und Menschenglück wird dabei mehr als heute seine Rechnung finden.

Dreizehntes Kapitel

Glück und Geselligkeit; Einsamkeit und Gemeinsamkeit

Des Menschen Geselligkeit steht in engen Beziehungen zu des Menschen Glück. Sie kann erhebend, fördernd, stärkend, sie kann aber auch schädigend und störend wirken. Wer abgeschlossen für sich lebt, an dem vollzieht sich allmählich eine Art von Versteinerungsprozeß; das volle frische Leben, das von kräftiger Glücksempfindung nicht zu trennen ist, pulsiert nicht in ihm.

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein.

Auch ganz kleine Kreise von Menschen, die lange abgeschlossen für sich leben, fallen ähnlichem Schicksal anheim; eine Art von Abschleifung des Innenlebens findet allmählich statt; Gedanken und Vorstellungen passen sich so aneinander an, daß gar keine Reibung, keine Bewegung, keine kräftige Seelenempfindung sich mehr zeigt; Gleichgültigkeit, Gefühls- und Empfindungsleere ziehen da ein, wo mehr Leben und mehr Glück wohnen könnte. Es ist ja wahr: der bierselige deutsche Philister fühlt sich glücklich, jahraus jahrein abends stundenlang bei demselben hundertmal wiederholten Gespräch oder bei demselben Skatspiel im Tabaksqualm der Bierkneipe zu sitzen. Und ebenso fühlt der regelmäßige Besucher geschlossener Gesellschaften, der sogenannte Casinese, sich glücklich, jeden Abend an demselben Platz in derselben Um-

gebung seinen Schoppen zu stechen, und er empfindet es bitter, wenn er nicht unter seinen abendlichen Genossen dämmern kann. Dieses Glück ist das stille Behagen austönender Tagesarbeit, der Ausspannung, die beim Alleinsein Langeweile verursachen würde, die aber durch Gemeinsamkeit zu einer Art von erfreuendem Dasein erhoben wird, weil einsames Brüten ausgeschlossen ist und die leise und wenig störende Wechselwirkung der Gedanken nicht zu sehr anspannt und aufregt. Solches Glück bleibt aber immer nur Geschmackssache gewisser Naturen, die mit einer Art von Glücksphilisterium sich begnügen. Wer höhere Ansprüche ans Glück macht, ist solcher Gleichgültigkeit abhold, er sehnt sich nach frischem Wechsel, bei dem das Dasein in lebendigere Berührung mit der Außenwelt und den Mitmenschen kommt. Er sucht lebhaften gesellschaftlichen Verkehr, um eine Wirkung zu spüren, wie sie etwa das Reisen ausübt. Wer immer nur in kleinen Orten lebt und wandelt, immer nur dasselbe sieht und hört, immer mit denselben Menschen zusammen ist, der verfällt allmählich einem schlummerähnlichen Zustand, der dem Winterschlaf der Tiere ähnelt. Eine Reise gibt solch eintönigem und einseitigem Leben neuen Anstoß; neue Menschen erregen wechselnde Teilnahme und neue Anregung. Man kehrt erfrischt, vergnügt, verjüngt wieder heim. Stammphilister, Casinesen und Kleinstädter altern vielfach früher als Großstädter, können aber gleichwohl hohes Alter erreichen. Das hängt zusammen mit dem Mangel an aufreibender innerer Bewegung und innerem Leben; wer aber in dieser Weise arm an innerem Leben ist, der ist auch arm an der inneren Glücksempfindung, die aus reichem Innenleben fließt.

Jünger und frischer erhält gesunde Geselligkeit und sie bringt zudem auch andere freundliche Früchte, an denen unsere Glücksempfindung sich stärken kann. Dieselben Personen, die bei zu einseitiger Häuslichkeit und Weltabgeschlossenheit sich gegenseitig langweilig werden, die sich nichts Neues mehr zu sagen haben, treten zu leicht in eine Berührung, die nach und nach geradezu glücksstörend werden kann; sie bleiben nicht rücksichtsvoll und höflich genug gegeneinander, lassen sich gehen, tun sich und ihren Stimmungen keinerlei Zwang mehr an und lassen allen Launen freien Lauf. Der andre weiß ja doch, daß man's nicht böse meint. So kann durch starke Abgeschlossenheit nach außen das rechte lebendige Glück, der volle Glücksertrag häuslichen Zusammenlebens starke Einbuße erleiden. Wie oft beobachten wir's, daß Männer gegen jede andre Frau aufmerksamer sind als gegen die eigene; und manche Frau macht's ebenso: draußen liebenswürdig, aufmerksam, zuvorkommend, höflich, artig, gefällig, charmant, gesprächig, lebhaft, aufgelegt, gar witzig von Scheinglück strahlend; daheim aber herb, abstoßend, kurz angebunden, einsilbig, schweigsam, launisch, verstimmt oder dumpf und stumpf und maßlos langweilig: bettelarm an wahren Glücksempfindungen. So kann es kommen, auch bei Leuten, die sich ursprünglich aufrichtig schätzen und lieben und es im Grunde immer noch tun. In solche Verhältnisse kann schöne Geselligkeit Leben und Bewegung bringen und schlummernde Glücksgüter gleichsam zum Erwachen rufen. Kommen Freunde ins Haus oder ist man bei Freunden zu Gaste, so nimmt man sich zusammen, man zeigt sich von seiner besten Seite, ist aufmerksam, verbindlich und unterhaltend. Solches Aufrütteln wirkt nach; es

ist, als ob in die Schattenwelt seelenlosen Daseins wieder Seele und Sonnenschein und mehr Glück eingezogen wäre. Gelinder Zwang, den schöne Geselligkeit ausübt, tut immer gut; zunächst kommt der äußere Mensch in angenehmere Formen; was anfangs nur Form war, kann mit Inhalt sich füllen und zu unserm Glück kleine Liebesgaben herbeibringen, die zusammengenommen ein gutes Kapital ausmachen, das glückhafte Zinsen bringt. Besonders wird das solche Geselligkeit zuwege bringen, die im Familiensinne und in der Familiensitte wurzelt. Je weiter der gesellige Kreis von der Familie sich entfernt, um so bedeutungsloser wird er für unser Glück. Wieviel Familienfrieden und Familienglück hat die Geselligkeit des französischen Salons zerstört, wieviel schönes Familienglück birgt das gesellige Leben des Engländers, bei dem das Familienleben in die weitesten Kreise der Geselligkeit hineinragt. Unser deutsches geselliges Leben im Bürger- und Bauernhause hat vielfach seinen Ausgang genommen von der Spinnstube der Hausfrau; hier war der Mittelpunkt der Familie an langen Winterabenden, hier waren Kinder und Mägde um die Hausfrau geschart in Spiel und Arbeit; und der Mann schaute zu oder sprach und las auch wohl ein gutes Wort belehrender und erbauender Natur; Freunde und Freundinnen des Hauses kamen, spannen, plauderten, aßen und tranken und erweiterten den Familienkreis zum glückbringenden geselligen Kreise. Das Spinnrad ist ja wieder Mode geworden im Salon unserer Damen, aber es dreht sich nicht mehr, es ist ein unnützes Putzstück, hält wie ein Märchen aus alter Zeit Ausschau nach verlorenem Glück und seufzt, wenn Abend für Abend die Familie außerhäusig ist, nach der alten

Zeit mit ihrem alten Glück, mit ihrer schönen behaglichen Geselligkeit.

Daß die Geselligkeit, die die Zeit vor dem Kriege geschaffen hatte, erquicklich war, machten wir uns eigentlich nur selber weis. Lag nicht schon in der beliebten Wendung: „Wir müssen unsern gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen" der deutliche Hinweis, daß es sich hier häufig um etwas recht Lästiges handelte? Trat nicht, wenn ein junges Ehepaar zum ersten Male „seine Gesellschaft" gab, eine Art von glücksfeindlicher Macht an das junge, bisher vielleicht gänzlich ungetrübte und sonnige Eheglück heran? Ob sie berechtigt ist, weiß ich nicht, aber tatsächlich hat man die Frage aufgestellt, ob eine junge Frau jemals etwas Gescheites oder überhaupt etwas auf ihrer ersten Gesellschaft gegessen habe. Ein Aufatmen, daß alles glücklich abgelaufen, bildete doch meist das Finale. Und aufzuatmen pflegt man doch nicht gerade von glücklichen Empfindungen. Erhöhte es ferner das Glück und den Reiz des Lebens, wenn im geselligen Leben so vielfach über die Verhältnisse hinausgegangen wurde. „Wir können's eigentlich nicht, aber wir müssen's tun, weil es X, Y, Z auch getan haben!" Dieser falsche und unwahre Aufwand wurde noch erhöht und ungesund gesteigert, wenn etwa Töchter in den Wettkampf und auf den Heiratsmarkt geführt wurden. „Nicht zu Hause, fremd bei mir selber!" hätte man bei solchen Geselligkeiten als Devise aufs Menu (ich halte das unselige Fremdwort fest) drucken sollen. Dazu hatte der zerstreute Berliner Geheimrat sicherlich ein Recht, der Exzellenz zu Tische führte und beim Eintritt in sein eignes Eßzimmer mit all dem geborgten Kram die Frage an seine Dame richtete: „Finden Exzellenz

nicht, daß die Leute hier sehr schön eingerichtet sind?" Und nun noch das unglückselige Überbieten! Gab's bei Frau Doktor drei Gänge, so gab's bei Frau Justizrat vier: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Braten um Braten, Eis um Eis, Sekt um Sekt. Und die Unterhaltung dabei? Goethe sagt einmal:

Du bist in Gesellschaft gewesen?
„Wären's Bücher gewesen,
Wir hätten sie nicht gelesen!"

Da saß man vielleicht mit einer Dame zusammen, die man noch niemals im Leben gesehen und die man wer weiß wann einmal wiedersah, sprach allerlei gleichgültiges, langweiliges, schaudererregend selbstverständliches Zeug, freute sich, wenn einem die geistige Belebung des nachbarlichen corpus delicti gelang, verzweifelte, wenn's nicht gelang, und kam in Versuchung, die Gabel als kitzelnden Lebenserwecker zu mißbrauchen. Und nun erst die Bälle, d. h. die offiziellen; je höher hinauf, um so stumpfsinniger, um so mehr an den berühmten Tanz im Mikado erinnernd. Ein halbwegs verständiger Mensch, der sich sein natürliches Empfinden bewahrt hatte, konnte doch Glückswerte in solchem Treiben kaum erkennen. Ganz junge Leute fanden bei so etwas ja mehr ihre Rechnung, und sie mochten sie finden; aber hätten sie nicht erquicklichere Summen ziehen können, wenn sie nicht gerade an so große Tafeln des Lebens geführt wären? Jene großen Gesellschaften — Abfütterungen nannte sie der feinsinnige Sprachgeist — glichen geselligen Massenmorden und fabrikmäßiger Massenindustrie. Das Massenhafte war die Hauptsache, das Massenhafte des Essens und Trinkens, das Massenhafte der Gäste. Der einzelne war nur eine seelen-

und freudlose Nummer. Warm waren bei solchen Gelegenheiten nur die Schüsseln, Teller und Speisen, die Herzen blieben kalt und ein „Gott sei Dank, daß sie fort sind und alles vorüber" segnete die Mahlzeit.

Stellen wir uns dagegen andere Bilder aus freundlicheren und glücklicheren Kreisen vor Augen, wie der gewaltige Krieg und der kommende Friede sie hoffentlich uns wieder bringen wird. Es gibt zwei Gänge, die Gesellschaft ist so groß, daß volle Gegenseitigkeit und lebhafter Austausch aller möglich ist; fremd ist und bleibt sich keiner; die Wirte sind liebenswürdig und aufmerksam und beherrschen das Ganze, weil sie alles dransetzen, ihren Gästen einige schöne und genußreiche, sagen wir einmal, glückliche Stunden zu bereiten. Als Willkommensgruß atmet den Gästen das unsichtbare, aber fühlbare Motto entgegen: „Klein, aber mein." Die Unterhaltung ist lebhaft, nicht gerade „geistreich", aber durchgeistigt durch den Austausch freundlicher und wertvoller Gedanken; in keinem Augenblick glotzt uns die Hohlheit des Kopfes, die Leere des Herzens und der Stumpfsinn jener zusammengewürfelten Massenfütterungen an. Das Ergebnis solcher Gesellschaften ist: „Schade, daß die Stunden schon vorüber! Es war so gemütlich und behaglich, so vergnügt und angeregt, und es gab doch nur wenige Gänge und noch nicht einmal Sekt."

Es ist ja nicht Zweck dieses Buches, Reformen anzustreben oder nur vorzuschlagen. Das sei ferne von ihm und würde auch ein gänzlich unnützes Beginnen sein. Aber die Frage ist doch wohl erlaubt: Wo ist Blasiertheit am meisten zu Hause? Wo die Dummheit? Wo die Oberflächlichkeit? Wo Ekel und Überdruß? Wo Gleichgültigkeit und Lange-

weile? Wo aber wohnt mehr wahres Glück? Auf diese Frage, die ich vor dem Kriege mit einer gewissen Entsagung gestellt habe, hat der Krieg eine ernste Antwort gegeben. Möge im kommenden Frieden alles gesellschaftlich Ungesunde aus unserm Leben dauernd verschwinden! Möge wieder mehr wahres Glück in unsere Geselligkeit einziehen!

Denn wo es sich um unser Glück handelt, spricht zugunsten der Geselligkeit vieles; sie lehrt manche Pflichten, die freundliches Zusammenleben fördern, sie lehrt Rücksichten, und gegenseitige Rücksichten machen glücklich. Aber wo uns die Geselligkeit anödet, da macht Einsamkeit glücklicher. So begegnet uns bei allen wahrhaft großen Naturen im Reiche menschlichen Denkens und Handelns die Neigung zu einem Leben der Weltferne, der Anspruchslosigkeit und innerlichen Vertiefung; es ist ein wahrhaftes Wort, das Giordano Bruno gesprochen: „Alle, die das himmlische Leben schon auf Erden kosten wollen, haben einstimmig gesagt: Ich habe mich eilends aus der Welt geflüchtet und bin in Einsamkeit geblieben." Deshalb sollte es auch ein Hauptstudium der Jugend wie des Alters sein, die Einsamkeit nicht nur zu ertragen, sondern sie zu einer Quelle des Glücks, der Gemütsruhe und des Selbstgefühls zu machen. Sie ist für den Geist das, was für den Leib die Diät ist. Sie wird uns immer dann freundlich und willig aufnehmen, wenn wir als Gast und Flüchtling aus der Unruhe des Lebens zu ihr kommen; wir dürfen aber nicht auf die Dauer bei ihr wohnen wollen, weil bei zu langem Alleinsein die Säfte des Gemüts trocknen und der Gedankenlauf stockt und weil sie dem Dufte der Giftpflanze gleicht, der süß, aber betäubend ist und mit der Zeit verderblich wirken kann.

Wie Geselligkeit unter Umständen verdrossen macht, so tut's auch die Einsamkeit, und nach Plato macht sie eigensinnig dazu. Ein angenehmer Wechsel von beiden wird unverdrossen, heiter und glücklich zugleich machen.

Wer sich in sich vertieft, kann nicht die Welt regieren:
Und wer sich hin ihr gibt, der wird sich selbst verlieren.
Dich hin zu geben ihr und wieder dich zurück
Von ihr zu nehmen, das allein ist Lust und Glück.
Des Geistes Atem soll wie der des Mundes sein:
Du sendest warm ihn aus und ziehest frisch ihn ein.

Vierzehntes Kapitel

Glück und Dienstboten

Mit Familienglück und Familienfrieden hängt innig zusammen die Dienstbotenfrage. Es gibt heutzutage kaum ein Gebiet, auf dem die Klage, daß die Welt schlechter mit jedem Tage werde, mit so kraftvoller Überzeugung ausgesprochen wird als das Gebiet des Dienstbotenwesens. Möchten wir doch immer die richtige Stellung zu ihr nehmen und damit auch die richtige Stellung zum Glück des Werkeltages. Hören werden wir die Klagen oft. Es gibt ja keinen dankbareren Stoff der Unterhaltung in Damenkaffees und Damenkränzchen; alte und junge Ehefrauen beteiligen sich an dem Chor der Klage, und Männer selbst stimmen beim Abendschoppen in ihn ein, wenn sie tagsüber auf Dienstbotensuche sich haben mitbewegen müssen. Man lacht wohl darüber und macht Scherze, daß das so ist. Und doch bleibt sie eine ernste, eine brennende Frage des Glücks und des häuslichen Friedens, diese Klage über die Dienstboten. Sie werden täglich schlechter und unzuverlässiger, leisten wenig und verlangen viel; Anhänglichkeit und Treue gibt's nicht mehr; sie kommen und gehen, lügen und stehlen wohl auch, lachen hinterdrein noch über die Herrschaft, klatschen, haben Liebschaften — kurz, sie taugen alle miteinander nichts, so behaupten diejenigen, welche die meisten Dienstmädchen gehabt haben und aus Erfahrung sprechen wollen, bei denen das Dienstmädchenkaleidoskop nicht stille steht und der Zug der Dienstboten einem Zuge des

Todes gleicht. Andere, die weniger wechseln, die sich auf Massenerfahrung weniger berufen können, aber darum einzelne Persönlichkeiten gründlicher kennen gelernt haben, klagen nicht so über Glücksstörungen, urteilen anders, wesentlich besser, und meinen, es sei eben heute mit den Dienstboten nicht wesentlich schlimmer als ehemals auch. Wer recht hat, dürfte nicht ohne weiteres zu entscheiden sein. Nur einige Fragen kann man stellen, deren richtige Beantwortung uns auf den Weg zu häuslichem Glück und häuslichem Frieden führen kann. Vor allem fragen wir: Ist Undank, Dummheit, Unverschämtheit, Bosheit, Untreue, Unfleiß und alle die Fehler, die den Dienstboten zu argem Vorwurf gemacht werden, nicht auch anderswo vorhanden, nicht auch bei den Herrschaften und ihrem Anhang? Hatte nicht der Sohn des Hauses, als er im blühenden Flegelalter die Tertia des Gymnasiums unsicher machte, recht grobe Untugenden an sich, mit denen er Eltern, Lehrern und in noch größerer Ungebundenheit und Unmittelbarkeit den Dienstboten eine wahre Landplage wurde? Haben nicht unsere Töchter auch Liebschaften, Ball- und Lawntennisbekanntschaften? Klatschen nicht auch Frau X und Y, die in hohen Würden und Titeln, in Samt und Seide und wohl auch in strahlender Frömmigkeit einherfahren, ebenfalls recht weiblich? Und wir selber, leben wir alle im Hause so musterhaft, daß wir den Splitter in des Nächsten, des Dienstmädchens Auge so sorgsam zu suchen berechtigt sind? Zeigen wir uns immer auch im Negligee, im Schlafrock und Pantoffeln gerade so wie im Ausgehe- und Bratenrock und im Gesellschaftskleide? Gibt es nicht manchen Zank und Streit auch in den besten Familien, viel polternde und

kraftlose Kindererziehung, viel unbestrafte Kinderungezogenheiten und Kinderbosheit? Sieht nicht alles das auch unser Dienstmädchen, das unter uns wandelt mit der kräftigen Beobachtungsgabe schlichter Leute, die wenig getrübt ist durch sogenannte feine Bildung? Betrachten wir ferner die Dienstboten immer als gleichwertige Menschen? Behandeln wir sie nicht auch mal menschenunwürdig, rauh, unfreundlich und zwar ohne rechten Grund? Sprechen wir nicht von „Person" und „Frauenzimmer", wo wir unserm Bildungsstande nach andere feinere Wörter zur Verfügung haben könnten? Bieten wir auf Gruß stets angemessenen Gegengruß, auf freundlichen Ton entsprechenden Gegenton? Wird nicht zuviel unnötig gezetert, gescholten, genörgelt und getadelt, wo eigentlich nichts zu tadeln ist? Kommt es nicht wiederum vor, daß die mit hohem Titel gezierte Frau X, die noch eben eine weite Kluft zwischen sich und ihrem Dienstmädchen gebildet durch unnötiges Schelten, im nächsten Augenblicke sehr herzhaft klatscht und kordial herzieht über Frau Y im zweiten Stock? Und werden die Frauen, die alles besser wissen wollen als das armselige dienstbare Wesen, immer allein fertig? Kommen sie nicht mit jeder Batagelle ihrem Mann und klagen sie nicht täglich über die „abscheuliche Person" in der Küche? Und lassen diese Frauen nicht auch einmal ihren Ehemann als Küchenjupiter los auf die Küchenhebe, auf daß er sich dort gründlich lächerlich mache? Es sind dies alles nur Fragen, mit denen niemandem nahe getreten werden soll, aber Fragen, die aufs Glück hinzielen. Wenn Dienstboten und Herrschaften (es wäre interessant nachzuforschen, wann dieses unselige Wort ins deutsche Haus eingedrungen ist) sich heute ferner stehen

als zur Zeit, da unser Großvater die Großmutter nahm, wer hat die herzliche glückbringende Gemeinschaft gekündigt? Wer hat angefangen zu zerstören? Waren nicht unsere Mütter und Großmütter im wahren, schönen Hausregiment tüchtiger und erfahrener als der klageführende Teil des heutigen schönen Geschlechts? Besaßen jene nicht das einfache Geheimnis aller Regierungskunst: überlegene Einsicht, Fertigkeit und Tüchtigkeit in den Dingen, in denen sie zu befehlen hatten? Sind wir nicht bei dem raschen Steigen unseres Nationalreichtums an stillen häuslichen Glücksgütern ärmer geworden, sind nicht die Haushaltungskünste etwas in Mißkredit und Verachtung gekommen? Ist es ein Wunder, wenn Frauen, die als Mädchen nur mit Feder und Pinsel, mit Büchern und Klavier, mit Lawntennisball und Veloziped Umgang gepflogen haben, keine Dienstboten erziehen können, weil sie eben nicht zeigen können, wie's gemacht wird? Ist es ein Wunder, daß es nicht glückt mit den Mädchen, wenn junge Frauen nur mit Widerwillen von häuslichen Dingen hören und zu jeder Tageszeit hinaus eilen, um sich all diesen unwürdigen Beschäftigungen zu entziehen? Das sind alles Fragen um des Glückes willen. Und glücklicher möchten wir doch alle werden. Und nun die Schlußfrage: Ist nicht jene Frau dort, die wir nicht mitklagen hören über die abscheulichen Dienstboten, glücklicher und glückverbreitend, weil sie schlicht, recht und gerecht, kraftvoll und kundig des Regiments im Hause waltet? Sie arbeitet nicht polternd mit. Ich habe sie noch niemals Kartoffel schälen und mit Schrupper oder Besen hantieren sehen, aber zeigen kann sie alles mit frischer und kluger Hand, und sie leitet alles — auch das Glück des Hauses — mit Geduld und Energie

und fährt sonst einher mit Wohlwollen und angemessener und taktvoller Teilnahme für die Sorgen und Schmerzen des Dienstmädchens, das nicht vom Brot allein lebt, sondern auch von Menschenliebe, von der man, ohne sich etwas zu vergeben, der materiellen Nahrung ein gut Stück hinzufügen darf. Und wie's in den Wald hineintönt, so tönt's heraus; der Grundton verkündet aber immer wieder das Eine: „Hier wohnt und waltet Glück!" Aus diesem Heim will ich einige Hausregeln, wie sie mir gerade einfallen, verraten zu unserm Nutzen und zum Frommen unserer Glücksgenossin.

Wechsle vor allem nicht zu oft mit deinen Dienstboten. Wenn manches auch nicht so an ihnen ist, wie du wohl wünschen möchtest, so trag es und suche an den Personen, nicht gleich mit den Personen Veränderungen hervorzubringen. Unter allem Wechsel der Dienstboten leidet die Stille und das Glück des Hauses; denn der Eintritt Fremder, die eigene Gewohnheiten ablegen müssen, um sich den Sitten des Hauses zu fügen, stört besonders die Erziehung der Kinder. Halte ferner nicht zu viel Dienstboten:

Wer viele Diener hat, hat viele zu bedienen;
Denn alle dienen ihm nur, weil er dienet ihnen.

Die Gewohnheit, sich beständig bedienen zu lassen, ist die größte Sklaverei und macht diejenigen übermütig, welche uns dienen, welche aber ohne uns fertig werden können. Deshalb wird man auch erfahrungsgemäß um so schlechter bedient, je mehr Dienstboten man hat. Man soll die wenigen, die man hat und deren man bedarf, nützlich und hinreichend beschäftigen, gut bezahlen und vernünftig und richtig behandeln. Vor allem spiele dich mit deinem Rang, den du in Amt und Würden und in der Gesellschaft führst,

nicht allzusehr auf, sondern benimm dich so, daß die Dienstboten stündlich merken, deinem äußeren Range entspreche innerer Wert und innere Würde. Es ist wahrhaftig kein Glück, durch verkehrtes Benehmen sich in moralische Abhängigkeit von seinen Dienstboten zu bringen. Aufgeräumtes Wesen ohne falsche Vertraulichkeit gewinnt uns die Zuneigung der Dienenden; bei einem richtig getroffenen Ton kann sich diese erfreuliche glücksschaffende Stimmung durch das ganze Leben hindurch erhalten, gerade wie die gegenteilige Stimmung, wenn Schnauzen und Keifen Grundton im Verkehr mit den Dienstboten bildet. Aber auch zu große Familiarität, falsches Vertrauen, unnütze Mitteilungen diskreter Familienverhältnisse bringt uns in moralische Abhängigkeit von unseren Dienstboten. Denn Geheimnisse bewahren gehört nicht zu ihrem Beruf. Man kann sehr wohl auch an seinen eigenen Interessen die Dienstboten teilnehmen lassen und auf ihre Interessen eingehen mit wahrer Herzlichkeit, aber nur so weit, als ihre Zuneigung und ihr Urteil ihnen ein Recht dazu gibt; die inneren humanen Beziehungen werden bei richtigem Ton und Takt niemals die äußerlich geziemende Unterordnung beeinträchtigen. Die richtige Hausfrau muß sich nur recht hineindenken und hineinleben in ihre Dienstboten, und der richtige Hausherr hilft bei diesem Denken, wenn Frauenstimmungen die Gedanken unklar machen wollen. Dienstboten stehen ja unter dem Schutz der Gesetze und der Klebemarken, sie bekommen ja „hohen Lohn", sie haben's ja gut, da sie jederzeit wechseln können, so meint man gemeiniglich; aber wie weit stehen sie hinter denen zurück, die ein eigenes Geschäft, einen bestimmten Beruf haben, wie fern ist meist das Ziel und wie ungewiß und sorgen-

drohend, wenn es sich um eigenen Hausstand handelt. Deshalb müssen sie das Gefühl haben, daß sie, von den Ihrigen abgetrennt, einen Ersatz in unserm Hause finden, daß sie in einen wohltätigen Zusammenhang aufgenommen sind, daß sie nicht nur äußeren Schutz genießen, sondern auch den inneren Schutz vor Zerstreuung und Verwilderung, der sich der vereinzelte Mensch so leicht überläßt; auch sie sollen sich glücklich fühlen unter dem milden Geist eines gesitteten und gebildeten Lebens; und da alles Glück ausstrahlende Kraft hat, so wird auch unser Glück sich unvermerkt mehren allein schon durch die Stille und den Frieden, der sich über unserm Heim ausbreitet, in dem nicht um Lohn allein gearbeitet wird, sondern um Liebe und Anteil an gemeinem Wohl und Glück des ganzen Hauses.

So kann die Dienstbotenfrage eine Frage des Glückes werden.

Fünfzehntes Kapitel

Glück und Arbeit

Prophetisch sind in der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts zwei Worte nebeneinander gestellt, die zwei wichtige Hebel des Glückes sind und zur Glückserziehung heilsame Fingerzeige enthalten. Nach dem Sündenfall, mit welchem der Mensch zum Menschen wurde und sein Paradiesesglück verloren ging, auf daß er es wieder suche aus eigener Kraft, offenbart ihm die eine Verkündigung die Unterordnung der Frau unter den Mann als Familienoberhaupt und die Begründung der Familie; dem Weibe, das zum Verlust des Paradieses die erste Veranlassung gewesen, wird gesagt: „Ich will dir viel Schmerzen machen, wenn du Mutter wirst; und dein Mann soll dein Herr sein." Mutterschmerz, Mutterglück und Familiensegen waren in diesem Worte an das erste Weib den Menschen verheißen.

Und das andere Wort, das dem ersten Manne galt, lautete: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" Keinen Fluch gibt es, der so segensreich geworden wäre. Daß der Mensch zum sittlichen Wesen wurde, verdankt er der Tatsache, daß er das verlorene Paradies sich neu zu erarbeiten verflucht und berufen wurde. Wo er inmitten müheloser Erzeugnisse der Natur in einem Klima, das der Kleidung nicht bedarf und Obdach selber bietet, wo er gleich Adam und Eva im Paradiese lebt, da verkümmern die sittlichen Elemente der Kultur am meisten, ein bewußter Glücksgenuß ist kaum vorhanden, die rechte

Tätigkeit fehlt, die des Menschen Beruf am schönsten adelt und die jenen Fluch zum reichsten Segen wandelt. — Und doch spielt in den sehnsüchtigen Kindheitsträumen des Menschengeschlechtes jene Zeit des sorglosesten Genusses, der Freiheit von Schmerz, Krankheit und den Sorgen der Arbeit noch heute eine bedeutende Rolle, und die Dichtkunst verdichtet diese Träume zu verlockenden Gebilden. Die Arbeit trägt noch heute für viele nur den Stempel des Fluches, den die Menschheit unter der Herrschaft der Sünde zu tragen verdammt ist. Noch heute ist die Anschauung vom Fluche der Arbeit da besonders lebendig, wo mit der Arbeit nur Elend und Mühsal verbunden ist, wo man nur die bittern Wurzeln kostet und zu den süßen Früchten andere gelangen sieht. Wie der Sklave zum Freien stellt sich der Arbeiter in Gegensatz zu dem Genießenden, mit Erbitterung sehnt sich die Mühsal des täglichen Kampfes ums Dasein nach sorglosem Nichtstun. Wo man nur das Ermüdende der Arbeit, nur die Schwäche und Ermattung des Arbeitsdruckes, nur das Joch der Strafe des erzürnten Gottes fühlt, da empfindet man auch die volle Wucht des Fluches unmittelbar am verschlossenen Tore des Paradieses und möchte den Cherubim das bloße hauende Schwert entreißen, um damit diese unvollkommene Welt in Stücke zu schlagen.

Und wo der Ingrimm über den Fluch der Arbeit nicht so stark sich ausprägt, scheint der Fluch der Arbeit auch heute und gerade heutzutage fühlbarer denn je zu sein, scheint an unserer Arbeit fast alles glückswidrig zu sein. Während die Arbeit da, wo sie mit der Natur noch im Bunde sich befindet, beim Landmann, Jäger und Schiffer, größere Freiheit und Abwechslung bietet, von Jahreszeit

und Wetter belebt und von tausenderlei lebenden und leblosen Dingen verschönt und erfrischt wird, ist in fast aller anderen Arbeit alles gebunden, der Kreis der Tätigkeit beengt und in Abhängigkeit von Menschen und „Ordnungen" gesetzt. In der großstädtischen, großindustriellen und in amtlicher Tätigkeit fühlen wir überall die Daumschrauben unserer Kultur, der Sonderung und der Einförmigkeit. Die Beziehungen der Menschen zur Freiheit und zur Natur werden in ihrer Arbeit immer seltener. Fabrikordnung, Geschäftsordnung, Bureauordnung, Schulordnung und wer weiß was für Ordnungen hängen über den Stätten der Arbeit und erinnern an den Fluch des Herrn und an den Verlust des Paradieses. Und im engen Raum verengert sich der Sinn, weil der Mensch in der Arbeit sitzt wie ein Gefangener in einem Gefängnis und die Enge der Fabrik, der Werkstatt, des Kontors, des Amtszimmers, der Sprechstube und der Schulstube ihn überall als einen Gefangenen der Arbeit gefesselt hält. Glaubt man nicht vielfach, wenn man solche Vertreter der Arbeit daherschreiten sieht, das Kettengerassel mechanisierter und bureaukratischer Ordnung deutlich zu vernehmen? Es ist keine Übertreibung so zu sprechen und zu denken. Die Maschine und die Mechanisierung der Arbeit — auch ein Triumph des „Fortschrittes" der Naturwissenschaften — wird glückzerstörend bei der Arbeit.

Das Glück der Mannigfaltigkeit in der Arbeit des einzelnen, die sich wechselvoll und doch harmonisch zum schönen Ganzen fügt, scheint für immer vorüber zu sein: nur bestimmte, meist kunst- und freudlose Einzelleistungen mit ihrem ewigen, Tag aus Tag ein, Jahr aus Jahr ein sich wiederholenden Einerlei erfüllen die Tages- und Jahres-

ordnung des Menschen; Kopf- und Handarbeit werden fast überall getrennt; die Selbständigkeit des einzelnen muß der Abhängigkeit sich unterordnen. Vom Fabrikarbeiter bis hinauf zum höchsten Beamten ist jedem das Arbeitspensum vor- und angewiesen und unter Schema und Aufsicht gestellt. Auch die Schule ist vielfach mechanisiert: früher vereinigte sich in einer Persönlichkeit viel, jetzt steht die Enge des Fachs und der vorgeschriebenen Lehraufgabe mechanisierend da und machen die Schulen Fabriken ähnlich. Das Glück der Arbeit scheint auch in ihnen seltener geworden zu sein, kräftiger aber das Regelrechte, die Gleichmäßigkeit, die Ordnung und das angemessene Pflichtmaß.

Glücklicherweise kommt nun bei aller Arbeit ihr Fluch mehr der oberflächlichen Beurteilung zum Bewußtsein, der Segen schlummert vielfach unter der Schwelle des Bewußtseins und tritt erst dann hervor, wenn die Wünschelrute des Willens ihn mannhaft hervorholt und zum Wachen und Leben erweckt.

Schon alle diejenigen, die den Namen „Arbeiter" für sich allein beanspruchen als einen Titel der Qual und Mühsal, fühlen sich doch im Grunde nicht ganz als Stiefkinder des Glücks; ihr trotziges Selbstbewußtsein zeigt, daß sie eine Empfindung dafür haben, wie sehr sie als tatkräftige Träger und Schöpfer menschlicher Gesittung und Wohlfahrt sich fühlen. Und es eröffnen doch gerade für die durch Arbeit Gedrückten sich heute andere Aussichten als ehemals; es ist ein Zuwachs an Glück, daß auch der Geringste heutzutage sich heraufarbeiten kann, wie mancher Großunternehmer es getan. Es kommen ja nur wenige so weit, auf 100000 kaum einer, die Trennung von Arbeit und Arbeitssegen ist

noch zu groß, der Riß zu stark, die Kluft zu weit. Daß aber dieser Riß heile, die Kluft sich fülle, um das Glück der Arbeit größer zu machen, geht wie ein kräftiger Wunsch durch unsere Zeit und beweist, daß sie das Glück der Arbeit den entgegenwirkenden Kräften abzuringen sucht, z. B. auch durch eine gesunde und kräftige Erbschaftssteuer. Diese verringert oder beseitigt die Möglichkeit, nur von der Arbeit der Väter zu leben, und sie schützt uns vor der Entartung selbständiger und selbstbewußter Arbeit; denn sie macht uns klar, daß Friede und Glück des Lebens nur auf dem mit eigener Hand geackerten Boden möglich ist, über welchem der Staat und die Gemeinsamkeit wehrfähiger Bürger die schützende Hand hält, die deshalb ein Anrecht auf Anteil an den Arbeitsergebnissen haben. Nicht die materielle Not (denn diese war in vergangenen Zeiten an vielen Stellen weit größer als heute) erzeugt die Unzufriedenheit der sozialen Mächte, sondern weit mehr das Gerechtigkeitsgefühl, welches darüber beleidigt ist, daß Glück und Arbeit vielfach in ungerechtem Verhältnis zueinander stehen. Darin liegt unstreitig der Segen unserer ganzen sozialen Bewegung, daß bessere und gerechtere Arbeitsbedingungen geschaffen werden, die dem Schlaraffenleben einzelner ein Ende bereiten oder es doch in das richtige Licht stellen. Wer solches Leben erstrebt, verkennt die Pflichten des Daseins, denen der Zukunftsstaat dadurch die richtige Stellung geben sollte, daß er jedem einzelnen, der gesund ist, die Pflicht der Arbeit so oder so zur Erkenntnis bringt und, wenn möglich, aufzwingt. Aber das ungesunde Verhältnis von heute auszugleichen und der Gerechtigkeit anzugleichen, indem man Gleichmacherei, Schematisierung, Eintönigkeit und Mechanisierung aller Ar-

heit auf sein Programm setzt, das möchte doch kaum ein Zuwachs an Menschenglück sein, wo dieses schon heute unter der Maschine des Daseins seufzt über Glückesmangel und langweiliges Einerlei. Wenn in dem Utopien, das uns so glücklich machen soll, erst einmal alle Arbeit und aller Genuß gleich gemacht ist und wir wie eine große Herde die materiellen Güter dieser Erde abweiden in vollkommener Gleichheit und Geschwisterlichkeit, dann werden wir uns zurücksehnen nach den Zeiten der Arbeit, die dem Tüchtigen gab, was des Tüchtigen ist, und der Faulheit, was ihr zukommt. Denn erst wenn die Kuh den Schwanz verloren hat, merkt sie, wozu er gut gewesen ist.

Weit beglückender als ein Ausblick in ein Glück der Zukunft mit ganz unbestimmten Allgemeinheiten und in die nebelhaften Schilderungen zukünftiger Herrlichkeit möchte ein Blick in unsere Zeit und unsres Volkes Arbeit von heute sein. Der altdeutsche Witz: „Wenn's arbeiten so leicht wäre, tät's der Bürgermeister selbst" hat in unseren Tagen doch seinen Grund verloren. Den Segen und den Adel der Arbeit hat kaum eine Zeit so gewertet und so empfunden wie die unsere. Faule Menschen werden mit einem gewissen Mitleid angesehen; Tagediebe — und mögen sie die Grafenkrone auf ihren Visitenkarten und ihren seidenen Taschentüchern tragen — werden von ehrlicher und anständiger Einschätzung eher dem Proletariat zugerechnet als der geringste Arbeiter. Ehrliche Arbeit wagt heutzutage keiner mehr unter seiner Würde zu halten. Vom Kaiser herab bis zum geringsten Manne sucht man die Tugend der Arbeit zu eigener Tugend zu machen; und wenn Tapferkeit die Tugend heroischer Zeiten war, so ist Arbeitsbeharr-

lichkeit und Ausdauer in unsern Zeiten an ihre Stelle gerückt. Der Wilde ist bedeutender augenblicklicher Anstrengung fähig, der gebildete Mann unserer Zeit aber sucht sein Glück in fortgesetzter Überwindung aller Schwierigkeiten, die sein Beruf ihm bietet, und die Zahl derer mehrt sich, denen die Arbeit nicht mehr nur Erwerbsmittel ist, sondern Lebensbedürfnis und eine Quelle des Glückes. Unsere Zeit steht nicht mehr im Zeichen des Nichtstuns. Eher steht sie im Zeichen hysterischer Vielgeschäftigkeit, wie frühere Zeiten im Zeichen der Träumerei und Reflexion. Fast gehört es nicht mehr zum guten Ton, einmal „unbeschäftigt" zu sein. Jedermann fühlt sich verpflichtet, „beschäftigt" zu sein, beschäftigt, gleichviel womit. Ernsthafte fruchtbare Arbeit braucht's nicht zu sein, wenn man nur den Schein der Arbeit erweckt. Liegt aber nicht auch darin eine Anerkennung des Wertes der Arbeit, des Wertes als einer glückbringenden Kraft?

Schon die erste Arbeit, die der Mensch auf sich nahm, um die Wildnis in nahrungsspendendes Feld zu verwandeln, war sein erster Schritt, sich zum Herrn der Erde und selbstgeschaffenen Glückes zu machen; nicht mehr, so war es Menschenwille, sollte nun die Erde Dornen und Disteln tragen, sondern Nahrungsspenden, Pflanzen und Bäume, Werkzeuge seines Genusses, Diener seines Willens. Den Dingen in der Natur und dem Menschen selber wies die Arbeit den Weg an, der zu glücklicherem Dasein führte als die pfadlose Wildnis, die vor aller Kultur den Menschen umgab. Arbeit und Lebenserhaltung traten in Wechselwirkung, die Arbeit befeitigte und befeitigt noch heute die Sorgen um menschliche Existenz, und mit ihrer Befestigung

wächst die Selbständigkeit des einzelnen, sein Selbstgefühl und die Anerkennung der arbeitsfähigen Kraft. Der Stolz, der den vierten Stand erfüllt, ist nicht unberechtigt und unbegründet; er führt uns immer wieder zu Gemüte, daß nur Arbeit brauchbare Männer schafft und daß Arbeitslosigkeit Taugenichtse erzeugt, Taugenichtse in harmlosem und in weniger harmlosem Sinne. Und sobald mit der Beseitigung der Sorgen ums körperliche Dasein die Arbeit ihr erstes Ziel erreicht hatte, setzte sie sich höhere Aufgaben und trat mit dem ersten Schmuck, der sich in den Dienst der Götter stellte, in den Dienst der Kunst, die unser Leben schmückt, unser Dasein veredelt und unser Erdenglück hebt und stärkt. Wir können die Arbeit unter den Glückswerten gar nicht hoch genug einschätzen, ihren Segen nicht kräftig genug preisen. Hast du nicht schon einmal selber dich gefragt oder es andere fragen hören: „Wozu lebt man denn? Ist es nicht schließlich eine Plage, sind es nicht nur Sorgen und Mühen eine um die andere Stunde, Hoffnungen und Enttäuschungen einen um den andern Tag und ist nicht schließlich, wenn man sich genugsam gemüht, der Tod Lebenszweck?" Solche Fragen bilden den Ausgangspunkt des Pessimismus und aller glückesstörenden Empfindungen. Und kehrst du bei den Philosophen aller Zeiten ein, um Antwort auf jene Fragen zu finden, so lautet heute wie vor Jahrhunderten die Antwort, die so gut wie keine ist, weil sie unvollständig ist und Überzeugungskraft nicht in sich trägt. Kehrst du aber ein in den Stätten der Arbeit, mögen sie dem Landmann, dem Fabrikarbeiter, dem Handwerker, dem Prediger, Lehrer, Richter, Arzt angehören, so trittst du ein in die Welt der praktischen Zwecke und Ziele, so erkennst

du, so verschiedenartig auch äußerlich die Tätigkeit der einzelnen sein, so bunt die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen erscheinen mag, die sich hier in den Dienst der Arbeit stellen, doch eins klar und deutlich: sie alle stellen sich bewußt oder unbewußt in den Dienst des Menschenglückes, sie alle erfüllen eine Aufgabe, deren Auftraggeber mit dem Schöpfer aller Dinge gleich sein möchte, sie üben die Fähigkeit aus, auf einen schönen Zweck und auf ein schönes Ziel hinzuarbeiten, und diese Fähigkeit ist glücklichmachend, mag dieses Glück auch dem einzelnen nicht immer klar zum Bewußtsein kommen. Sieh dir dagegen jene zwecklosen Geschöpfe im Leben, besonders unter den Frauen, an, die das Glück irgendeiner Arbeit, und mag sie noch so unscheinbar sein, nicht kennen, die sich ohne Lebenszweck und Ziel in gedankenloser und im Grunde arbeitsloser Geschäftigkeit abmühen, sich selbst niemals genug, anderen aber immer zu viel tun, und frage dann nach dem Wohnsitz des Glückes. Und du wirst finden, daß er in der Welt der Zwecke seine Stätte hat. Und diese Welt birgt Glückswerke seltener Art. Denn, wo Arbeit ist, da fangen die Willensgesetze in des Menschen Brust mächtig an zu herrschen; da wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken zu einem willensfesten Wesen, zum Charakter aus. Wählen und Beschließen, Nachdenken und Folgerungen ziehen, Ausdauer, Ruhe, Besonnenheit, Selbstbeobachtung, Selbstbeherrschung, Selbstnötigung und Selbstüberwindung stellen sich in den Dienst sittlicher Bildung. Die Arbeit ist, je mehr die Willenskraft im Menschen sich betätigt, keine Last mehr, wie sie es jenen ersten Menschen war, die aus sogenanntem süßen Nichtstun kamen, sondern eine Lust, die dann besonders fühlbar wird, wenn die rechte Auffassung

des Berufs hinzukommt, die die Arbeit in ihrer inneren Stetigkeit und in ihrem dauernden Zusammenhang auffaßt und sie von allem Handwerksmäßigen und von jedem Sklavengeruch befreit. Und Beruf ist hier im weitesten Sinne zu fassen. Die größten sittlichen Wohltäter der Menschheit hatten nicht das, was man im engeren Sinne Beruf zu nennen pflegt, einen Broterwerbsberuf; mancher materielle Wohltäter seiner notleidenden Mitmenschen bekleidet äußerlich und im engeren Sinne auch keinen Beruf, aber er sieht in der mildtätigen Verwendung seines Besitzes seinen Beruf; und viele Tausende von Menschen, besonders unter den Frauen, scheinen keinen Beruf zu haben und haben ihn doch im besten und edelsten Sinne des Wortes, wenn sie ihn in der Tätigkeit als Mutter, Pflegerin oder Dienerin weiblicher Aufgaben erblicken. Alles das also ist Beruf, was in nützlicher Arbeit steht und eine Teilkraft in dem gewaltigen Triebwerk wertvoller Lebensmächte ist, welche die sittliche Ordnung der Gesellschaft zusammensetzen, — in nützlicher Arbeit im weitesten Sinne des Worts, mag sie auch ein im Gebiete menschlicher Erholung liegendes Spiel sein, das zu strenger Arbeit stählt und kräftigt. Gesellt sich zu dem gewählten Berufe die nötige Berufstreue, Berufsfreude und Berufsinnigkeit, so haben wir damit ein Mittel zur Glückserziehung, wie es wenige sonst in der Welt des Glücks gibt. Deshalb bemessen feine Naturen, vornehmes Urteil und feiner ausgebildete Welt- und Menschenanschauung den sittlichen Wert eines Menschen nicht nach dem äußerlichen Wert des Berufs, den er ausübt, und nach äußeren Glücksumständen, mit denen Dummheit und Schlechtigkeit sich so gut paaren können wie Klugheit und Edelsinn, sondern nach

der Treue und Auffassung seines Berufs. Ich stelle den schlichtesten Handwerker, dessen Berufsauffassung ideal ist, mit dem höchsten Manne im Reiche gleich, der desselben Berufsglaubens lebt; und ich schätze als einen Bummler und nichtsnutzigen Menschen jeden ein, der, mag er stehen, wo er will, seinen Beruf durch eigenen bösen Willen oder durch unmännliche Willenlosigkeit täglich verfehlt. Und wenn ich diese sittliche Wertschätzung vornehme, dann begegnet mir etwas Eigentümliches: mit der Einreihung in die sittliche Weltordnung nehme ich auch eine Einreihung in die Glücksabstufung vor. Denn je idealer jemand — mag er sein und im äußeren Leben gelten, was er will — seinen Beruf auffaßt, um so sicherer faßt er auch sein Glück beim richtigen Ende. Es ist ja für den Frommen eine tröstliche Auffassung in den Ungleichheiten und scheinbaren Ungerechtigkeiten dieses Lebens, daß einmal eine Stunde kommt, wo alle Menschen vor Gott gleich sind. Tröstlicher noch für praktische Lebensweisheit ist der Gedanke, daß vor dem Glücke ebenfalls alle Menschen gleich sind und daß es in schlichter Hütte oder im Kaiserpalast überall einkehren kann, wo es Empfangssicherheit bei der Treue des Berufs voraussetzen darf. Jeder kann hier sich selber am glücklichsten machen und anderen am meisten leisten, wenn er aus sich selber das Beste macht und in sich für seinen Beruf das herausarbeitet, was in seiner Natur als besondere Begabung liegt. Das schöne Wort des Fürsten Bismarck, daß in Deutschland niemand für voll gelte, der nicht einen rechtschaffenen Beruf habe, gilt nicht nur der Ehre des Mannes, es gilt auch seinem Glücke. Oder genießen diejenigen wirklich dauerndes und festes Glück, die rechtschaffenen Berufes bar sind oder

überhaupt keinen Beruf haben? Sind denn alle jene „Ritter des Glücks“ wirklich glücklich, die von scheinbarem Glücke strahlend einherwandeln als berufsmäßige Müßiggänger, jene nichtstuenden Söhne geldmachender Väter, die Mäcene der Demimonde, die Habitués des Marchand-Tailleur, die Stammgäste der Cafés chantants und alle die anderen Berufslosen schlechterer und besserer Art, die keine Sorgen haben außer der einzigen, wie sie den lieben, langen Tag hinbringen? Gedeihen überhaupt Glückswerte auf diesem Boden, den die Berufslosen oder diese Leute ohne rechtschaffenen Beruf zu pflegen sich bemühen? Arbeitsscheu und Mißempfindung, unaufhörliche Amüsements, Spiel, Liebschaften, Trunk und Trunksucht, Spekulation, Lebensekel, Blasiertheit, Langweile, Geistesöde und alle die anderen Früchte professionellen Müßiggangs, erquicken sie das Menschengemüt auf die Dauer oder rufen sie nicht eine Gemütsverfassung oder Gemütsleiden hervor, gegen die der Verstand nichts, die Vernunft wenig, Arbeit und Tätigkeit aber alles vermag? Alle die Empfindungen, die den Müßiggänger über kurz oder lang einmal fassen, kennt der Arbeitsame nicht; unnütze Gedanken, Verirrungen der Phantasie, Begierden und Leidenschaft hält Arbeit ihm fern. An des Teufels Kram sind alle Waren um Faulheit, an Gottesgaben alle Güter um Arbeit feil — besonders aber eine Gabe, die nur dem Arbeitsamen zuteil wird: das Glück der Erholung.

Es dürfte doch am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts so gut wie am Schlusse des achtzehnten auf die Frage, warum Arbeit die beste Art sein Leben zu genießen sei, die Antwort lauten: „Weil sie beschwerliche, an sich

unangenehme und nur durch den Erfolg ergötzende Beschäftigung ist und die Ruhe durch das bloße Verschwinden einer langen Beschwerde zur fühlbaren Lust, dem Frohsinn wird, da sie sonst nichts Genießbares sein würde." Bewegung und Ruhe sind ergänzende Wechselbeziehungen in der organischen Natur; Arbeit und Erholung sind wechselnde Glücksbeziehungen für den Menschen, weil Kraftverbrauch und Krafterſatz gesunden Stoffwechsel auch dem Glücke bringen, beständige Erholung aber Bleich- und Fettsucht des Glücks erzeugt. Richtige Einteilung der Zeit in Arbeit und Erholung ist eine der höchsten Aufgaben der Glückskunst: richtige Muße inmitten der Arbeit, richtige Arbeit nach erquickender Ruhe; wie Heldenlied ohne Heldentum nicht möglich, so ist auch das Glück der Muße nicht denkbar ohne Arbeit. Gerade unsere Zeit, die sonst ruhelos rafft und schafft, empfindet stärker denn je die tiefe Weisheit, daß am Ende des gewaltigen Schöpfungswerkes Gott den siebenten Tag zur Ruhe segnete und heiligte, weil er sah, daß alles gut war, was er geschaffen hatte. Wahre Muße ist der Mutterschoß echter, tüchtiger Arbeit, und Arbeit macht noch heute das Leben süß wie am ersten Ruhetage, da der Mensch von seinem Werke rastete in dem glücklichen Bewußtsein, daß es gut sei. Wenn man unter Hinweis auf den Engel mit dem flammenden Schwerte am Paradiese des Nichtstuns das Muß und die Notwendigkeit der Arbeit zu stark betont und immer nur vom „Schweiße des Angesichts" spricht, so erschreckt man durch die Rauheit seiner Forderung und macht die Arbeit leicht zum Schrecken. Man soll auch den Genuß genügend betonen, indem man hinweist, daß unser Leben wahrhaft köstlich wird auch durch

die Ruhe, die der Arbeit folgt, vor allem durch die Ruhe, die Geisteswerte eintauscht gegen die Werte körperlicher Anstrengungen und Mühen. Der achtzigjährige Gladstone kommentierte die Bibel, wenn er seinen Körper mit Holzspalten angestrengt hatte. „O Müßiggang," jubelte Friedrich Schlegel, „du bist die Lebensluft der Unschuld und der Begeisterung; dich atmen die Seligen, und selig ist, wer dich hat und hegt, du heiliges Kleinod, einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese blieb." Und Schopenhauer sagt uns: „Jeder tiefere Mensch hat ein Bedürfnis, sich zu sammeln und sich selber zu gehören, zuweilen dazusitzen gleich einem Weisen des Orients bis zur Selbstvergessenheit versunken in heiliges Hinbrüten und in ruhiges Anschauen der ewigen Substanzen; im Nichtstun die Wonnen des Denkens und der Selbstversenkung auszukosten und seine Ideen zu liebkosen, wie der Pascha seine schönen Frauen im Serail liebkost." Wenn es nun auch nicht jedermanns Sache ist, in so hohen philosophischen Betrachtungen sich zu ergehen, die Ruhe schlichterer Weltweisheit wird ihm nach der Arbeit doch gut tun, besonders nach der rast- und ruhelosen Arbeit unserer vielgeschäftigen Zeit.

So kann man denn getrost den Fluch der Arbeit sich selber überlassen und die Überzeugung, daß die Arbeit ein Unsegen sei, den Leuten, die dem Waschlappen gleichen, der der Schlaffheit bedarf, um dem Gebrauch zu dienen, und dann auf der Trockenleine hängt, um nicht ganz zu verfaulen. Für solche Naturen, die Nichtwollen und Nichthandeln als Süße des Daseins empfinden, ist dieses Kapitel nicht geschrieben, sondern nur für solche, die ein kräftiges

und unverdrossenes Eintreten in den großen Gegensatz, der die Arbeitswelt der Völker und des einzelnen von jeher bewegt hat, als eine Quelle des Glücks ansehen und deshalb beschauliche Geistigkeit und erquickende Erholung nach rüstiger Arbeit den Feiertagen und Feierstunden zuweisen, in denen der Arbeitsame des glücklichen Genusses wert und würdig erscheint.

Sechzehntes Kapitel

Glück und Besitz

Es ist vielleicht bezeichnend für unsere Zeit, daß aus den am meisten verbreiteten Schullesebüchern unserer Tage und damit aus dem Vorbilderschatze unserer Jugend eine Gestalt zu verschwinden droht, die uns und unsern Vätern lieb und wert gewesen, weil sie ein schlichtes Muster bot, wie man sein Gemüt zu Geld und Gut, zu Habe und Besitz am besten in Beziehung setzen kann, um glücklich zu bleiben. Es ist das die Gestalt Johanns des muntern Seifensieders, der seinen frohen Sinn und frohen Sang für Gold und Goldesklang gleichsam versetzt und verkauft, aber recht bald zu der Überzeugung gelangt, daß er einen schlechten Tausch gemacht und daß Glück für Geld nicht käuflich sei. Es ist aber auch ganz natürlich, daß solche Gestalten, wie Johann der muntere Seifensieder, im Kurse heutzutage sinken. Unser Nationalreichtum hat in den letzten dreißig bis vierzig Jahren eine solche Steigerung der Lebensführung in allen Schichten unseres Volkes herbeigeführt, daß die alte Anspruchslosigkeit in Wohnung, Ausstattung unserer Räume, Kleidung, Ernährung und allen Lebensbedürfnissen und Leibesforderungen dahin ist und daß der schlichte muntere Seifensieder in die veränderten Lebensverhältnisse nicht mehr recht paßt.

Und das eben hat seinen guten Grund. Das Volk der Denker und Träumer ist auch in seiner Betrachtung von Glück und Besitz realistischer geworden, weil es denn doch keine Frage

ist, daß zu äußerem Wohlbehagen, zur Gesundheit, zur Stärkung in Krankheit und zur Genesung nach körperlichen Leiden, zur Erholung nach Arbeit und Mühen, zur Behaglichkeit und Verschönerung des häuslichen und geselligen Lebens, zur Bequemlichkeit im Daheim, zu Annehmlichkeiten von Speise und Trank, zum Genusse aller edlen und guten Freuden Geld und Gut kein übel Ding ist.

Und wenn wir weiter gehen und sehen, wie viel das Geld beiträgt zu sorgfältiger Erziehung, wie viel leichter der Reiche Schätze der geistigen Bildung haben kann als der Arme, so steigt unsere Einschätzung von Geld und Besitz für unser Glück noch mehr. Es sind doch zweifellos diejenigen glücklich zu preisen nicht nur in äußerlichem Sinne, die ihre Geburt sogleich über die Stufen der Menschheit hinaushebt, auf welchen man um die Mittel zum Leben sorgsam bedacht sein muß, die nicht Zeit ihres Lebens sich abzuängstigen brauchen um das liebe Brot und um ihr eigenes und ihrer Kinder Fortkommen. „Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bei der Überfahrt, die wir alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten, anstatt daß andere nur für ihre Person schwimmend sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vorteil genießen und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen." In altfränkischer Weise Wohlhabenheit zu verachten würde uns heute schlecht anstehen, denn wir sind doch der Meinung, daß man hunderttausend Taler besitzen und doch glücklich und auch selig werden und ein anständiger Mensch bleiben kann. Selig besonders auch deshalb, weil Geben seliger ist denn Nehmen und auch glücklicher macht. Freigebigkeit in Be-

scheidenheit geübt erwirbt uns die Gunst fremden und eigenen Glückes:

Auch der Reichtum ist eine Kraft,
So gut wie Weisheit und Stärke,
Kann werden nicht minder ehrenhaft
Verwendet zum Menschheitwerke.

Bei aller Achtung aber vor den wohltätigen Wirkungen des Reichstums soll man doch nicht seinen Wert überschätzen. Man soll das Geld nicht verachten, aber ihm nicht mehr Achtung beilegen, als ihm zukommt. Man soll das Werkzeug nicht höher werten als Menschengeist und Menschenkraft, die das Werkzeug führen. Man soll vor allem nicht dem Götzendienste des Geldes sich untertan machen. Weil das so vielfach geschieht und in allen Zeiten geschehen ist, hat die Macht des Geldes in Religion und ernster Philosophie zu allen Zeiten eine so geringschätzige Beurteilung erfahren. Für Christenglück, besonders wie es im Sinne und Geiste der ersten Christengemeinden sich zeigte, ist Reichtum wertlos; der Christ hat genug zu seinem Glück, wenn er hat, was eben ausreicht, das tägliche Bedürfnis zu befriedigen; der Christ bittet „ums tägliche Brot", er bittet damit nur um das, was zu augenblicklicher Notdurft und Nahrung gehört. Für ihn ist aber der Reichtum nicht nur wertlos, sondern geradezu eine Gefahr für die Seele und damit eine Gefahr fürs Glück, weil er zur Weltlichkeit reizt und die Seele gefangen nimmt. Durch alle Evangelien zieht sich die Warnung vor den Gefahren des Geldes. Daß wir uns nicht Schätze sammeln sollen auf Erden, weil unser Herz da ist, wo unser Schatz sich befindet, daß wir nicht Gott dienen können und den Götzen

des Reichtums, klingt aus der Bergpredigt wider und durchzieht als Grundgedanke die Geschichten vom reichen Manne und armen Lazarus und vom reichen Jüngling; und wo es sich im Mittelalter um Kirchen- und Seelenerneuerung, um Wiedergeburt aus dem Geiste handelt, da gehen die frommen Männer hin und verkaufen alles, was sie haben, um es den Armen zu geben und damit einen Schatz im Himmel sich zu erwerben. Der Fluch, der am Gelde haftet, tritt am kräftigsten hervor in den letzten Tagen Christi, da um dreißig Silberlinge eine ganze Welt des Geistes und des Seelenglückes verschachert wurde.

Fühlt nicht auch unsere Zeit, trotzdem wir nicht mehr so asketisch Besitzfragen gegenüberstehen, etwas von diesem Unsegen des Geldes? Wenn Besitz an sich Glück brächte, dann müßten wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts die glücklichsten Sterblichen sein; denn ein Vergleich von heute mit den Zeiten vor vier- oder fünfhundert Jahren, noch mehr aber mit den Tagen, da Tacitus die ersten eingehenden Berichte über unseres Volkes Vergangenheit brachte, beweist, daß jede Taglöhnerfamilie heutzutage besser haust und speist als mancher Mann aus vornehmstem Geschlechte vor so und soviel hundert Jahren. Damit aber, daß alles in unseren Bedürfnissen und Verhältnissen feiner, mannigfaltiger und befriedigender geworden ist, ist das Glück nicht größer geworden. Denn die erstrebenswerten Güter sind sich zu nahe gerückt. Wir sitzen, besonders in großen Städten, zu nahe beieinander; die weitverbreitete Presse zeigt alles Begehrenswerte in jeder dritten Annonce. Wo fast alle ehemals gleich einfach oder gar armselig lebten, kam der Unterschied nicht so zum Bewußtsein. Zu rechter

Empfindung kommt das Nichthaben erst in nächster Nähe derer, die mehr als wir oder aber viel zu viel haben. Die Unzufriedenheit ist deshalb heutzutage mehr denn je allgemeine Lebensstimmung. Die soziale Frage, die ja früher auch schon hie und da die Lande durchzog, begegnet uns heute auf Schritt und Tritt und verlangt Antwort, wie es steht mit dem Verhältnis von Glück und Besitz. Diese Unzufriedenheit, so berechtigt sie an vielen Stellen sein mag, ist doch aber auch an ebensovielen Stellen ein Kind ungesunder Begehrlichkeit. In der wuchernden Entwicklung des Geldwesens, in der Beweglichkeit fahrender Habe, in der Unruhe der Werte, in der Jagd nach dem Gelde, für das man alles kaufen zu können meint, auch das Glück, macht sich doch stark der Fluch des Geldes bemerkbar. Da jedermann immer vor Augen hat, was der andere voraus hat, regt sich der Neid, der unzertrennliche Genosse des Geldes, heute stärker denn je. Zwischen den Fasern des Glückspilzes, dem unsere Zeit gleicht, nistet dieser Wurm und ernährt sich von dem weichen Fleisch des Pilzes. Von den Schmarotzern des Glücks ist er der schlimmste. Was nützt dem Menschen all sein Glück, wenn er bei jedem Schritt einem noch Glücklicheren zu begegnen glaubt? Ihm ist die Freude anderer ein Dorn im Auge und eine Demütigung seines eigenen beeinträchtigten und geschädigten Glückes.

Und mit dem Besitz und dem Reichtum paart sich doch nicht selten auch heute noch wie allezeit ein gewisser Hochmut, den der Besitzende selber nicht immer empfindet, der aber verletzend und glückszerstörend auf andere Sterbliche wirkt. Wem ererbte Reichtümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daseins

verschafft haben, wer sich von all dem Beiwesen, das uns die Sorgen, besonders die Nahrungssorgen, fernhält, von Jugend auf umgeben sieht, gewöhnt sich zu leicht daran, diese Güter als das erste und Größte zu betrachten und die idealen Werte, vor allem den Wert der von idealen Empfindungen erfüllten Mitmenschen zu unterschätzen und mit Hochmut zu betrachten. Das Betragen der Begüterten gegen die nicht Begüterten und auch untereinander wird vielfach nach diesen äußeren Besitzvorzügen abgemessen, und so kommt ein sozialer Gegensatz zu immer kräftigerer Entwicklung, der das Glück unserer Zeit stark beeinträchtigt und eigentlich den Kernpunkt der sozialen Frage ausmacht. So lange Rang, Titel, Stellung, Kleider und Equipagen, die nur ererbt sind und nicht durch eigene Verdienste gewissermaßen neu erworben und behauptet werden, mehr gelten als eigene Verdienste und geringer Besitz, der eigener Kraft sein Dasein dankt, so lange wird man das Brennende in der sozialen Frage nicht löschen; denn Glücksstörungen dieser Art läßt sich heute wie allezeit die Menschheit nicht bieten. So lange diese noch so weit von dem Ziele der Sicherung des Glücks aller entfernt ist, ist es nötig, daß die vorhandene Not und das vorhandene Elend in einem viel tieferen Sinne erfaßt und durch Steigerung gebildeter Nächstenliebe, nicht aber durch ausschweifende Zukunftsträume, die keinen Pfifferling augenblicklichen Glückes schaffen, beseitigt wird. Es muß vor allen Dingen das Gerede von der Verdorbenheit und Sittenlosigkeit der Armen bei Gelegenheiten aufhören, wo irgendein verkommener sozialdemokratischer junger Bursche als Renommist der Besitzlosigkeit sich unnütz benimmt; die im Besitze sind, sollten vielmehr sich in die tiefen Armuts-

zustände achtbarer Mitmenschen versetzen und dann auf ihren Richterstuhl und ihre Kanzel zurückkehren mit Respekt vor dem Mitmenschen, der bei harter Geistes- oder Körperarbeit von der Hand in den Mund lebt. Die Wohlhabenden sollten sich in jedem Augenblick sagen, daß sie, verglichen mit jenen Hilflosen, himmlische Engel in ihrem täglichen Leben sein sollten und daß sie doch recht demütige Ansprüche auf den Himmel zu machen haben. Es ist ja ein Segen für unser Volk, daß unser Staat den Glücksausgleich durch seine sozialen Gesetze vorzunehmen beständig bestrebt ist, aber beschämend ist es doch für die Menschheit, daß dieser Glücksausgleich nicht aus kräftigerer Entschließungskraft der mit Glücksgütern Gesegneten selber hervorgegangen ist.

Es ist nun auch für diese „Gesegneten" gesorgt, daß ihre Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Spruchweisheit der Völker hat mahnend auf diese Tatsache hingewiesen; sie birgt einen wahren Schatz von Belehrungen über die Vergänglichkeit des Reichtums. Der prachtliebendste, reichste aller Herrscher im jüdischen Altertume, zugleich der weiseste Sachverständige, der, wie er selbst sagt, den Wert aller Dinge unter der Sonne erforschen wollte, faßt seine Erfahrung in die Worte zusammen: „Ich sammelte mir auch Silber und Gold und von den Königen und Ländern einen Schatz; ich schaffte mir Sänger und Sängerinnen und Wohllust der Menschen und allerlei Saitenspiel." „Da ich aber ansahe alle meine Werke, die meine Hand getan hatte, und Mühe, die ich gehabt hatte, siehe, da war es alles eitel und Jammer und nichts mehr unter der Sonne." Und Philosophen, Propheten und Dichter haben dieselbe Weis-

heit immer und immer wieder verkündet. „Macht Euch nicht abhängig vom Mammon. Kümmert Euch nicht zu sehr um Reichtum und Besitz, sondern genießt einzig und allein das Glück im Reiche des Geistes, in welchem Ihr Herrscher sein könnt und nur von Euch selbst abhängig seid."

Ein vorsorgliches Geschick hat ferner gegen allzu starke Glücksausströmung aus Besitz und Geld diesem Krankheiten zugesellt, die den Mammon weniger beneidenswert machen. In reichen Familien herrscht doch vielfach ein Leben ohne Farbe; viel unüberwindliche Langeweile ist hier Stammgast, die bekanntlich ärger ist als kaltes Fieber, viel Ermatten der Energie macht sich geltend, viel Verzicht auf Werte ausdrucksvoller Persönlichkeit, wenig Freiheit und Entfaltung der Individualität, viel Druck des Mammons, viel Abhängigkeit vom Gelde; Gold ist gelb, aber auch der Meltau, der die Gesundheit allen Wachstums schädigt. „Eitel Brot macht die Wangen rot", sagt dagegen mit Recht der Volksmund. Mäßiges Leben, zu dem maßvoller Besitz zwingt, erhält gesund. Unmäßiges Leben, zu dem Reichtum verführt, tut das nicht. Es ist leichter, daß ein Bauer sich seine Gesundheit erhält, als ein reicher Städter, weil jener einfacher lebt als dieser und weil ein Gespann Ochsen zu leiten leichter und gesunder ist als einen Viererzug. Zu satt macht matt. Deshalb fallen reiche, satte, untätige Menschen zuerst in die Folterarme der Hypochondrie und versinken gleichsam in der Beleibtheit des eigenen Ichs. Menschen, die in allen Genüssen schwelgen, werden nur von Toren glücklich gepriesen; denn die tief in ihnen wurzelnde Kraft des Fleisches treibt sie doch eigentlich unaufhörlich sich selbst zu quälen, weil

immer noch eine Lücke in ihrem menschlichen Dasein bleibt, welche der Genuß von Speise und Trank nicht auszufüllen vermag; diese Lücke hat im geistigen Wesen des Menschen ihren Grund, das niemals verschwinden, nur faulen kann in allzu starker Körperlichkeit. Kurz und gut, das kräftige, aber inhaltreiche Reutersche Wort hat recht:

Wohlstand is en Schatz up Jren;
Äwerrik makt grotes Mul.
Süh, dei Körbs kann di belihren:
Äwerrip, denn ward hei ful.

Und kommt nun zu den körperlichen Plagen noch die Plage des Geizes hinzu, dann verdorrt das Menschengemüt und erzeugt einen Hunger, der nicht eher satt wird, als bis er den Mund voll Erde hat.

Der Teufel also wohnt gar zu gern beim Besitz, besonders bei reichem Besitz; noch wirksamer und mit noch größerem Eifer haust er aber bei Armut und Not; er, der selbst in der Not Fliegen frißt, zwingt durch Not, Elend und Armut zu manchem Vergehen und zu schwerer Sünde. Nur selten ist daher Armut und Glück im festen Bunde. Der Arme aber, der sich im Kampfe ums Dasein in seinem sittlichen Sein zu behaupten und sein Seelenglück zu bewahren weiß, ist ebenso ein Held wie der Krieger, der in hartem Kampfe und Kugelregen durch Überwindung oder Verachtung der Gefahren sein Glück sucht; nur daß der Arme, der siegreich aus allen Gefahren hervorgeht, sich mit dem Glück begnügen muß, aber Ruhm und Anerkennung für seinen stillen Heldenkampf nicht findet, der meist ohne viel äußeres Werk und Tun verläuft.

Helden des Glücks, das aus der Armut fließt, sind

selten. Wo wir sie finden, sollen wir uns an ihnen erquicken zu eigenem Nutz und Frommen und bedenken, mit wie unglaublich wenig Besitz der Mensch glücklich sein kann, der die Kraft zum Glücke in sich trägt. Eine solche Heldengestalt möge deshalb hier ihre Stelle finden, wie sie uns der badische Pfarrer Hansjakob in seinen Tagebuchblättern also geschildert hat: „Ein altes Männlein schritt von den Wäldern um den Hühnersedel des Wegs daher und auf uns zu. Ich glaubte eine Bettlerfigur aus einem niederländischen Genrebild des siebzehnten Jahrhunderts auf mich zukommen zu sehen, so alt sah das Männlein aus. Ein greiser Kobold mit roten Bäcklein, weißem Ohrenbart und so zufriedenen Mienen, als wenn die Welt umher sein eigen — steckte in einem über und über mit Flickplätzen besäeten leinenen Kittel, in eben solchen Hosen und in schweren Bundschuhen. Auf dem Haupt aber saß ein hoher Filzhut, wie ihn die Bauern des Kinzigtales noch zu meiner Knabenzeit trugen. Über dem Rücken trug er an einem Stock seine Habe in ein Taschentuch gebunden und noch ein Paar alte Stiefel. Mich freute das Männlein mehr, als wenn mich ein Feldmarschall in Gala hier oben begrüßt hätte. Ich lud ihn ein, an unserm Mahle teilzunehmen, und fragte nach seinem Woher und Wohin. Er ist zu meinem Vergnügen ein Kinzigtäler, aus dem Prinzbach, und wandert seit mehr als fünfzig Jahren auf den Höhen zwischen Elz-, Kinzig- und Schuttertal hin und her und dient bald dem, bald jenem Bauern „ums Essen und ums Geliege (Nachtlager), und hie und da am Suntig a paar Pfennig uf d'Hand". Eben kommt er von den „dürren Höfen" unter dem Hühnersedel; auf dem obern ist er diese Nacht um

Gotteswillen im Quartier gelegen und jetzt auf dem Weg hinab ins Kinzigtal. Im Prinzbach hilft er jedes Jahr einem Bur „Erdäpfel setzen", und der wartet seiner; „'s isch schön da oben", meinte er, „im Sommer wie im Winter, und es ist keine Stunde im Tag und in der Nacht, wo ich nicht schon hier durchgelaufen bin". Er zeigte uns dann noch den Weg zum Hühnersedel und schied mit einem „Vergelt's Gott!" und „Behuet Euch Gott", wie ein Mann, der nichts zu wünschen hat. Mich erfaßten wieder einmal Bewunderung und Neid über einen Glücklichen, dessen Glück in der zufriedenen Armut besteht." Regel ist's ja nicht, solches Glück, sondern eine Ausnahme; und nach ihr sich zu richten ist nicht jedermanns Sache. Herdenglück wandelt auf goldener Mittelstraße, auf der nicht zu viel und nicht zu wenig an Besitz Glücksempfindung erzeugt und wach erhält. Ohne jeglichen Kampf ums Dasein ist Glück, wenigstens für den Mann, nicht denkbar. Denn wo kein sittliches Streben ist, pflegt auch bewußtes Glück nicht zu sein. Damit aber dieses Streben im Kampfe um die materielle Not nicht untergehe, ist es nötig, daß der Besitz einen Überschuß über die Existenz der notwendigsten Lebensbedürfnisse biete. Auf der Grenzlinie zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig zu wandeln ist im sittlichen Interesse, im Interesse unserer Willenskraft und unseres Glückes wünschenswert. Bei dem Zuwenig erzeugt jede zufällige, von uns unverschuldete Störung den Mangel. Bei dem Zuviel wird die Anhäufung des Besitzes leicht so groß, daß die Möglichkeit seiner Verwendung zu sittlichen Zwecken unsere Macht überschreitet, daß der Besitz für das Glück ein Besitz zur toten Hand wird. Dort ist die durch den Besitz auferlegte Pflicht

zu klein an sittlichen Werten und an Arbeitsmaterial zum Glück, hier ist sie zu groß, um, außer unter ganz ungewöhnlichen Umständen und bei einer höchst seltenen sittlichen Begabung, erfüllt zu werden. Mittlere Lebenslagen sind deshalb für sittliche Vervollkommnung und fürs Glück am günstigsten. Der Arme verliert leicht in der Not des Lebens den Mut und die Lust zur Arbeit und sucht müheloser durch unsittliche Hilfsmittel das Glück zu erringen. Der Reiche ist, je reicher ihm die sogenannten Glücksgüter zufließen, um so weniger geneigt, ihren sittlichen Wert und ihre Glückskraft zu beherzigen; er betrachtet sie als sein gutes Recht und vergißt die Pflicht, die jedes Recht in sich schließt; unsittlicher Verbrauch und unsittliche Vergeudung reißen bei ihm ein und treiben ihn in ein Gebiet, wo Glücksritter der Armut und des Reichtums und die Genossinnen solchen Glücksrittertums sich zusammenfinden.

In mittleren Lebenslagen also ist das Glück mehr daheim; denn hier wird Genügsamkeit, die Vorbedingung allen dauernden Glückes, ausgebildet. Hier lernt man die Lebensweisheit gleichsam aus der Hand in den Mund, die weise Männer erst nach langem Studium des Lebens und der Menschen gefunden haben, daß nämlich ein verständiges Glückskind der ist, der sich nicht betrübt über das, was er nicht hat, sondern sich freut über das, was er hat, und daß nicht der glücksreich ist, der viel besitzt, sondern der wenig bedarf, und daß der Mensch, mag er am Ufer des Ganges oder eines Baches stehen, doch immer nur einen Krug voll Wassers davon zu tragen vermag. Wünsche und Besitz stehen zum Glück doch immer am besten in dem Verhältnis, daß man sich nicht für glücklich hält, wenn

man hat, was man wünscht, sondern nicht wünscht, was man nicht haben kann. In solcher Stellung zum Glück darf man getrost Epiktets Weisheit aufnehmen, daß der Weise, und setzen wir hinzu: der Glückliche, unabhängig vom Schicksal sei; denn alles, was ihn und sein Glück wirklich angehe, sei in seiner Macht, was aber nicht in seiner Macht sei, gehe ihn auch nicht an.

Mit solcher Lebensauffassung braucht man noch nicht zu verfallen in die völlige Entsagung der absterbenden Antike, die die Eitelkeit aller Dinge, der die Welt nachjagt, beständig predigt; man kann sich vielmehr die Kraft, den Besitz würdig und zu seinem Glücke zu genießen, voll bewahren und solchen Genuß mit Glücksgedanken reich befruchten. Zu diesem Genuß gehört vor allem die Freude an der Kraft, das Glück des Besitzes gleichsam täglich aufs neue zu erwerben, und die Freude daran, daß eine geistige Kraft zur Herrscherin über materielle Kräfte werde, daß wir die Glückskraft, die im Besitze liegen kann, in uns empfinden und in die Dinge, die wir besitzen, hineinzuzaubern verstehen. Der soziale Zukunftsstaat wird dieses Glück kaum kennen. Nur der Erwerb, nicht der Besitz wirkt versittlichend und macht glücklich in den Grenzen, wie wir sie gezogen haben, weil wir zu Arbeit und zu stetiger Pflichterfüllung im Dienste des Berufs oder unseres Wirkungskreises angespornt werden. Dieser Einfluß des Erwerbens wirkt auch da, wo die Besitzlage dem Mindestmaß des Einkommens nahe liegt, er ist zweifellos der wirksamste und wichtigste Glücksheber des Menschen, wichtiger und wirksamer für das Wohl der Menschheit als alle gemeinnützigen und humanen Leistungen des Reichtums oder eines dermal-

einstigen sozialen Gesamtbesitzes. Wenn dieser freie, persönliche Erwerb in eine unter öffentlicher Aufsicht stehende Lohnarbeit für das Ganze jemals umgewandelt würde, so würde die Freiheit persönlicher Leistung untergehen in bloßer Allgemeinheit und damit auch das persönliche Glück, das ich allein zu empfinden vermag, in der allgemeinen Glücksblässe verschwimmen, die der einzelne nicht mehr zu empfinden imstande ist. Gott bewahre unser Glück vor dieser Glücksduselei. Unsere extremen sozialen Apostel, auch die christlichsozialen, wissen gar nicht, wie viel Unheil sie anrichten am Glücke des einzelnen, wenn sie die persönliche Erwerbskraft so wenig schärfen, die persönliche Verantwortlichkeit für eigenes Glück so wenig stählen. Unter Pferden und allerlei Tieren kann man allenfalls Gleichheit der Leistungen und des Futters herstellen, unter Menschen nur, wenn man das Recht und die Pflicht der allgemeinen Dummheit und des allgemeinen Stumpfsinns dem allgemeinen Stimmrecht zufügt. Wenn einmal der gepriesene Zukunftsstaat mit seiner Gleichheit an Besitz, Erwerbskraft und wenn's möglich ist - an Ehren fertig sein wird, wenn die Menschheit erst in eine Herde friedlicher Tiere umgewandelt ist, die, einzig auf materiellen Genuß bedacht, die Güter der Erde gleichmäßig nebeneinander auf gemeinsamem Besitz abweidet, so wird der Neid keine Stätte mehr haben, aber auch die Entsagung nicht, die vor allem in dieser Welt den Willen stählt. Wird man in diesem Gemeinwesen das Glück des Besitzes noch kennen, das sich zusammensetzt aus Entsagung und aus dem Willen, Glück durch Besitz zu erwerben? Wird man nicht vielmehr zu der Erkenntnis kommen, daß allein in der Welt der Gegen-

sätze das Glück wohnt, nicht aber in der Welt gleichmäßiger stumpfsinniger Herdenbefriedigung. Die Männer, die bis dahin nicht zu alten Weibern geworden sind, werden — dessen sind wir gewiß — eine Revolution anstiften, um unter der Fahne: „Selbst ist der Mann" für das Glück selbsterworbenen und selbsterkämpften Besitzes zu streiten. Und der Kampf gegen jenes neue gleichgesinnte Geschlecht mit allgemeinem Denk- und Empfindungsrecht wird ihnen nicht schwer werden, da vor ihnen der Erzengel Gabriel einherzieht mit dem flammenden Schwerte, auf welchem die Devise vom Schweiße des Angesichts steht.

Siebzehntes Kapitel

Glück und Bildung

Der realistische Gesamtcharakter unserer Zeit hat den Wert und die Wertschätzung der allgemeinen, der rein geistigen Bildung nicht gehoben; der Aufschwung der Naturwissenschaften, die rasche Anwendbarkeit ihrer Ergebnisse hat die sogenannten exakten Wissenschaften in den Vordergrund gedrängt; die Übertragung der exakten Methode auf andere Wissensgebiete hat die abstrakten und spekulativen Probleme sehr stark in Mißkredit gebracht, die den beglückenden Kern allgemeiner Bildung auszumachen pflegen, obwohl sie scheinbar außer allen Beziehungen zum Leben stehen und ihren Wert nur in ihrer Unwägbarkeit und Unmeßbarkeit tragen. Dazu bildet das lebhafte Interesse an Politik eine charakteristische Eigentümlichkeit unserer Zeit: fast jedermann stellt sein Wohl und Wehe unter das Wohl und Wehe des Staates und glaubt sich gut verwahrt und gut geschützt unter der Allgewalt staatlicher Fürsorge; in Gruppen und Herden drängt man sich bundesweise, um vom Staate verlorenes Glück wieder zu fordern. Diese innige Verknüpfung des Einzelinteresses mit dem Gesamtinteresse wendet die allgemeine Teilnahme der Kenntnis von Gesetz und Rechten, von politischen, sozialen und nationalökonomischen Fragen zu und tut den idealen Fragen Abbruch, die aus Unwägbarkeiten erstehen und aus ihnen Glücksergebnisse fördern. Die Arbeitsteilung in der Großindustrie und in der Wissenschaft, sowohl der naturwissen-

schaftlichen wie der historischen, hindert außerdem, das ganze Arbeitsfeld zu überschauen; die Herrschaft der wissenschaftlichen und technischen Einzelarbeit und der Einzelforschung teilt und zerstückelt die Forschungsgebiete in immer kleinere Abschnitte. Immer unfaßbarer wird die Fülle des Tatsächlichen, immer unübersehbarer die Verzweigung, immer mächtiger die Verästelung: vor lauter Ästen, die zahlreich vom Baume der Erkenntnis herabhängen, sieht man den Stamm nicht mehr und noch viel weniger achtet man der Wurzel und der geheimnisvollen Kräfte, aus denen der Baum mit seinen Ästen alle Nahrung nimmt. Und der derbsinnliche Zug in der Kunstrichtung der Zeit vor dem Kriege gab der rein geistigen, an sittlichen Grundkräften sich stärkenden Bildung den letzten Stoß, so daß sie ein kümmerliches Dasein führte in einer Umgebung voll von Gefahren und Hindernissen für rein geistige Ideale und für das Glück, das aus ihnen der Menschheit zu allen Zeiten geworden ist.

In solchen Zeiten ist es gut, sich der Wurzelkräfte zu erinnern, die allem geistigen Werden und Wachsen sowie allem Werden und Wachsen wahrhaften Glückes Nahrung spenden, und der geistigen Veredlung unseres Wissens und Könnens, Fühlens, Denkens und Empfindens zu unserm Glück Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die ersten Keime der bewußten Bildung senkt die Schule in die jugendliche Seele. Daß bei diesem Säen eitel Glück ausstrahlt, kann man nicht sagen. Es wäre auch unbillig, das zu verlangen. Samenstreuen geht unter Mühe und Arbeit vor sich, Wachsen und Ernten erst bringt den Menschen Freude und Glück. Schulerziehung erregt also in dem, der

sie genießt, zunächst kein großes Glücksbewußtsein; denn wo Pflichtgefühl und Gedankenzucht mit Strenge erzogen werden soll, da macht saure Arbeit Unbequemlichkeiten, auch der Umgebung, die mit den erziehenden Kräften vielfach in unangenehme Berührung kommt, besonders wenn der Knabe Karl faul oder gar dumm ist. Des Hauses Behaglichkeit und die Familienruhe wird gestört; Erziehung wird als unangenehme Last vielfach bitter empfunden. Doch tauchen hie und da schon auf dem Anfange des Bildungsweges freundliche Glückswerte auf; denn die Schule bringt in die Bildung jugendlichen Geistes planvolles Schaffen und geordnete Tätigkeit; Ordnungssinn schafft Zeitgewinn und Pünktlichkeit bringt Segen; alle Ordnung aber enthält harmonische Glücksanfänge und Glücksklänge. Fleiß und Selbsttätigkeit kommen als erste glückhafte Frucht der Bildung hinzu und dann die stillen Wirkungen und der unschätzbare Segen des Gehorsams, dieser Grundlage aller Tugenden. Zu diesen Freudenanfängen erster Schulbildung gesellen sich die Freuden am Können, am Wachsen und Erstarken des Wissens, an Erfolgen, am packenden, auch wohl begeisternden Bildungsstoff, Freuden, die zwischen all dem „Muß" der Schule, das dem Heranwachsenden so manche trübe Stunde bereitet, als Glücksempfindungen ins Bewußtsein treten, allerdings nicht voll und kräftig, weil eben Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis noch nicht so ausgebildet sind wie im späteren Leben, wo die Folgen der Schulbildung dankbarer empfunden und voller ausgenützt werden.

Diese Folgen gleichen allerdings einem zweischneidigen Schwerte. Sie überlassen es dem Besitzer der Bildung, wie er diese verwenden will und ob sie ihm nicht gar zum

Messer wird, das alles Mögliche und vieles Nützliche zerschneidet und das Glück zerstört. Denn Bildung — das sollte man sich zu seinem Glücke immer klar machen — kann auch der Abweichung vom Guten und damit der Entfernung vom Glücke dienen. Bei erhöhter Kultur — das sehen wir täglich, gerade jetzt auch in dem fürchterlichen Kriege hochgebildeter Völker — treten neue Formen der Sünde und des Verbrechens, neue Waffen für Betrug, Raub und Mord in Wirkung. Mit der Bildung ist vielfach die Erschütterung religiöser Kräfte verbunden, vor allem bei denjenigen, deren Glaube und Sittlichkeit bloß von der Furcht vor künftiger Wiedervergeltung bedingt ist und bei denen jede Veranlassung, vor Schuld sich zu bewahren, fortfällt mit dem Verluste jener Angst vor himmlischen Strafen. Ganze Zeitalter haben so unter der Schwere des Schicksals gelitten, daß sie alte Beweggründe der Sittlichkeit verloren, neue kräftigere noch nicht wieder erworben und Verlust und Gewinn an sittlichen Kräften noch nicht ausgeglichen haben. Man hat deshalb im Hinblick auf Kultur und Bildung die Frage gestellt, ob es nicht glücklicher mache, auf einem tieferen Stande sich zu befinden, wo das Gute, das glücklich macht, noch nicht in seinen schönsten, das Schlechte, das Unglück bringt, noch nicht in seinen häßlichsten Formen bekannt war. Befriedigend hat man aber diese Frage kaum jemals beantwortet; und selbst wenn man es getan, so könnte die Antwort Tatsachen nicht ändern. Denn wir können uns keine Zeit zum Leben wählen, die längst vergangen, wir leben in und mit unserer Zeit und stehen in ihrem Dienst und in ihrer Abhängigkeit. Das Zeitalter Homers können wir bewundern, für die Zeiten des Mittel-

alters in Gedanken schwärmen, die Tage der Romantik in unserer Sehnsucht und Erinnerung aufleben lassen, kurz, uns in Zeiten und Zustände im Geiste zurückversetzen, wo andere Mächte, wie wir glauben, eine schönere Welt regierten, aber rückwärts gehen oder stille stehen können wir darum doch nicht. Aus schönen Träumen werden wir immer wieder zu weniger schöner Wirklichkeit erwachen und um so trübseliger wird das Erwachen sein, je schöner und tiefer der Traum war, in den wir uns hineingelebt hatten. Solches Traumglück hat nur den Wert der Vergleichung, die selten glücklich macht. Besser ist's, nach wachem Glück zu streben.

Liegen in der Bildung, wie sie uns übermittelt wird, Gefahren, die wir zu bekämpfen haben, so liegt doch auch in der Erkenntnis solcher Gefahren die Aufforderung, den glücksgünstigen Elementen der Bildung den Sieg zu verschaffen, und mit dieser Aufforderung verbindet sich der Trost, daß höhere Kultur und höhere Bildung zwar größere Gefahren für Menschen- und Seelenglück, aber auch reichere Hilfsmittel zur Vervollkommnung unseres sittlichen Lebens und unsers Glücks in sich tragen. Wir wissen doch, daß wir es bei jenen Gefahren nicht mit Naturkräften zu tun haben, denen wir uns auf Gnade und Ungnade wie einem Schicksal zu ergeben haben, sondern mit entgegengesetzten Grundkräften, unter denen wir wählen können. Und stellen wir die Frage, welche Bundesgenossen aus den Bildungsmächten uns zu Gebote stehen, um uns zum Guten und zum Glücke zu leiten, so bekommen wir eine Antwort, mit der wir für die Zeit, in der wir auf Erden leben, etwas anfangen können und auch für eine andere Zeit: für die Ewigkeit, in der unser Geistesleben in andern Formen sich bewegt.

Zunächst kann unsere Schulbildung, um diesen engeren Bildungsbegriff noch einmal aufzunehmen, hier unendlich viel tun. Ihr drohen von einer Seite her, von der man es am wenigsten vermutet, mancherlei Gefahren: Berechtigungsschein, Entlassungs- und Reifeprüfungen sollen ja Wissensproben sein und in ihrem vollen Umfange bleiben; Prüfungen setzen Wissen voraus und sollen Wissen feststellen und gleichsam buchen wie man bare Münze bucht; und an diesem Grundsatz soll man durch keinerlei Phrasen, die human klingen, es aber im Grunde nicht sind, weil sie der Verweichlichung der Jugend Vorschub leisten und deshalb ihr wahres Glück stören, rühren und deuteln lassen. Lerne was, so kannst du was, soll allezeit als Wahrspruch über deutschen Schulen stehen. Aber eins müssen wir daneben festhalten: Berechtigungsschein für den einjährigen Dienst und all die verstaatlichten Berechtigungen der höheren Schulen verstaatlichen nicht auch das Glück. Die Schule soll sich bewußt bleiben, daß neben jenen äußeren Berechtigungen, die das Wissen im Auge haben und haben sollen, reinere Werte stehen und höhere Berechtigung haben, daß nämlich jede Schule in dem Maße eine Quelle des Glücks sein wird, als sie sich in der sauren Werktagsarbeit der höchsten Aufgaben bewußt bleibt, allgemeine Geistesbildung und nicht nur Berechtigungs- und Fachbildung zu vermitteln, allgemeine Geistesbildung, welche nicht auf gedächtnismäßiger Annahme und Verarbeitung der Kenntnisse allein beruht oder ihren Ruhm darin sucht, recht viel gedächtnismäßige Bildung einzupressen und einzupauken, sondern ihre Ehre darin erkennt, auf diesem Grunde festen Wissens Klarheit des Denkens, geistige Selbsttätigkeit und herzhafte Aneignung

und Vergeistigung der Grundwahrheiten einzupflanzen, welche unser sittliches Leben und unser Glück beherrschen. Viel Gutes kann die Schule in dieser Hinsicht schaffen, aber auch viel Unheil anrichten. Der jugendlichen Aufnahmefähigkeit läßt sich viel zumuten, aber auch zum Schaden des gesunden geistigen Wachstums. Die Stätten der Bildung können auch verdummen, abstumpfen und unempfindlich machen gegen feinere geistige Bildung; denn Dummheit und Unwissenheit wachsen keineswegs auf demselben Holze. Unwissenheit ist Mangel an Kenntnissen, Dummheit Mangel an Urteil, der innig verbunden sein kann mit vielen Kenntnissen, durch viel unverdautes Wissen sogar erzeugt werden kann. Ich kenne Leute mit einem unsagbar mächtigen Gedächtnis, aber mit einer so winzigen Urteilskraft, daß diese den Namen Dummheit verdient. Dummheit fit, non nascitur. Dummheit entsteht, sie wird nicht geboren, sagt ein englischer Philosoph; in neun unter zehn Fällen entsteht sie durch lang fortgesetzte Unterdrückung des natürlichen intellektuellen Verlangens, sich nicht mit unnützem Wissensballast zu beladen und nicht künstlich mit einem Wissen vollgepfropft zu werden, gegen das ein natürlicher Widerwille sich regt, und zur Verdauung nicht gezwungen zu werden, wo keine Verdauungsfähigkeit vorhanden ist. Die gesunde Urteilskraft geht vielfach solch armen Wesen verloren und der gesunde Menschenverstand, die glücklichste Naturgabe, geht mit dahin. Unsere Zeit ist deshalb vielfach auf Irrwegen, weil sie Gemeinschaft der Bildung, an der jeder freiwillig und nach seinem Geschmack und Bedürfnis teilnehmen mag und die allein erstrebenswert und beglückend ist, mit einer Übereinstimmung des Wissens und Könnens verwechselt, die,

wenn überhaupt erreichbar, für die große Mehrzahl der Menschen kein Glück oder mindestens eine überflüssige Last ist, es sei denn, daß jemand Geschmack daran fände, kraft dieser äußeren, sehr zweifelhaften Berechtigung auf eine höhere Wahlrechtsstufe emporzusteigen. Hand in Hand damit geht das falsche Streben, welches nicht in den von Beruf, Berufsbildung, Lebensstellung und äußeren Glücksgütern unabhängigen sittlichen Eigenschaften, sondern umgekehrt gerade in jenen äußeren Dingen Gleichheit der Bildung sieht und sucht. Lord Wellington wies einst einen Bewerber um ein Amt, nachdem er eine Weile sich mit ihm unterhalten hatte, mit den Worten zurück: „Ich kann Sie nicht gebrauchen; für Ihren Verstand haben Sie zu viel gelernt." Weist nicht auch das Glück heutzutage manchen von seiner Türe fort mit dem Worte: Für deinen Verstand und dein Glück hast du zu viel gelernt?

Dieser Glücksaufgabe sollte sich die Schule neben anderen wichtigen Pflichten immer bewußt bleiben. Behält sie unter allen Umständen, unter allen Lehrplänen und unter allen Berechtigungen die Hauptaufgabe im Auge, durch weises Ausscheiden unnötigen Wissens, durch Lehrkunst und Einmütigkeit der Lehrkräfte die Mannigfaltigkeit der Lehrpläne und des Wissens vor Vereinzelung zu bewahren und allen Unterricht zu Gesamtwirkungen zusammenzufassen, so kann sie eine geistige Heimat und auch eine Heimat des Glücks schaffen, die unsere Zeit schützt vor der Heimatlosigkeit der Bildung, die falscher Bildungsdrang uns bringt.

Neben der Schulbildung spielt die Fach- und Berufsbildung eine wichtige Rolle in unserm Leben und unserm Glück. Was sie an Freud und Leid, an Segen und Un-

segen für unser inneres Empfinden, an schönen und trüben Stunden bringen kann, hat das Kapitel von Glück und Arbeit uns zu sagen. Hier sei nur gewarnt vor der Einseitigkeit der Berufsbildung, deren Horizont sich abschließt mit den Grenzen und Kenntnissen des eigenen Faches und die sich beschränkt und beengt in diesen Grenzen. Solche Bildung verliert leicht das richtige Urteil über den Wert der eigenen Wissenschaft; und weil sie ihn überschätzt, setzt sie sich leicht in Gegensatz oder gar in Feindschaft gegen andere Fächer und hindert, daß Glücksstrahlen hin und wieder sich bewegen von einem zum anderen Gebiete. Engherzigkeit und enger Gesichtskreis, Verkommen im Einzelnen, Kleinlichen und im Kleinkram der eigenen Arbeit sind die Folgen. Ob das auf die Dauer glücklich macht? Seinen Blick gefangen zu setzen hinter engen und dumpfen Mauern, wo ein freundlicher Ausblick mit leichter Mühe zu erlangen wäre in eine weite an erquickenden Schönheiten reiche Umgebung, und sein Sinnen zu beschränken auf alltägliche, in beständigem Gleichmaß wiederkehrende Fragen und Dinge, wo andere Fragen gleichsam festtäglicher Art und Abwechslung uns erfreuenden Geisteshauch bringen können, möchte doch kaum unser Glück bereichern. Bloße Berufsbildung — das kann man täglich sehen — erzeugt sehr leicht unvernünftigen und kurzsichtigen Egoismus und jenen sogenannten „praktischen Sinn", der nur auf Gelderwerb, rohen sinnlichen Genuß und Luxus ausgeht und gerade wie der Teufel niemals feiert. Über der Berufsbildung steht immer nur das Wort: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen", aber nicht das andere: „Am siebenten Tage sollst du ruhen von deiner Arbeit." Berufs-

bildung ohne allgemeine Bildung ist zu vergleichen der rastlosen Arbeit ohne Sonntagsruhe und Feiertagsrast. Willst du in deinem Berufe wahrhaft glücklich sein, so halte dir stets den Blick frei für den Zusammenhang mit dem Ganzen, für die idealen Aufgaben, die du als Mensch zu erfüllen hast, und für die idealen Grundlagen deines Berufes. Dann wirst du in ihm Glückswerte finden, die der Sklave und Knecht seines Berufes niemals findet.

Doch eigentümlich, auch dieser Sklave und Knecht strebt und geizt danach, ein „gebildeter" Mann zu heißen und die allgemeine Bildung zugesprochen zu bekommen, auch wenn er kein Titelchen davon besitzt, wie überhaupt die Aristokratie des Berufs und des Besitzes danach trachtet, die Bildung und den Namen der gebildeten Gesellschaft für sich in Anspruch zu nehmen, ohne zu bemerken, daß sie sich in ganz auffallender Weise mit fremden Federn schmückt. Jedermann strebt heute nach Bildung, er sagt's wenigstens; und wer Bildung im Grunde seines Herzens verachtet, wagt's nicht zu sagen. Denn die „gebildete Gesellschaft", zu der er sich rechnen möchte, ist erfüllt von dem hohen Bewußtsein höherer, europäischer Kultur. Diese gebildete Welt ist erkennbar an gemeinsamen Kleidern, gemeinsamen Moden, gemeinsamen Gebärden, gemeinsamen geselligen Bräuchen und Pflichten und ist einig in einer gewissen Summe des Wissens und in einem, wenn auch nur bescheidenen Besitz von sittlichen und humanen Grundsätzen. Wer diese Art der Bildung sehen will, muß in die großen internationalen Gasthöfe gehen, dort sitzt diese Genossenschaft zusammen, zu der alle gehören, die über alle Dinge mitreden und Konversation machen können. Ob alles auch

empfunden wird, was man sagt, ob man auch nur einen Hauch des Geistes von dem, worüber man redet, verspürt, darauf kommt's hier nicht an, sondern vor allem darauf, daß man „dazu gerechnet" wird; der Gedanke, zu den Gebildeten zu gehören, ist an sich beglückend genug und ist dieser gebildeten Gesellschaft so in Fleisch und Blut übergegangen, daß die oberflächlichste Verwirklichung des Bildungsgedankens genügt. Frage doch einmal den einzelnen, was er unter Bildung versteht. Die Antwort wird entweder gar nicht gelingen, indem nur ein stumpfsinniger Blick versucht, Rede zu stehen, oder sie wird sehr verschieden lauten und verschieden am Ziele vorbeischießen. Aber glücklich fühlen sich diese alle doch, weil sie ein Glück äußerer Beruhigung empfinden, das je nach Rang, Titel, Herkunft, Besitz oder Hosenschnitt sich in Abstufungen bewegen wird, aber doch vorhanden ist, weil es bei dieser gebildeten Gesellschaft hauptsächlich auf die Außenseite der Bildung ankommt, weil man in den äußerlichsten Ergebnissen sich einig weiß. Die Bedeutung dieses Bewußtseins soll man nicht gering schätzen: sie ist vielmehr groß, denn ihre Gemeinschaft ist mächtig, nicht in ihrem vertiefenden, sondern in ihrem ausgleichenden, verbindenden und versöhnenden Schaffen und Wirken. Und da die Eitelkeit in dem Glücksbewußtsein auch ihre volle Rechnung findet, so ist damit ein Zuwachs an Glück gegeben, der immerhin mitzunehmen ist.

Schätzen wir trotz alledem diese Bildung der „gebildeten Gesellschaft", diese soziale Allgemeinbildung nicht zu gering ein! Es ist doch nicht nur oberflächliches und äußeres Glück, das sie bringt und nimmt, sondern sie birgt auch tiefere Glückswerte. Der Gebildete, der in der Welt und unter

Menschen lebt, soll nicht nur für sich gebildet sein, nicht nur für seine Bedürfnisse, seine Angelegenheiten, seinen Beruf, seine Interessen und seine Erfolge geistig tätig sein, sondern auch an den allgemeinen Bedürfnissen seiner Zeit und seiner Zeitgenossen teilnehmen; er soll sich kraft seiner Bildung auf den Standpunkt anderer stellen können, deren Gesichtskreis gleichberechtigt dem seinen ist. Er soll nicht nur dem allgemeinen Nutzen leben, sondern auch dem gemeinsamen Vergnügen, soweit es aus moralischen und ästhetischen Quellen fließt. Eigenes und fremdes Wohlsein und Wohlbehagen soll er ineinander überspielen lassen, damit dieses Zusammenspiel, wenn auch unbemerkt in seinen ersten Wirkungen, beglückend in seinen weiteren Folgen wird. Es ist doch recht glückbringend, wenn das neutrale Gebiet, auf welchem Menschen von Bildung sich bewegen in austauschender Konversation, recht ausgedehnt und fleißig besucht wird, wenn harmonisches Zusammenströmen Erholung aus- und einströmen läßt und Kenntnisse und guter Willen der Menschenliebe dienstbar werden. Beruht nicht auch die edelste Liebe, die Liebe zum Vaterlande, auf dem Gefühl und Bewußtsein gemeinsamer Bedürfnisse und dem sittlichen Streben des Ineinandergreifens aller edlen Triebfedern der Menschenseele zu gemeinsamem Wohlergehen aller derer, die eine Muttersprache mit uns verbindet? Diese gemeinsame Bildung, diese soziale Allgemeinbildung, gewinnt allerdings erst ihren vollen Glückswert, wenn sie sich zusammensetzt aus kräftiger Einzelbildung, wenn hinter ihr die Bildung des einzelnen in ihrem vollen Werte steht, wenn die individuelle Bildung jeder Persönlichkeit ganz und festgefügt die Einzelzahl der Summe bildet. — Und wie sieht es

heutzutage damit aus? Haben wir hier nicht einen Rückgang, einen Verzicht auf das reiche Erbe an seelischer Innerlichkeit, wie unsere Väter sie besaßen, zu verzeichnen? Diese Bildung war mehr beschaulich, in sich gekehrt, in mancher Beziehung weltabgewandt und stand im Gegensatz zu den realen Mächten des Lebens. Erst die Arbeit an der sichtbaren Welt und der Materie, die von der Naturwissenschaft mit nie gesehenen Erfolgen begonnen wurde, schob auch das Vergnügen am Sichtbaren, Sinnlichen und Materiellen in den Vordergrund. Unsere ganze Kultur fing an aus der Welt der Erfahrung ihre Stärke zu nehmen und machte die sinnliche und soziale Umgebung des Menschen zur Hauptsache und setzte sich mit dieser in feste und unablässige Beziehung. Die Gegenwart machte gleichsam der Vergangenheit den Prozeß, indem sie greifbare Ideale wünschte und greifbares Glück verlangte, das man barem Gelde gleich sich auf den Tisch zahlen lassen kann. Der Triumph des Realismus bestand in einem fast völligen Dahinschwinden aller selbständigen Innerlichkeit. Aber diese Gedankenwelt ist gleichwohl nicht von uns gewichen, sie läßt sich wohl eine Weile verkennen und verleugnen, nicht aber gänzlich übersehen und verachten. Wenn die Maschine so zur Macht wird, daß sie den Menschen immer mehr in ihre Dienste zwingt, wenn sie seinem Handeln die Bahnen diktiert, wenn der Mensch mit seinen Sorgen immer mehr an die Mechanisierung des Lebens gekettet wird, wenn diese dämonischen Mächte ihn immer mehr zum Staube herabziehen, dann verkümmert und verarmt der innere Mensch immer mehr; er hat die Empfindung, daß er von jenen Mächten, die ihn zur Maschine machen wollen, um seine

Seele betrogen wird und daß der Gewinn der großen und reichen Welt um ihn tatsächlich keinen Ersatz bieten kann für den Verlust seiner Seele. Der Mensch will glücklich bleiben; und deshalb kann seine Bildung nicht nur ein Ergebnis seines Zeitalters, seines Wissens und Könnens sein, sondern auch den Keim dessen ausbilden, was nicht an die Materie gebunden ist; er hat das Bedürfnis, in die Räume des Gedankens zu flüchten und sich der wirklichen Welt gegenüber ein eigenes Heim der Gedanken zu bilden, dessen Grenzen jenseits der realen Welt beginnen; er sehnt sich, diejenigen Rätsel, von denen unser Gemüt im Leben bedrückt wird und über welche wir notgedrungen irgendeine Ansicht fassen müssen, um leben zu können, durch gebildete Betrachtung zu einer widerspruchfreien allgemeingültigen Auflösung zu bringen. Aus solchen Gedanken erwächst die Sehnsucht nach allgemeiner Bildung, nach jener Fähigkeit, sich auf einen allgemeinen Standpunkt stellen zu können, um nicht in den Sorgen und Mühen des Lebens verzagend unterzugehen und im Detail des Berufs zu verkümmern. Dem Streben nach solcher Bildung auch trotz der realen und materiellen Zeitströmung zu genügen, das ist auch heute noch möglich, das hat ein Mann, den wir als leuchtendes Beispiel statt aller abstrakten Erörterungen uns vorhalten möchten, in seltenem Maße bewiesen, der fälschlich als krasser Realist bezeichnet wird, weil er den realen Mächten den gebührenden Tribut stets gezollt hat, der aber Zeit seines Lebens und, je älter er wurde, um so mehr ein ideales Vorbild wurde, wie man aus jener allgemeinen Bildung gewaltige Kraft für sein Leben, für sein Denken, Empfinden und Fühlen beständig schöpfen kann. Fürst

Bismarck ist gemeint. Woher nahm die üppige und doch so kerngesunde Phantasie dieses Mannes, woher nahm sein Verstand bei seinen genialen Gedankenverbindungen, woher nahm sein oft so unheimlich sicheres Urteil seine Kraft und bewundernswerte Frische? Doch lediglich aus dem Reichtum an allgemeiner Bildung, die mit den Jahren in einer Weise wuchs, daß wir heute mit stiller Bewunderung aus dem Bildungstestament dieses Mannes, aus seinen „Gedanken und Erinnerungen", für uns und unsere Bildung so reichliche Kraft schöpfen können. Wo war überhaupt dieser gebildete Mann nicht daheim? Die Bibel mit ihren heiligen Geschichten und ihren erhebenden Gedanken, Glaube, Mythologie und Sitte der antiken und modernen Kulturvölker, Dichter groß und klein und die großen Lessing, Goethe, Schiller und Shakespeare insbesondere — Bismarck kannte sie alle. Dazu der reiche Schatz an charakteristischem historischem Wissen, an Menschenkenntnis, die die großen Männer der Vergangenheit so gut umfaßte wie die kleinen Geister der neuesten Zeit. Wer nur einmal im Leben so glücklich gewesen ist, auf der Terrasse des Friedrichsruher Schlosses diesen Mann aus dem Stegreif sprechen zu hören über irgendeine wichtige Frage des Lebens, wer es gesehen, wie dieser Mann gleichsam spielend aus dem vollen Maß seines Wissens und Urteils zu geistreichem Stil und logischer Gedankenentwicklung alles zu formen verstand, der hat nicht mehr nötig, über den höchsten Begriff der allgemeinen Bildung und über das Glück, das sie ein- und ausatmet, nachzudenken, der hat ihre Personifikation in schönster Erscheinung vor sich gesehen und sich selber gesagt: Gehe hin und tue und denke desgleichen, um für dein inneres Leben

einen unverrückbaren Mittelpunkt deines Denkens und Tuns zu gewinnen und zugleich Widerstandskraft gegen die fortreißende Gewalt des veränderlichen zeitlichen Werdens. Und es ist gar nicht nötig, daß dabei das Schiff unserer geistigen Lebensfahrt so viel Ballast mit sich führt. Für die Kenntnis der auserlesenen Geister jeder Zeit genügt ein bescheidener Bücherschrank, die Weltklassiker finden auf ein paar Brettern Raum. Und innerhalb dieser kleinen Heimat allgemeiner Bildung wird die Poesie — nicht die moderne glückszerstörende — den behaglichsten Winkel bilden; sie wird ein ewiger Quell der Bildung und des Glücks bleiben. Denn in uns ist die Phantasie das treibende Moment; sie hat des Menschen ursprünglichste Erfindungen geschaffen und ihn der niedrigsten Lebensformen enthoben, hat ihm bei der einfachsten Arbeit die Hand gelenkt, ebenso wie bei den künstlichsten Maschinen und größten Kunstwerken der Malerei und Bildhauerei. Sie vor allem ist wirksam, wo einfache Tatsachen aus der Vereinzelung gehoben und in einen mächtigen Zusammenhang gebracht werden, sie verbindet Kenntnisse und erzeugt durch Kombination der Beobachtung am toten Stoff das lebendige wissenschaftliche Gebilde. In jede wissenschaftliche Arbeit legt sich die Bewegung des Fortschritts. Sie wirkt im Geiste des Schlachtendenkers so gut wie im Geiste des Staatslenkers und verbürgt wie keine andere Geisteskraft den Erfolg, wenn in ihrem Gefolge der meisternde und ruhige Verstand sich befindet. Weil dem so ist, floß den alten Völkern der Dichter mit dem Weisen und mit dem Seher in eine Person zusammen, war den Griechen und alten Germanen der Poet der Schaffende, der Schöpfende. Und das hat seine Bedeutung auch für

die Bildung jedes einzelnen und für das Glück, das aus dieser Bildung fließt. In jedem Menschen — er müßte denn ein erbärmlicher Philister sein — wohnt ein Stück Künstler, etwas poetische Kraft, die Ursache all unseres Wirkens ist, ein Teilchen der weltschaffenden und erhaltenden Macht, die von unserm Schöpfer stammt. Diese Kraft soll schöpfen aus den Quellen rechter Bildung, um uns hinwegzuheben über die Besorgnis, ob es uns auch wohl gelingen möchte, die Hindernisse zu überwinden, welche die materielle Gegenwart vor uns auftürmte, und über die andere Sorge, ob wir trotz unserer Schwächen und Mängel das hochgesteckte Ziel des Glücks erreichen können, ob wir unsere Bildung so einrichten können, daß sie genau der Ausdruck unseres Emporklimmens zum Glücke bleibt. Auch in der Verwertung unserer Allgemeinbildung müssen wir streben, Kinder des Glücks zu werden und zu bleiben. Kinder haben am meisten Anrecht auf Spiel; im Leben der Erwachsenen hat die Arbeit ihr Recht, und diese soll in aller Schul- und Fachbildung den ersten Platz behalten. Doch darf auch dem erwachsenen Manne das Spiel nicht fehlen, soll nicht seinem Leben, seinem Glück ein wesentliches Moment genommen werden. Wie nun im Traume ein freundliches Vegetieren den ermüdenden Kampf des Geistes mit der Körperwelt ablöst und, indem Leib und Seele näher verschwistert werden, unser Dasein gleichsam stärkt und wiedergebiert, so erschafft uns die Beschäftigung mit den großen Geistern der Vergangenheit, die allesamt Diener der Kunst waren, im Wachen Träume, welche das Leben unterhalten, das dem Zwiespalt der Wirklichkeit erliegen will. Wo Beruf und Lebenssorgen uns umklammern, ist immer eine

Art von Abhängigkeit und Knechtschaft. In unserm Bildungsbestreben soll die Freiheit wohnen, in der Gedanken, Empfindungen und Gefühle gleichsam zusammenspielen, um Lebenskraft und Glücksempfindung zu schaffen, wie ja auch die Strahlen der Sonne über der Erde spielen, um das Schaffen der Natur zu beleben zu Menschenglück. Haben wir es nicht im Ernst des gewaltigen Krieges erlebt, wie das Glück edler Bildung das Seinige getan, um unsere Brüder in den Schützengräben zu stärken? Man braucht nur hineinzublicken in die Literatur, die hinausging ins Feld für die seltenen Erholungsstunden unserer Feldgrauen, um die Erfahrung auch in schweren Unglückstagen zu machen, daß das Glück der Bildung diese Tage schwerer Kämpfe und Leiden uns milderte und erträglicher machte. Und in manchem Krankenbette der Lazarette fanden Schwerverwundete in diesen Schätzen, aus denen wir deutsche Bildung heben, einen Trost und stille Stunden des Glückes, das schlichte Geistesbildung mit sich bringt. Aller Menschentrost ist in solchen Leiden kurz und eitel, aber der innerliche Trost, der in solchen Stunden unserm Herzen zufließt, ist wirkungsvoll und selig.

Achtzehntes Kapitel

Glück und Natur

Von gesellschaftlichem Druck, unter dem wir uns so viel Zwang antun müssen, von dem konventionellen Scheinleben, in dem wir nur mit Aufgebot aller Kräfte uns selbst getreu bleiben können, von der inneren Mißstimmung, welche so oft die unentrinnbare Oberflächlichkeit und Fadheit des Zusammenlebens mit Menschen in uns erzeugt, entlastet uns die Natur. Sie gleicht einer glücklichen Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir in übermütigem Freiheitsdrange hinaus in die Fremde stürmten und wohin wir uns nun mit schmerzlichem Verlangen immer mehr zurücksehnen, je mehr wir fern von der Mutter Natur die Drangsale der Kultur erfahren. Und diese Sehnsucht ist berechtigt; ihre Erfüllung gibt uns einen großen Teil der Güter wieder, die wir zugleich mit unserm natürlichen Glück eingebüßt haben. Der tiefbedeutsame Brauch unserer Sprache, die uns das schöne Wort sagen läßt: Wir wollen „ins Freie" gehen, weist schon darauf hin, daß wir vor allem das Glück der Freiheit in der Natur genießen. Unter freiem Himmel, in freier, frischer Luft, im Umgang mit den Pflanzen und Tieren, mit den Blumen des Waldes und den Gestirnen des Himmels fehlt jeder Zwang, und ein glücklichmachendes Gefühl der Freiheit kommt über uns: man kann sich doch endlich einmal wieder strecken und dehnen, ohne daß man anstößt.

Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge —

aus all den Drangsalen und dem Zwange der Kultur sind wir zur Freiheit hinausgezogen,

Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Unser Gefühl für die Natur gleicht dem Gefühl des Kranken für die Gesundheit; Auferstehungsgedanken aus langem Siechtum, wie sie Faust am Ostersonntage erfüllen, erquicken uns deshalb immer wieder mit neuer Macht und Stärke. Der Blick, der ins unendliche Blau des Äthers sich verliert oder über die reiche und mannigfaltige Schönheit der freiheitsfreudigen Erde dahinschweift, wendet sich ab von all den Armseligkeiten, die ihn im Getriebe des Lebens verwirren und trüben. Die Natur denkt lauter freie und große Gedanken, die des Menschen lernen sich ausdehnen und sich frei machen von all dem kunstvollen Zwang des Menschendaseins. Es ist kein Zweifel, daß große Männer, die in Kunst, Wissenschaft, Staat oder Kirche durch ihre Natürlichkeit uns in ihren erfrischenden Bannkreis ziehen, des Lebens Glück, das sie unter Menschen nicht fanden, in der Natur gesucht und gefunden haben. Die Natur gibt uns auch vielfach unsere Ruhe wieder. Eine unruhige, hastige und nervenkranke Zeit, wie die unsrige besonders vor dem Kriege es war, weiß am besten davon zu erzählen. Und jeder, der durch Leidenschaften, durch äußeren oder inneren Tumult lange hin- und hergeworfen wurde, der in unruhigem Getriebe des Daseins fast sich

selber zu verlieren dachte, fand die Natur immer als dieselbe wieder und sich als denselben in ihr, weil ihr wohltätiges und gleichförmiges Beharren zu Ruhe und Gleichmaß zwingt. Diese geistigen Einflüsse, welche die Natur durch ihren unmittelbaren Einfluß auf das menschliche Gefühl ausüben, sind unvergänglich; ja sie wachsen in dem Maße, als unsere geistige Bildung unsere Empfänglichkeit für Gefühlseindrücke verstärkt. Je älter man wird, um so empfänglicher wird man Natureinflüssen gegenüber. Gesellschaftliche Genüsse werden auf die Dauer schal; sie können sogar widerwärtig wirken, wenn das Gemüt sich seine Natürlichkeit bewahrt hat. Deshalb setzt die Freude an der Natur kindliche Gemüter voraus; dafür erzeugt sie aber auch eine eigene Kindlichkeit und gibt uns alle Jahre, wenn der Frühling durchs Land geht, unsere Jugend wieder. Naturfreunde bleiben lange jung. Gesellschaftsmenschen altern früh und sind manchmal niemals jung gewesen. Sie passen nicht in das Dämmerlicht des Waldes, das wie ein ewiger Morgen erfrischend und zaubergewaltig wirkt, wo die stummen majestätischen Bäume die Kultur bannen und uns die alten Waldmärchen aus unserer Kinderzeit erzählen. Das ist keine Phrase. Die Menschheit verdankt der Poesie, der Naturpoesie, dem mythologischen Denken mindestens so viel wie im Einzelleben der Mann dem Kinde. Es ist schlimm für unser Glück, immer ein Kind zu bleiben; schlimmer aber, nie ein Kind gewesen zu sein; und am allerbedenklichsten, der Kindertage sich nicht gern und mit schönem Ergebnis für unser Glück zu erinnern. Damals empfanden wir in Wahrheit die Natur noch als ein Göttliches; im Alter setzt sich Kinderglaube und Kinderpoesie

in ethische Wirkungen um, die gerade aus ihrer Unmittelbarkeit, mit der das menschliche Gefühl mit dem äußerlich Angeschauten verschmilzt, ihre Macht über das Gemüt gewinnen. Wir brauchen uns unserer ethischen Glücksempfindungen nicht zu schämen, wenn wir sehen, welches Glück der Liebe aus jener unmittelbaren Verschmelzung äußerer Eindrücke und innerer Stimmungen bei Goethe sich ergibt, die den jungen Dichter jubelnd singen läßt:

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust!
O Erd, o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

Und der alternde Dichter hat dieses Evangelium der Liebe, das die Natur uns offenbart, sich treu bewahrt, wenn er in gewaltigem Ernst sagt:

Ist um mich her ein wildes Brausen,
Als wogte Wald und Felsengrund.
Und doch stürzt, liebevoll im Sausen,
Die Wasserfülle sich zum Schlund,
Berufen, gleich das Tal zu wässern;
Der Blitz, der flammend niederschlug,
Die Atmosphäre zu verbessern,
Die Gift und Dunst im Busen trug,
Sind Liebesboten, sie verkünden,
Was ewig schaffend uns umwallt.

Solche Naturwirkungen — und es sind nicht nur Wirkungen, die Liebe ausstrahlen, sondern auch Ernst, Bewunderung, Staunen und Sehnsucht nach einem schöneren als dem irdischen Heim — stehen in engstem Zusammenhang mit dem geistigen Sein des Menschen, mit den ästhetischen und ethischen Bedürfnissen des Gemüts. Wo überhaupt die Natur eine Quelle von glücklichen Seelenstimmungen ist, da belebt ein ursprüngliches Denken, das tiefer liegt als alle Vernunft, die Natur selbst mit Gefühlen, um wieder zurückzustrahlen, gebadet und gekräftigt in ihrem reinen verjüngenden Quell. Und daß auch die Sehnsucht nach himmlischer Heimat zu jenen Naturwirkungen gehört, sagt uns Faust am Ostertage, als er es schmerzlich empfindet, daß zu des Geistes Flügeln so leicht kein körperlicher Flügel sich geselle:

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Bergeshöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Solche Naturpoesie, die überall in der uns umgebenden Natur Erquickung, Belebung und geistige Anregung suchte, war vor dem Kriege etwas außer Kurs gekommen; die weite Ferne zog uns an und nur das Große, Ungemessene und Ungewohnte war eine Quelle des Genusses, und nicht mehr weit schien die Zeit, wo der Mensch, unzufrieden mit sich selbst und von einer Art von Größen- und Fernenwahn

ergriffen, nur das Exotische noch als Anregung empfand und wo er für die heimische Landschaft und den heimischen Dialekt der Natur, der uns doch inniger und durch den Reiz einer näher liegenden Natürlichkeit freundschaftlicher anmuten sollte, jeden Sinn und jede Glücksempfänglichkeit verlor. Wirkliche Natur ist aber doch auch für den Ärmsten unter uns rasch erreichbar; um zu begreifen und zu empfinden, daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen. Die Natur leiht uns ihren ganzen Glückszauber, auch ohne daß wir die fernen Alpen und Italien aufsuchen. Wir übertrieben vielfach das Lob ferner Szenerien und sahen fernes Glück in Feiertagsstimmung an, während wir Glücksfeiertage auch in der Nähe hätten halten können.

Der große Krieg, der doch im wesentlichen ein Krieg um Deutschlands Bestand, ein Krieg um die deutsche Heimat und ihre tiefen Werte ist, hat uns das Glück, das wir in heimatlicher Natur finden können, wieder nahe gebracht. In jeder Landschaft bietet die Vereinigung der Erde und des Himmels das wunderbarste Schauspiel, das wir vom ersten Hügel und von den höchsten Bergen beobachten können. Die Sterne neigen sich nachts mit ähnlicher Pracht über den braunen schlichten Weiden der niederrheinischen Tiefebene, über den gewaltigen Eichen und der weiten Heide Niedersachsens wie über den tannenumgürteten Bergen des Schwarzwaldes. Der Unterschied zwischen Landschaft und Landschaft ist nicht so groß wie der Unterschied zwischen den Beobachtern, von denen die einen in ihrer Blasiertheit den Sinn und das Auge für nahes Naturglück gänzlich verloren haben. Überall, wo die wechselnden Gestalten der

Natur sich darbieten, sind auch ihre Wohltaten für Menschenauge und Menschenherz, sind Anregungen voll geheimnisvoller Kraft, die das Herz erheitern, lindern, stärken, erfrischen, besänftigen, wenn es in seinen Tiefen schmerzlich erschüttert oder von wilden Leidenschaften bewegt ist. Und wir brauchen hier nicht wie auf der Eisenbahnjagd nach dem Glück oder in Hotelgenossenschaften mit gegenseitiger Haftpflicht auf Naturgenuß Glücksheuchelei zu treiben, um in Wintergesellschaften salonfähig für Unterhaltungen über die Natur zu sein.

Jeder Ort, wenn er nicht etwa ganz von Kohlenstaub und Häusermassen zugedeckt ist, hat seine natürlichen Glückskeime; und auch jedes Wetter hat seinen besonderen Genuß. Das Leben unter Menschen gewöhnt uns oft zu sehr die liebliche Gewohnheit ab, zu hoffen und zu vertrauen; um so mehr lernt man im Wetter noch das Verläßlichste auf Erden schätzen und um so größeren Trost und Genuß schöpft man aus seiner Gunst und Heiterkeit, die sich doch immer wieder einstellen. „Treu wie Gold" sagt der Volksmund; treu wie das Wetter sollte er ebenfalls sagen; Sonnenschein kommt immer wieder; seine Schönheit vergeht nimmer und er ist auch des Ärmsten einziger Freund.

Und nun erst die Jahreszeiten mit ihrer Wechselwirkung zwischen Natur- und Menschenleben, mit ihrer Freude an dem, was auf der Erde erblüht, und mit ihrem Schmerz und ihrer Wehmut um das, was unter der Erde zerfällt zu neuem Leben. Es ist ja ein bekannter Gang: die Wanderung durch die Jahreszeiten, aber es ist ein Gang des Glücks; es ist ein altes Lied, das sie singen seit Anbeginn der Poesie; aber kein Lied hat so viel Glück dem Menschen

gebracht. Die Ankunft der ersten Schwalben, die ihr altes Nest wieder suchen, das Glück bringen soll dem Hause, wo's gebaut wird, das erste Jubellied der Lerche, die balsamische Luft in Berg und Tal, der wonnige Dampf, der der Erde entsteigt wie ein Geist unendlicher Glücksverheißung, das tiefverborgene Weben und Walten der Erde; das Singen und Wehen, das Blühen und Duften, das um so ergreifender wirkt durch die Mahnung an den harten, kaum überstandenen Winter und durch das Hoffnungsglück, das überall sich emporringt; sie bringen das alte Lied:

Aus aller Not
Kommt mein Gemüt,
Des Maien Güt'
Hat mich noch nie betrogen.

Wir Städter sind vielfach zu sehr erfüllt von praktischen Interessen; deshalb liegt uns der Frühlingsgenuß nicht mehr so tief in der Seele; unsere Kinder mit ihrem Liede „Amsel, Drossel, Fink und Star und die ganze Vogelschar" machen uns, wenn wir's vergessen sollten, auf unser Glück aufmerksam und erinnern uns an die eigentümliche glückspendende Zeit, wenn die Natur sich von ihren Banden befreit, das kochende Leben in Pflanzen und Bäumen jeden Morgen neue Blätter und Blumen zeitigt und für uns einen Glückszuwachs bietet, der im Sommer zu behaglicher Glücksruhe wird, an der auch der naturfremdeste Städter teilnehmen muß.

Es kommt dann die glücklichste Zeit des Jahres für jedermann, wenn der unendlich lange Tag über Berg und Tal, Stadt und Land träumerisch liegt und kein Ende nehmen will, wenn die eigentümliche Zeit beginnt, die kein

anderer Jahresabschnitt kennt, da die Sonne längst hinter dem Horizont verschwunden ist und die Nacht doch immer noch nicht hereinbricht, da eine rätselhafte Helle herrscht, zu wenig Licht, um Tag, zu wenig Dunkel, um Nacht oder dämmerig genannt zu werden. Diese Zeit ist ein Glücksgewinn für jedermann, selbst den ärmsten Kranken, den andere Jahreszeiten ins Zimmer bannen, ein Glücksgewinn, der den engummauerten Städter aus seiner rastlosen Arbeit gemahnt, nun endlich einmal müßig dahin zu schlendern und der Natur und den himmlischen Mächten alles Tun und alle Arbeit zu überlassen. Und Arbeitsfülle, Lebenskraft und Fülle des Lebendigen ist jetzt in dem Wogen und Treiben, Wimmeln und Summen des Sommers. Ein großer Tisch, der nicht leer wird, auf dem Gottes Hand immer von neuem aufträgt und alles sättigt mit Wohlgefallen. Zu keiner Zeit des Jahres wirft die Natur so viel Glücksspenden hinein in die Menschenwelt. Vorher konnte die Arbeit nichts mehr tun; nur das Gebet des Landmanns ging durch die wogenden Felder; jetzt beginnt die volle Freude über ein Fest, das der Himmel geben will und das im Herbste zu vollem Jubelausdruck kommt.

Neben dem Jubel geht jetzt stille Wehmut einher, daß Frühling und Sommer dahin sind. Die wehmütige Melodie des Rauschens der gelben Blätter schläfert die Frühlingssehnsucht und Sommerfreude ein, aber auch die Qual der Sehnsucht, als könnte das Glück nicht kommen, und die Unruhe, die das volle Glück des Sommers leicht schafft, als könnte Unwetter und Hagelschlag all das reiche Glück plötzlich zerstören. Die Wehmut, die Stimmung des Herbstes, trägt neben der Trauer in sich selber schon den Trost wie

die Lanze des Peleus, die verwundet, aber auch die Wunden selber wieder heilt. Wir sind überzeugt von der Hinfälligkeit, vom Vergehen alles Irdischen; aber über dieser Überzeugung lebt der Glaube an die unwandelbare Weltordnung. Das Treiben und Wogen, das Jubilieren und Jauchzen in Berg und Tal, in Feld und Wald ist zwar dahin; aber friedliche Verklärung ist an seine Stelle getreten. Der Herbst singt zwar ein Lied vom Sterben und Vergehen, aber auch ein Lied vom Leben und Werden. Ernteluft und Winzerfreude vollziehen sich auf toten Feldern und Rebhügeln, die wie Grabhügel der schönen Jahreszeit sind, aber die Totenkränze sind mächtige Garben, die neues Leben in sich tragen, und, wie wir in die begrenzten Gefängnisse unserer Häuser einziehen, kommt der Wein ins Faß, um nun erst Seele und Blume zu entwickeln. Und als ein Bote der Zukunft winkt die hellrote Blumenkrone der Herbstzeitlose, die man in sinniger Weise filius ante matrem, „Sohn vor der Mutter", genannt hat; sie weist gleichsam über Winterfrost und Winteröde nach künftiger schöner Zeit, da ihre Blätter und ihre Früchte erst im nächsten Frühjahr erscheinen. Und als ob der Herbst als Zeit der Verklärung so recht kräftig sich zeigen wollte, breitet er noch einmal den lichten Glorienschein der heiteren Jahreszeit aus in dem wunderbaren Glanze der „herbstlich goldenen Tage"; noch einmal beglückt uns das klare, wolkenlose Blau des Himmels; noch einmal dringt unser Blick ungehindert durch die reinere Luft und trinkt Wonne aus der Mannigfaltigkeit der herbstlichen Farbenpracht des Waldes und der Baumwelt.

Dann beginnt der Winterschlaf der Natur und die Einkehr zum stillen Innenleben des Winters. Nun kommt eine

trübe und dunkle Zeit, auch trübsalbringende Tage für den, der nicht gewappnet ist gegen Unbilden der Kälte und des Frostes. Und dennoch läßt sich auch um diese Jahreszeit die ewige Schönheit des Daseins und Glücksgenuß herausfinden. Schnee, soweit das Auge reicht; wohlig wird es der Wintersaat unter der wärmenden Decke, unter der gedeihlich das zukünftige Brot sprießt. Ebenso träumt der Mensch hinterm warmen Ofen von zukünftigen schönen Tagen; und Winterpoesie ruft er herbei, um trübe Tage sich zu verschönen und sich auch ihres Glückes zu freuen. Denkst du nicht der Zeit, da Großvater oder Großmutter dir sagte, wenn sie in das Schneewetter hinausblickten: „Die Bäcker und Müller schlagen sich" oder „Frau Holle schüttelt ihre Betten" oder „die Englein schütteln ihre Bettchen"? Und wenn die Sonne über den weißen Schneefeldern glänzt und tausend und abertausend Sterne, Stäbchen und Nadeln uns aus beschneiter Baumwelt wie funkelnde Diamanten entgegenblitzen, ist's da nicht volles Glück, zur spiegelnden Eisbahn selber noch jugendfrisch sich zu drängen oder, wenn man älter geworden, mitgenießend hinabzuschauen, um sich im Geiste unter das bunte Gewimmel und die lustige Schar zu mischen, die sich des Winterglückes freut?

Und die schönste Poesie, die in der Hoffnung rege ist, macht sich am Weihnachtsfeste geltend; je weiter nach Norden, je kräftiger das Wirken des Winters, um so größer ist dieses Winterglück, da hier die Menschenwelt am stärksten abhängt vom Sichentfernen und Sichwiedernähern des Sonnenlichts. Kräftig strahlt deshalb gerade hier das lichtumstrahlte Weihnachtsfest, der grünende Christbaum und der Winterwald das volle Glück aus, das die Natur mit ihren Hoffnungen

und ihrer ewig sich ergänzenden Macht in sich trägt. Deshalb konnte auch nur der Sänger unserer nordischen Hansestadt das Glück des Winters singen:

Heute noch stöbert der Schnee, wie gestern; aber es weht mir
Still durchs tiefste Gemüt Ahnung des Lenzes dahin.
Wem verdank' ich das süße Gefühl? Seid ihr's Hyazinthen,
Die ihr am Fenster den Kelch träumerisch duftend erschließt?
Ist's mein Töchterchen dort im Gemach, das, leise zur Arbeit
Singend, mich an das Geschwirr steigender Lerchen gemahnt?

So ist die Natur das einzige Buch, das auf allen Blättern tiefen Gehalt für unser Leben bietet; sie ist eine Künstlerin von seltener Art, jedes ihrer Werke hat sein eigenes Wesen und doch dient fast jedes, wenn wir nur recht zu schauen verstehen, unserm Glücke.

Neunzehntes Kapitel

Glück und Reisen

Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen von Land und Leuten, die er in der Ferne gesehen, und vielleicht auch vom Glück, das ihm auf fremder Straße begegnet ist. Berufs- und Geschäftsreisende rechnen wir aber nicht mit hinzu; denn was sie uns erzählen können von ihrem Reiseglück, gehört zu ihrem Beruf, zu ihrer Arbeit und zu ihrem Geschäft und damit in ein anderes Kapitel von Menschenglück. Nur die Erholungs- und Vergnügungsreisenden sollen hier das Wort haben. Und daß sie ein großes Wort führen werden, das war in den Tagen, die dem Kriege vorausgingen, selbstverständlich. Denn Erholungs- und Vergnügungsreisen wurden mehr und mehr als die ergiebigsten Glücksquellen gesucht, ausgeschöpft und gepriesen. Dieses Glücksbuch hätte demnach die einfache Pflicht gehabt, in den zeitgemäßen Hymnus aufs Reisen mit einzustimmen und alle Saiten der glücksverkündenden Harfe dazu zu schlagen. Und doch hat es das nicht getan, weil die Glücksanschauung, die in unserm Buche sich geltend machen möchte, von einer etwas einseitigen Art ist und nicht in das große Horn mitstoßen mochte, in das die Erholungsreisenden jener Tage meist zu blasen pflegten. Denn die Mode schrieb ihnen das als „guten Ton" vor; und dieses Glücksbuch hatte es sich zum Grundsatz gemacht, nicht der Mode von zweifelhaftem Werte zu frönen.

Waren wirklich diese gepriesenen Erholungsfahrten eitel

Glück und Wonne? Brachten sie nicht vielmehr weit mehr Glücksstörungen, als man daheim jemals begegnen würde? Wie sah denn eine solche Erholungsfahrt ins gelobte Land des Glücks vielfach aus? Wer mit Weib und Kind hinauszog und vor der Fahrt die Kleiderschränke sich leeren und die Koffer sich füllen sah, der sagte sicherlich nicht selten die Worte Moses zu seinem Glücke: „Warum finde ich nicht Gnade vor deinen Augen, daß du die Last dieses ganzen Volkes auf mich legst?" Und wenn er nun glücklich aus dem Heim hinausgezogen war und sich dem Erholungs- und Vergnügungszug einverleibt hatte, dann warteten noch weitere Genüsse seiner, die, weil sie einmal dazu gehören, als Reisefreuden angenommen wurden, es aber, wenn man sie ruhig betrachtete, in Wirklichkeit gar nicht sein konnten. Man denke nur an das stundenlange Eingekeiltsein in die fürchterliche Enge des Wagenabteils, an die Luft, die sich hier entwickelte, wenn luftfeindliche Personen jeden Zuzug atmungswerter Luft verboten; man denke an das Rütteln und Schütteln, dem man sich stundenlang aussetzte, an den Morgenkaffee nach durchfahrener Nacht, auf den die ganze Reisegemeinde zustürzte und, mochte er noch so schlecht sein, als ein selten genossenes Labsal betrachtete. Einer machte es dem andern weis, daß solchen Erlebnissen glückbringende Kräfte innewohnen; wären alle ehrlich gewesen, so würde doch einer mit dem anderen gemurrt haben, wie die Kinder Israels, als sie Ägypten verlassen hatten und sich sagten: „Wären wir doch daheim, da wir bei den Fleischtöpfen Ägyptens saßen und hatten die Fülle Brotes; das Reiseglück hat uns nur deshalb hinausgeführt in diese Wüste, daß die ganze Gemeinde

Hungers sterbe." Und so ging's weiter mit unserm Reiseglück, wenn wir schließlich am Ziele anlangten im überfüllten Hotel, wo zwei- bis dreihundert Sommergäste auf einem Fleck zusammensaßen, der allenfalls hundert Personen menschenwürdiges Gelaß gewähren konnte, und wo wir froh waren, wenn man uns nicht wie jener mit dem letzten Zuge ankommenden Dame eine Schlafstätte in einem umgekehrten Tische im Billard- oder Lesezimmer anbot. Und mit was für zwei- bis dreihundert Glücksgenossen kamen wir da zusammen! Ich habe einmal eine ruhig und würdig denkende Dame, die liebenswürdiges Urteil stets schroffer Meinungsäußerung vorzieht, in einem Hotel der allerbesten Art sagen hören, es sei doch seltsam, daß unter den Tischgenossen so außerordentlich wenig sympathische Gesichter sich befänden. Er war ja hart, dieser Ausspruch, enthielt aber doch manch Körnchen Wahrheit. Was im Sommer auf Reisen zog, „bezahlte sein Geld" und wünschte im allgemeinen eine recht beträchtliche Dividende zu machen, wollte genießen an Glück, was herauszuschlagen war und was jedweder unter Glück verstand. Da begegnete man vor allem denen, die im Essen an der großen Reisetafel ihr Glück suchten; sie entwickelten einen Appetit, der ihnen helle Freude machte, den sie aber daheim dem Haushaltungsgelde der Hausfrau niemals hätten antun dürfen. Wer einmal ganze Berge eßbarer Sachen hinter den Zaun solch reisefreudiger Zähne verschwinden sah, war immer froh, wenn's zu Ende war; denn ein Mehr von Glück brachte ein solcher Anblick nimmer ein, besonders wenn derartige Eßgewaltige das Messer benützten, um dem Fisch oder Schokoladepudding gänzlich den Garaus zu machen, und das schneidige mit Essen gefüllte

Instrument auch noch in die gefahrdrohende Nähe ihrer Lippen und ihrer Zunge brachten.

Da begegneten uns weiter die zudringlich Indiskreten, die ausgereist waren, um „angenehme Gesellschaft" zu finden und nun dich aussuchten, um ihrem sozialen Triebe Genugtuung zu verschaffen. Solche Leute ruhen und rasten nicht eher, als bis sie wissen, wer du bist; und wenn du etwa mit Geld und Gut, Titel, Rang und Würden gesegnet bist, so klammern sie sich an dich, um ihr Glück zu vermehren, deines aber beträchtlich zu stören, wo sie nur immer deiner habhaft werden. Da waren ferner die Reise- und Hotelnörgler, denen nichts gut genug ist. Die Zimmer sind ihnen zu klein und unreinlich, der Kaffee zu dünn, die Brötchen zu klein, die Butter zu stark, das Fleisch zu jung, die Suppe zu dünn und wer weiß was noch alles nicht so, wie es sein sollte. Diese Leute schienen ausgezogen zu sein, um alle ihre Galle auszuschütten über alles, was anderen Leuten Freude machte oder doch erträglich erschien.

Und dann die liebende Mutter in der Sommerfrische, die mit all ihren Kindern am Tische und überall, wo große Leute sitzen, erscheint und die körperlichen und geistigen Tugenden ihrer lieben Kleinen nicht genug leuchten lassen kann vor den Leuten und die Naseweisheit beharrlich mit bewundernswerter Klugheit verwechselt und alle Nachbarn an diesem beglückenden Gefühl teilnehmen lassen möchte. Und ebenso schlimm wie diese klugen Kinder sind die musikalischen Töchter, die mit Klavierklang und Gesang die Stille des Landlebens erfüllen und dich mit dem „Kalifen von Bagdad", womöglich vierhändig, oder mit der Liebe ergötzen, die sich in ein einziges Wort ergießen möchte.

Und fährt dieser jungen Welt erst die Musik und Tanzlust in die Beine und auch der älteren Welt männlichen und weiblichen Geschlechts, die wieder jung erscheinen möchte, dann ist es auch um deinen Nachtfrieden geschehen, dann wirst du, wie weiland König Pharao vor den Fröschen, keine Ruhe finden vor den Tönen, die heraufdringen in deine Kammer und auf dein Lager.

Und so könnte man noch hunderterlei Kleinigkeiten nennen, die erträglich wurden, weil sie alle ertrugen, welche hinauszogen auf Erholungs- und Reiseglück.

Um nun auch andere Punkte zu berühren. War es denn wirklich eine Glücksvermehrung, dieses Reisen per Jagd in jenen Tagen? Jagd- oder Blitzzüge nannte man einzelne Züge; aber verdienten nicht im Grunde alle Eisenbahnzüge diesen Namen, die uns zum Glücksziele des Reisens befördern sollten? Auf diesen Fahrten ging es doch — wir wollen sagen, wie es war — in einer Weise vorwärts, daß die Redensart vom „Hören und Sehen vergehen" zur fühlbaren Wirklichkeit ward? Der Ursprung unseres Glückes liegt doch auch in den gesunden fünf Sinnen und den gesunden Nerven, deren wir von Haus aus uns erfreuen. Wie erging es aber auf jenen Reisen? Blind vor der vorbeisausenden Außenwelt, mochte sie in Wirklichkeit noch so schön und friedlich daliegen, betäubt von dem klappernden Gerassel von Eisen- und Holzwerk, gefühllos gegen Schütteln, Stoßen und Hin- und Hergeschwenktwerden, Mund, Nase, Ohren, Augen und Kleidungsstücke voll Dampf, Qualm und Kohlenstaub oder, wenn Luftscheue im Abteil saßen, eingesargt in die fürchterlichste Stickluft atmungskräftiger Reisegenossen, sank man doch eigentlich zur Bagage herab und mußte man sich

alles, was menschenunwürdig und glückswidrig ist, gefallen lassen.

Und nun erst die Höhenreisen! Führten auch diese uns zu Höhenpunkten reinen Glücks? Seien wir doch ehrlich und machen wir uns nicht so viel weis! War nicht viel Glücksrenommage mit im Spiel und Modeglück, daß so viele das mitmachten, was die Söhne Albions kraft ihres Spleens sich leisten mögen oder auch die Kraft- und Zirkusnaturen unter uns? War es wirklich ein Hochgenuß, selbsechsen oder -achten angebunden hintereinander stundenlang dahinzutrotten und zu klettern, womöglich im dichtesten Nebel und Schneegestöber und bei alledem nichts zu sehen von der Welt, die uns umgab, oder aber mit blauer Brille bewaffnet alles so zu sehen, als sei ein Blaufärber der Schöpfer dieser schönen Welt um uns? Und dann die anderen Glücksausstrahlungen solcher Höhenfahrten. Wer einmal die Freude gehabt hat, in einer Hütte, die für sechzehn Menschen Gelaß bietet, mit fünfzig Menschen nachts eingesperrt zu werden und auf einer nassen Pritsche Mann an Mann zu liegen, neben sich vielleicht einen mächtig schnarchenden Dresdener Stadtrat, der anderen Morgens mit kühner Stirn behauptet, er habe die ganze Nacht kein Auge zugetan, und wer dann am anderen Morgen notdürftig gewaschen und notdürftig gekämmt weiter gezogen ist auf seiner Glücksfahrt, der wird, falls er seine gesunden Sinne und seinen gesunden Menschenverstand ihre ruhigen Bahnen gehen läßt, sich vielleicht, wenn er einen Feldzug mitgemacht hat, dessen aufs lebhafteste erinnert und sich damit getröstet haben, daß er sich in edelster Selbstlosigkeit aus freien Stücken in eine ähnliche Lage begeben hat, in die seinerzeit die Not,

der Feindesangriff und die Pflicht und Schuldigkeit ihn getrieben; und wenn er sich fragt, wie er denn dazu gekommen, so unmäßig hoch hinaus mit seinem Glück zu wollen, dann wird er sich bei einiger Ehrlichkeit die Antwort geben: weil's andere Leute vorgemacht und gewaltig gepriesen haben.

Es mag ja manches im Vorhergehenden übertrieben und vielleicht auch etwas temperamentvoll lauten, aber weshalb soll man, wo es sich um Reiseglück handelt, nicht einmal darauf hinweisen, daß es uns beim heutigen Reisen vielfach so geht wie den Besuchern von Museen und Schlössern, in denen der Fremdenführer, der Cicerone, der seinen Namen vom phrasenberedten Cicero erhalten, nicht bloß auf die sehenswerten Dinge selber hinweist, sondern nicht wenig Wert auf seine Anpreisungen legt, die das Ohr des Reisenden mehr in Anspruch nehmen als seine Augen und seine gesunde Anschauungskraft, und der dann weiterhin Veranlassung bietet, daß so viele Reiseciceros im Winter die Salons mit ihren Reden füllten.

Und nun die Folgerung aus all dem Gesagten? Hätten wir im Lande bleiben und uns redlich nähren sollen von den alltäglichen Gaben des Glücks, die unser Haus uns bot? Keineswegs. Es war ja doch ein großes Glück, daß selbst der, der nur über ein mäßiges Vermögen verfügte, der Beamte, der Lehrer, der Kleinkaufmann, ein paar Wochen im Jahre eine wirkliche Reise auch in die Ferne machen konnte und die erhöhte Beweglichkeit des Lebens, die kultur- und auch glücksfördernd wirken kann, dankbar genießen durfte. Aber bei diesen Reisen hätten wir alle jene Glückshindernisse, die bisher gezeichnet sind, beachten und vermeiden sollen, wenn's irgend anging, mit gutem Humor.

Dann hätte uns das Reisen für unsere Glücksempfindung vieles geboten, was sie gebrauchen konnte: zunächst wohltätige Zerstreuung. Man hat diese treffend mit der Wirkung eines Regenbogens verglichen. Wie die Sonne, dieses Licht in seiner ungeteilten Kraft, das Auge mit der Zeit nicht erhellen, sondern blenden wird, während das zerstreute und aufgelöste Licht, die Farben des Regenbogens, durch ihre wohltätige Mannigfaltigkeit einen lindernden Eindruck aufs menschliche Auge ausüben, so werden auch die Strahlen der Pflicht und der Arbeit, wenn sie immer mit derselben Kraft und in derselben Richtung auf uns einströmen, einmal gebrochen und zerstreut werden müssen, damit nicht Geist, Gemüt und Empfindungen unter grellem Lichte allzusehr leiden. Das gilt nicht nur den Männern, sondern auch unsern Frauen, denen es gut tut, wenn sie den Strahlen alltäglichen Einerleis, die dem Küchenherd, den Kleiderkästen und der Kinderstube entströmen, hin und wieder entzogen werden, um im freundlichen Regenbogenglanze einer zerstreuenden Reise sich zu erquicken. Und die körperliche Gesamtempfindung, die auf solchen Reisen unter Luftveränderung gesetzt wird, pflegt neben dem geistigen Einfluß auch ihre Rechnung zu finden bei der Fahrt zum Glück.

Durch solch schöne Zerstreuung kommt alles, Geist und Körper, mehr in Wechsel und Fluß. Einseitige Tätigkeit des Gelehrten, des Großindustriellen, des Kaufmanns und des Beamten hat gar leicht eine Art von Versteinerungsprozeß zur Folge, das Reisen hindert solche Verphilisterung, bringt alles in Leben und Bewegung und erzeugt Stoff- und Gedankenwechsel, der dem Glücke zugute kommt. Der Gesichtspunkt wird erweitert, eine Summe neuer Anschauungen

wird unser Eigentum, besonders wenn wir richtig reisen und Sehen und Kennenlernen nicht verwechseln, wenn wir nicht glauben, daß man ein Land studiert hat, von dem man nur die Punkte in fliegender Eile besucht, die unser Bädeker notiert und das Rundreisebillet vorschreibt; erst recht aber ist es keine Erweiterung des Gesichtskreises, wenn wir auf solchen Reisen zwischen Bahnhof und Hotel und Hotel und Bahnhof unsern Zu- und Abgang nehmen und sonst weiter nichts in der Welt sehen. Und ein Glücksgewinn ist's doch auch, wenn wir auf Reisen den volkstümlichen Ausgleich unserer Zeit in seiner bildenden Wirkung empfinden, wenn wir durch die vielfache Begegnung und Berührung mit anderen Menschen, durch den Austausch verschiedenartigster Meinungen, durch das Zusammensein mit Menschen, die sich wie wir in einer gewissen freudigen Spannung und erhöhten Stimmung befinden, Empfindungen eintauschen, die uns beglücken können. Den wahrsten Gewinn allerdings werden wir aus solchen Reisen immer nur dann ziehen, wenn wir uns möglichst unabhängig machen von den vielfachen Glückshindernissen und Beeinträchtigungen, die oben geschildert wurden, wenn wir uns möglichst auf uns selbst stellen, die Krücken des Daseins daheim lassen, einen kräftigen Wanderstock zur Hand nehmen und wenn möglich nur per pedes apostolorum, auf Schusters Rappen daherfahren und die vielen Zwischenstationen des Glücks nicht beiseite liegen lassen, die der moderne Reisende nur in jähem Fluge berührt. Die alten romantischen Zeiten, da man auf Wanderfahrten nur Handwerksburschen und Studenten antraf und als einzige Fahrgelegenheit die poetische Postkutsche mit Schwager Postillon kannte, kehren

ja nicht wieder. Aber vertraute Kenntnis eines neuen, kleinen Reisegebiets ist noch heute romantisch und nützlicher, als die unruhigen weitschweifenden Streifzüge des modernen Reisens. Wenn du einen anständigen Rucksack hast, so kannst du wie der weise Bias von Priene alles Deinige bei dir tragen und brauchst dich nicht in Abhängigkeit zu setzen von Kisten und von Koffern und von dem vornehmen Portier des großen Hotels, der dich sicher hat, wenn er erst Herr deiner fahrenden Habe und deiner wandernden Kleiderschränke ist. Gefällt's dir hier nicht, so schnallst du hurtig auf, schüttelst den Staub von den Füßen und wanderst anderswohin, wo's besser ist. Das allzu bedächtige Reisen der alten Zeit hatte ja auch sein Unangenehmes, aber das bedachtsame Reisen früherer Tage kann man noch immer pflegen. Und reist man so mit wenig Gepäck, dann ist man an die große Straße, auf der Krethi und Plethi, die Leibgarde modernen Reiseglücks, daherzieht, nicht gebunden und kann hie und da auf Berg und Tal Stätten aufsuchen, an denen das stille Glück der Romantik wohnt, das die von dem Großstädter so gern bespöttelte Kleinheit der Reize erquickend ausströmt. Bist du schon einmal nach langer angestrengter Winterarbeit in den ersten Frühlingstagen eingekehrt in einer kleinen Stadt von dem Charakter, wie ihn uns die Riehlschen Novellen schildern, in der fernab von den großen Zentralpunkten des wirtschaftlichen und politischen Lebens noch patriarchalische Ruhe wohnt. Und bist du dann abends hinausgewandert und hast den behaglichen Straßen der Stadt ins Gesicht geschaut, die vom lieblichen Flusse durchströmt zu Füßen des alten Domes wie unter des lieben Gottes besonderem Schutze daliegt und die um-

geben ist von der alten Stadtmauer mit mittelalterlichem Tor, das alles malerisch versteckt aus dem dichten altersgrünen Efeu und aus wildverwachsenem Gestrüpp hervorlugt. Auf den Straßen kennt und grüßt sich fast jedermann. In Gruppen stehen die Menschen nach des Tages verhältnismäßig bescheidener Arbeit oder sie wandeln beschaulich und reden über behagliche und beruhigende Fragen, wie die stille Stadt sie mit sich bringt. Und dann das schlichte Gasthaus am Markte mit dem neugierigen Platze vor der Türe, an dem alles am Tage ein oder mehrere Male vorüber muß! Hast du in diesem Wirtshaus am Abend gesessen und den Bürgern, die pünktlich erscheinen, bei ihrem Abendschoppen gelauscht, den sie auf gleichem Platze allabendlich zu sich nehmen? Die dasselbe ruhige Gesprächsthema allemal wieder abhandeln mit der Würde und Wichtigkeit altrömischer Senatoren? Dann hast du sicher Erquickung gefunden, an der es dir sonst gefehlt. Denn hier findet sich der ruhelose, abgehastete moderne Mensch Mitmenschen gegenüber, die Überfluß an Zeit haben, Überfluß an jenem köstlichen Stoff, den du nicht hast oder nicht zu haben glaubst, und die du selbst dann nicht findest, wenn du an den Stätten der Erholung weilst, wo alle Welt in Sommerfrische ist. Der Segen solcher kleinstädtischen Ruhe, das gleichmäßige und langsame Abwickeln der Geschäfte kommt dir auf solchen Reisen zum Bewußtsein und du kommst in den Mitgenuß einer Gemächlichkeit und Behaglichkeit, die du anderswo vergebens suchst. Wandere häufig so abseits und du wirst das Glück des Reisens voll empfinden. Solche Wanderungen und solches Reisen im Innern unseres Vaterlandes waren ja vor Kriege nicht mehr standesgemäß.

Jenseits der Grenzen Deutschlands mußte man schon reisen, wenn man seine Glücksrechnung finden wollte. Der Krieg hat uns den Blick wieder nach innen kehren gelehrt, hat uns die Heimat wieder dem Herzen genähert! Nach dem Kriege wird auch die Sparsamkeit uns zwingen, mehr daheim zu bleiben und uns genügen zu lassen an näherliegenden Naturgenüssen. Das ist kein Schaden: das Geld wird mehr im Lande bleiben und das Glück des Reisens dazu. Wandern und reisen werden wir ja auch mit kleinerem Geldbeutel können, als wir es vor dem Kriege getan.

Denn wir Deutschen sind ja nun einmal ein Wandervolk, erfüllt von Wanderlust von den ersten Tagen an, an welchen unsere Altvordern auf dem Schauplatz der Geschichte erschienen. Daß wir diese angeborene Wanderlust befriedigen, schafft ein gutes Teil unseres Glückes. Es ist ja ein langer Weg, eine lange Reise, die unser Volk seit Anbeginn seiner Geschichte durchwandert hat, und doch haben die zweitausend Jahre unserer Geschichte in unseren Tugenden und Schwächen, in unseren Glücksbedürfnissen und Glücksempfindungen weit weniger geändert, als man wohl meint. Es ist doch auch ein beglückendes, poetisches Gefühl, wenn wir in jener Urzeit denselben Herzschlag erkennen, der noch uns die wechselnden Gedanken der Stunde, des Tages und des Jahres regelt wie unsern Vätern und uns dasselbe Lied singen läßt wie jene. Das Studentenlied:

Mein Hutschmuck die Rose,
Mein Lager im Moose,
Der Himmel mein Zelt:
Mag lauern und trauern,
Wer will, hinter Mauern,
Ich fahr in die Welt!

können wir ja nicht immerfort singen und verwirklichen. Aber auch, wenn's Haar grauer wird und die Jugendkräfte nicht mehr dieselben sind, können wir einfachster Reiseart selbst unter all den modernen Glückshindernissen uns befleißigen. Wir brauchen nichts zu verlieren, was uns an Reiseerleichterungen die Gegenwart bietet, können es aber für uns frucht- und glückbringender machen, wenn wir das Zeitmaß unserer Fahrten verlangsamen und mit ruhigen und offenen Augen und gesunden Sinnen auf alles Eigenartige achten und lauschen, was freundlich am Wege liegt. Dann geht's uns vielleicht wie dem Benjaminiten Saul, dem Sohne Kis, der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und dem Gott auf seiner Fahrt ein anderes Herz gab und ein Königtum dazu.

Zwanzigstes Kapitel

Glück und Glaube

An einem sonnigen Herbsttage wanderte ich allein in den Schwarzwaldbergen jener Gegend, wo der obere Lauf der Breg zu Tal der Donau zueilt, auf einsamem Pfade; links schweifte der Blick hin über kleine Tannen ins wellige schwäbische Land bis zur schwäbischen Alb; rechts ansteigender Berg, bekleidet mit mächtigen Tannen; darunter die bunte Schwarzwaldflora, duftige Heide und reifende Waldbeeren. Tannennadeln hatten den Weg zum Teppich gewandelt, so daß auch fester Schritt unhörbar war. Plötzlich stand ich in unmittelbarer Nähe eines mächtigen Kruzifixes mit einfacher Christusgestalt; vor ihm ein schlichtes Betpult, auf dem eine Bauernfrau in andächtigem Gebet versunken kniete. Ich wagte nicht zu stören und hemmte meine Schritte, bis die Frau sich erhob, um fürbaß zu wandern. Sie kam an mir vorüber: sorgenvoll die tiefdurchfurchten Mienen, doch hoffnungsfreudig das Auge, und das „Grüß Gott", das mir als Gruß zuteil wurde, war erfüllt von Gottvertrauen und Menschenliebe. Lange noch blieb das Bild der Bauernfrau in meinen Augen und tönte der Gottesgruß in meinen Ohren; ich hatte das Glück des Glaubens gesehen.

Weshalb nehmen wir nicht alle an solchem Glücke teil? Ist es unsere höhere Bildung, die uns den Weg dahin verlegt? Es sollte das nicht so sein; denn Bildung, echte, tiefe Bildung ist nie ein Hindernis des Glaubens gewesen

und kann es niemals sein. Alle Philosophie kommt doch immer wieder da hinaus, alle klugen Männer, die auf dem Gebiete der Wissenschaft mit Ernst gedacht haben und an der Spitze der Gebildeten einhergehen, sprechen es doch in irgendeiner Weise aus, daß die Welt ein erstaunliches Wunder sei, dessen abgrundtiefes Wesen auch die tiefsten Gedanken des Menschen nicht erfassen und ergründen; und alle drücken, jeder in seiner Sprache, aus, daß es dem Menschen gezieme, mit Ehrfurcht das Unermeßliche und Unerforschliche anzuerkennen, daß es der Wunder höchstes sei, daß uns die wahren, echten Wunder so alltäglich werden können; und Goethe, der Gebildetsten einer, hat es Eckermann gegenüber einmal als das schönste Glück des denkenden Menschen bezeichnet, „das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren". In diesem Gefühl der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen hat der Glaube des an Macht und Bildung Höchstgestellten und der schlichtesten Frau aus dem Volke ihren Boden. aus solchen Empfindungen setzt der Glaube und das Glück des Glaubens sich zusammen. Bildung und Glaube, Wissen und Glaube sollten keine Feinde, sondern Freunde sein; jenes nährt den Geist und klärt ihn auf, dieser gewährt Trost in Zweifel und Not. Wir sind und bleiben endliche Menschen, die Wahrheit aber ist unendlich. Hierin sollte unser Stolz und unsere Demut beruhen, der Stolz in dem Gedanken, daß Menschenforschung immer tiefer eindringen kann in die Geheimnisse des Daseins, die Demut in dem Gefühl, daß wir die ganze Wahrheit nie erreichen können und daß wir deshalb zwischen das erreichbare Ziel und das unerreichbare Ideal den Glauben stellen.

Am Anfang aller Dinge steht ein Rätsel und am Ende aller Dinge ein Geheimnis, wir Menschen sind in dämmernde Mitte gestellt und sollten frohgemut leben und schaffen in dem glücklichen Gefühl des Glaubens, daß hohe Weisheit Anfang und Ende auch unserer Pilgerfahrt zu unserm Besten verbinden wird. Jeder Glaube ist mehr oder weniger geheimsinnig; wäre er das nicht, so würde er sich in Erkennen und Wissen umsetzen und wäre kein Glaube mehr. Auch der klarste Kopf bedarf ein kleines Stück Mystik zu seinem Glücksgebrauch, weil die ganze Welt ein großes Mysterium ist, und wenn er dem Glauben nicht Zutritt läßt, so klammert er sich an die Seltsamkeit des Aberglaubens. Das religiöse Bedürfnis, das Aufschauen zu Gott bleibt ewig wirklich und wirksam im Menschengeiste, und selbst die Gottesleugner kämpfen mit einem Eifer gegen die Gottesidee, der beweist, daß ein ernstliches Kampfobjekt vorhanden ist.

Gerade die Tage, in denen wir leben, scheinen mehr als andere Zeiten kräftigerem Glauben zuzustreben. Die Zeiten dürften vorüber sein, wo man mit der Behauptung weithin Anklang fand, daß Wissenschaft und Glauben unverträglich seien; höhnende Worte, wie das von D. F. Strauß, durch die Entdeckung eines Galilei und eines Kopernikus sei die Wohnungsnot an den Herrgott herangekommen, finden bei dem wahrhaft Gebildeten keine freundliche Aufnahme mehr. Die Naturwissenschaft ist ja weit gekommen; aber auch für sie ist heute wie vor Jahrtausenden die Frage ungelöst: Welches ist die Macht, die den Erscheinungen in der Natur ihre Wege vorgezeichnet hat? Bildung kann niemals das Glück des Glaubens einbüßen, sondern nur die Halbbildung, die aus einigen wissenschaftlichen Brocken ihre Anmaßung

wie zu einem Prunkgewande zusammenzuflicken sucht, das doch im Grunde nur ein Narrengewand ist. Je klarer wir die Fortschritte unserer Zeit in der Wissenschaft und im ganzen Völkerleben erkennen, um so stärker sehnen wir uns nach innerer Selbstgewißheit unseres Seins, die uns keine Wissenschaft, kein Forschen und kein Zergliedern geben kann, nach einem Urgrund unseres sittlichen Strebens, nach Trost und Hoffnung, die uns auch der stolzeste Triumph menschlicher Dienstbarmachung der Naturkräfte nicht zu bieten vermag. Die höchste Bildung strebt immer mehr danach, wieder den ganzen Menschen zu umfassen: dazu gehört auch sein Dichten, Hoffen, Lieben und Glauben. Religiöse Fragen sind echte, rechte Zeitfragen. Darauf weist die lautlose Stille und Spannung hin, wenn mitten im weltlichen Getriebe und im weltlichen Vortrage solche Fragen berührt werden, weil eben jeder Mensch sein religiöses Sehnen, seine Zweifel, sein Trost- und Glücksbedürfnis auch auf diesem Gebiete hat. Wer etwa in den kräftigen religiösen Bewegungen unserer Tage nur ein kleinliches Produkt reaktionärer Strömungen sieht, denkt doch zu oberflächlich von den Werten des Lebens und den treibenden Mächten im Leben unseres Volkes. Wir haben es hier unzweifelhaft zu tun mit einer ehrlichen Empfindung der Zeit, in der ein Umschlag unverkennbar ist in immer weiteren Kreisen. Unser Vermögen an den Dingen hat die Wissenschaft erprobt und in Wahrheit Staunenswertes geleistet; aber zugleich haben wir unsere Schranken erkannt, da die letzten Tiefen der Dinge immer weiter zurückgewichen sind und der Mensch unsicherer in sich selbst geworden ist und immer größere Widersprüche in sich entdeckt hat, vor allem den großen Widerspruch, daß eine

hohe Kultur uns wohl reicher, aber nicht wahrhaft glücklicher, sondern eher unzufriedener gemacht hat, da wir den Zielen, die des Menschen Dasein beglücken, nicht wesentlich näher gekommen sind. Diese Selbsterkenntnis der Bildung, die Bescheidenheit erwirkt, führt unsere Zeit der Demut und dem Glück des Glaubens wieder näher. Die Bildung blickt nicht mehr mit dem Hochmut von ehedem auf den Glauben nieder, sondern zu ihm hinauf als einer Glücksmacht ersten Ranges.

Aber sind nicht andere Hindernisse da, die uns das Glück des Glaubens nicht so genießen lassen wie unsere Vorfahren? Ist uns nicht bei aller Innigkeit, mit der wir an religiösen Fragen hängen, die mittelalterliche Innerlichkeit mit ihrer spezifisch-religiösen Färbung und ihrer scheuen Zurückziehung vor der Welt und ist uns nicht ferner von dem Formenglauben, der die Kampfeszeit nach der Reformation erfüllte, ein gut Stück abhanden gekommen? Sehnt sich nicht die Bildung, auch die echt religiöse Bildung nach feineren Formen? Die Zeit scheint vorüber, wo theologische Prinzipienfragen als ein besonders wertvolles Glücksmotiv galten. Das Theologische des Glaubens hat sich eine lange Zeit in unseres Volkes Geschichte so breit gemacht, daß man schließlich müde geworden ist und es schmerzlich empfindet, für die aus dem Glauben quellende Liebe sich nicht mehr die alte Frische bewahrt zu haben. Theologische Fragen haben etwas Zeitfremdes. Täuschen wir uns nicht, so wird der sittliche Gehalt des Christentums und anderer Glaubensformen mehr und mehr von weltlichen Köpfen ergründet und ausgebildet, und auch in der katholischen Kirche regt sich da die Sehnsucht nach tieferer sittlicher Begründung des

Glaubens und nach lebendiger Form am mächtigsten, wo der alte Glaube von der Morgenfrische einer neuen Zeit gekräftigt dasteht. Im Mittelalter war die ungeheure Mehrzahl der Christen überzeugt, daß mit dem Wortlaut ihres Glaubens ihrer Seelen Seligkeit verbürgt sei. Auch heute gibt es noch eine große Masse solcher Buchstabengläubigen, Buchstabenglücklichen. Andere denken anders. Sie wollen nicht für glaubenslos oder für irreligiös gelten und haben den entgegengesetzten Grundgedanken: für sie ist der Glaube das Persönlichste, Subjektivste, was aus eigenem Denken, Fühlen und Wollen, aus eigenstem Lebensgange, aus eigenen Schicksalen erwächst. Wieder andere verschmelzen beide Grundgedanken, ohne sich dessen recht bewußt zu sein. Alle suchen aber dasselbe: das Glück des Glaubens. Ist nun die Kirche noch immer die gemeinsame Mutter aller Gläubigen, kommt sie auch denen entgegen mit feinfühligem Glaubenstakt, die den Buchstabenglauben nicht so sich haben bewahren können wie die schlichten kindlichen Gemüter? Dogmatische Fragen wird eine enggeschlossene Kirche ja nie entbehren können. Und viele Menschen sehen es als ein Glück an, auf dogmatisches Kommando hin glauben zu können. Andere aber halten eine durch höheren Befehl herbeigeführte Überzeugung für einen ebenso starken Widersinn als eine mit Gewalt geforderte Liebe. Sie können das Glück des Kindes, das noch nicht über den Gartenzaun hinüberzublicken imstande ist und deshalb auch von der Welt da draußen sich nicht beirren läßt, nicht mehr genießen, weil sie gewachsen sind und weil ihr erweiterter Horizont ihnen andere Mächte des Lebens gezeigt hat, deren Eindruck sie nicht leichtfertig übersehen, wegleugnen oder gar wegheucheln können. Ihnen

ist Religion Lebenstatsache, die sich nicht anbeweisen und nicht wegverfügen läßt; und zwar ist sie durchaus persönliches Leben, Erleben des einzelnen, gleichsam Charakterwerk, nicht in erster Linie gemeinschaftsbildendes Prinzip. Eben dieser ganz persönliche Charakter des Glaubens macht es dem einzelnen, je mehr er selbständige Persönlichkeit ist oder wird, um so schwerer, in der das Religiöse gleichmachenden äußeren Religionsgemeinschaft der Kirche sich wahrhaft heimisch und glücklich zu fühlen, sogar in der Form, die der Persönlichkeit grundsätzlich am meisten Rechte einräumen muß, in der protestantischen Kirche.

Das Glück feinerer Naturen hat unter herrschsüchtiger Gemeinsamkeit, mag sie so oder so geartet sein, zweifellos gelitten, und das glücklichmachende Bewußtsein der Zugehörigkeit, der Verbundenheit, durch welche die Kirche zu einer Großmacht des Glückes geworden ist und überall werden sollte, ist deshalb an vielen Stellen so schwach geworden und ist dort, wo Menschenfurcht, Genossenschaftsinteresse, Parteidienst, politische Rücksichten, Fraueneinfluß oder gar Todesbangen das treibende Motiv bilden, nur ein äußeres Band und Scheinglück, kein echtes Seelenglück und fester Seelenfrieden. Und keine donnernde Karfreitagsrede wird alle die Stillen im Lande, die an diesem Tage den alten Heimatsfrieden ihrer unbefangenen Kindertage an der Stätte des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Gemeinschaft aufsuchen, zum Glaubensglücke zwingen, wiewohl ihre Glaubenssehnsucht stärker ist als die Sehnsucht derer, die alle Tage glaubensstolz zu ihres Gottes Füßen sitzen.

Wird die Zukunft das Wort Treitschkes bestätigen, daß geschlossene Kirchen nicht den geistigen Bedürfnissen reifer

Völker entsprechen oder wird es einer Kirche gelingen, allen eine Stätte zu bereiten, die des Glaubens Glück auch aus einer Gemeinschaft der Gläubigen schöpfen möchten? Der Glaube sollte doch eigentlich nicht entzweien, er sollte ein Volk, das gleicher Sprache und gleichen Geistes ist, einigen; er sollte nicht verhetzen, sondern versöhnen; sollte das Wissen nicht befehden, sondern Segen aus ihm schöpfen; beide, Glauben und Wissen, streben ja nach demselben Ziele; das Reich des einen beginnt, wo das Reich des andern aufhört; aber beide Reiche stehen gleichwohl in innigem Austausch hoher Geisteswerte. Gleichwohl steht Glaubenseinheit für unser Volk noch in nebelgrauer Ferne, weit ferner, als die politische Einheit unseres Vaterlandes in den Jahren der Schwäche und Zwietracht stand. Aber irren wir nicht, so klingt doch in mancher Bewegung und in erhebenden Stunden, besonders in den herzergreifenden Kämpfen und Leiden des großen Krieges, stärker und klarer ein Grundton hindurch, der von Sehnsucht nach Gemeinsamkeit widerklingt. Und die Gemeinsamkeit dessen, was wir suchen, ist oft ein stärkeres Band als die Gemeinsamkeit dessen, was wir besitzen. Sollte nicht die Kirche aus diesem Suchen Gewinn ziehen können? Sollte sie nicht mehr und mehr die ursprüngliche Ausschließlichkeit einer Gemeinde der Heiligen aufgeben und auch die breite Schicht von Weltkindern in ihren Schoß aufnehmen, die Christliches und Hellenisches, Heiligkeit und Schönheit, Religion und Bildung, Glauben und Philosophie in ihrem Leben zu verbinden und ihrem Herzen zu versöhnen trachten? Oder wird man sich unentwegt, um den alten Glauben zu retten, an die alten Formeln binden? Wird man die Autorität scharf und schärfer

anziehen, um die Rechtgläubigkeit in ihrem ganzen Umfang aufrecht zu erhalten? Wäre es nicht glückbringender, sich mehr dem Geiste des Glaubens zu fügen, der nicht, wie physikalische Theorien oder geschichtliche Ermittelungen, Gegenstand des Beweises ist, sondern auf der Teilnahme des Gemütes an den Dingen, auf der auslesenden Wertschätzung glaubensstärkender Gedanken, auf der Willensseite des Menschengeistes beruht und auf dem Streben und Sehnen der Menschenseele, in der weiten Welt seelischer Werte das Beste suchen, was Seelenfrieden schafft?

Das sind nicht nur Fragen an die Zukunft, es sind Fragen für die Gegenwart, auch für die Gegenwart des Glücks. Mag auch die Zeit, wo die Gemeinsamkeit gleichmäßiges Glück für alle bringt, noch fern sein, der einzelne kann schon heute sein Glück finden im Glauben, wenn er nur Worten zu lauschen versteht, zu deren Verständnis man theologischer Wissenschaft und konfessioneller Bevorzugung nicht bedarf, sondern nur des religiösen Bedürfnisses und der Glücksempfänglichkeit für die Gaben, die aus schlichtem Glauben jedem zuteil werden können. Der Mann, der von der Krippe zu Bethlehem herkam, hat mit seiner aus dem Gottesbewußtsein quellenden Liebespredigt zunächst Palästina durchwandert; aus Liebe zur Menschheit ist er auf Golgatha gestorben. Und diese Liebe ist völkerbeglückend und herzerquickend weiter gezogen und, wo sie heute in beseligender Selbstlosigkeit sich findet, da geht sie unter seinem Namen. Jeder große Fortschritt der Menschheit auf dem Gebiete sittlicher Vervollkommnung und ungetrübten Glaubensglückes beruht auf der Nachahmung und Nachfolge der Menschenliebe, die von Bethlehem und Golgatha

ausging. Es ist das nicht die gewöhnliche Menschenliebe, die sich mit einem Stück Brot dem Bettler gegenüber abfindet und sich in Geldsammlungen und Bazaren veröffentlicht, sondern wahre Liebe, die als warmer Hauch unser ganzes Leben durchgeistigt, die den Herrschenden und Dienenden, Reichen und Armen in richtigem Ton und richtigem Geiste verbindet, die mit Weisheit, Zielbewußtsein, Überzeugung und Kraft sich paart, auch mit der Kraft des Vorbildes und der Arbeit, die unser Gewissen beständig schärft für die Forderungen des Lebens und des Mitmenschen, die den Egoismus immer wieder verscheucht und der Selbstlosigkeit glückbringende Wirkung einräumt.

An dieser Liebe kann jeder teilnehmen, mag er einer Gemeinsamkeit angehören, welcher er will. Aber auch an allem Trost, der mildernd und beruhigend aus dem Glauben zu unserm Glücke sich ergibt. Das Vaterunser kann der Vernunftgläubige so gut beten wie der Offenbarungsgläubige, weil ein jeder das hineinlegen darf, was zu seinem Seelenfrieden dient und was sein Glaube an Gott ihm gestattet. Und jedes gläubige Gemüt ist der Not des Lebens gegenüber glücklich daran mit dem Bewußtsein: Was immer kommt, kommt dir von Gott. Diese Ergebung in Gottes Willen ist die tiefste, reinste und deshalb glücklichmachende Willensrichtung des starken Menschenherzens, eine Spiegelung des Menschenwillens in einer übersinnlichen Welt, in der es Not und Trübsal nicht mehr gibt. Ihm klingen auf seiner Lebenswanderung mit jedem neuen Tage die Worte des Eichendorffschen Morgengebetes im Herzen wieder:

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, froh bereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Solche Lebensanschauung ist noch lange keine Kopfhängerei, dazu ist der Strom, der vorbeirauscht, zu schön und mannigfaltig; sie ist weltfreudiger Glaube, der optimistischer Lebensauffassung nicht fremd ist. Es gibt ja auch einen leichtfertigen Optimismus, der sich hinwegsetzt über alles, der sich scheut einzudringen in den Ernst des Lebens und ihm mutig ins Antlitz zu schauen. Der Optimismus, der aus gläubiger Seele quillt, sieht entschlossen auch in die dunkelsten Tiefen und Abgründe des Schicksals und des eigenen Wesens mit seinen Rätseln und Zweifeln und schwindelt doch nicht, weil er weiß, daß ohne Gottes Willen kein Sperling vom Dache fällt.

Solche Lebensauffassung gibt allem Menschenstreben einen glücklichen Abschluß. Im Streite der Meinungen und im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Schicksals ist solche Gesinnung, die sich nicht in frommen Worten breit zu machen braucht, eine tröstende und stärkende Begleiterin des Lebens. So sehr uns die Freudigkeit des Berufs, das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, die Teilnahme an allen Freuden und Erholungen des Lebens mit Glück erfüllen mag, einen Stachel vermögen jene Glücksempfindungen uns nicht zu nehmen: auch der Kräftigste ermattet und altert, auch der Klügste und Weiseste bleibt dem Irrtum ausgesetzt, die Not des Lebens tritt so oder so glücksstörend an uns heran; dann ist das Auge des Glaubens eine köstliche Mitgift des Glückes; es dringt mit dem Blicke der Sehnsucht in den Himmel des Geistes, sucht und findet seinen Stern, der dem mit hoher Klugheit bewaffneten Auge des Philosophen noch von den Wolken des Zweifels umhüllt ist, und stärkt und tröstet sich mit der Wahrheit, über die alle

Wissenschaft nicht emporbringen kann, daß wir mit unserm Einzeldasein ein Teil einer allgemeinen geistigen Gemeinschaft sind, mit den endlichen Zwecken, die wir verfolgen, unendlichen Zwecken dienen, deren letzte Erfüllung unserm Auge verborgen bleibt, deren Gewißheit uns aber unzweifelhaft ist, weil wir unser ganzes Empfinden zusammenfassen in dem schlichten Bewußtsein, das der Glaube Gotteskindschaft nennt. In diesem glückbringenden Bewußtsein geben wir uns dem Unerforschlichen gegenüber mit Erkenntnisspuren und Ahnungen zufrieden und lassen uns von des Vaters Geist so durchdringen, daß wir darin getröstet und gehalten werden, darin leben, weben und sind, daß wir nach ewigen Gesetzen leiden und uns freuen, daß wir sie ausüben und uns unter ihre Leitung stellen, gleichviel ob wir sie erkennen oder nicht. Die schlichte Bitte: „Dein Reich komme" zielt auf dieses Reich — auf das Reich des Glaubensglückes. Und wer in schweren Zeiten, wo Not und Tod wie in dem großen europäischen Kriege uns umgeben, das andere schlichte Wort: „Dein Wille geschehe" allabendlich beten kann, der dürfte, wo andere der Erbitterung, Verzweiflung und Trostlosigkeit preisgegeben sind, die Wehmut als Trost empfinden, den Glaubensglück ihm gibt.

Einundzwanzigstes Kapitel

Glück und Leid

In die perikleische Zeit fällt Griechenlands Blüte der Kultur und des Glückes. Das zeigte sich besonders an den Tagen, an denen etwa 30000 Zuschauer sich zusammenscharten im athenischen Dionysostheater, um den Spielen zuzuschauen, die in Dialog und Chorgesängen sich entwickelten. Eigentümlich, daß gerade die ernste Muse die Glücklichen am meisten anzog, daß die Tragödie in der Zeit höchsten Glückes am liebsten geschaut wurde, daß man in nachsinnender Trauer schmerzlichen und leidvollen Empfindungen über die Unzulänglichkeit alles menschlichen Dichtens und Trachtens mit Vorliebe nachging und daß man dem Spiel der Wehmut so gerne lauschte. Gemüt und Wirklichkeit versetzte man in Widerspruch, um zugleich die Lust zu empfinden, die in der Aufhebung dieses Widerspruches lag; durch Mitleid und Furcht hindurch ließ man sich erschüttern und erregen, um von diesen Empfindungen geläutert aus dem Spiel heimzukehren zu den ernsten Anforderungen des Lebens; das hohe Lied vom Leid und Weh des Menschengeschlechtes hörte man begeistert an, um für die Lust des Daseins sich empfänglicher zu machen. Die Griechen erkannten eben mit ihren scharfen Blicken für die tatsächlichen Lebenswerte, daß Leid zu Freude wie der Schatten zur Sonne sich verhalte, daß Schattenlosigkeit unerträglich und daß alles in der Welt zu ertragen sei, nur nicht eine ununterbrochene Reihe von schönen Tagen. Lust

ohne Leid ist ebensowenig denkbar, wie echtes Glück ohne Leid.

Unser Leben wird eben erst schön und genießenswert durch seine Gegensätze; von ihrer richtigen Schätzung hängt unsere Lebensstimmung und unser Glück im wesentlichen ab. Es würde nun der Erziehung zum Glücke schaden, wollten wir das Leid und seine Eindrücke abschwächen und den Menschen einreden, es handle sich im Leid um etwas Unerhebliches. Es müßte geradezu abstoßen, die Welt, wie sie ist, als ein Reich ungetrübten Glückes und als ein Reich der Vernunft darzustellen. Damit würde die ganze Hinwendung und die Erziehung zu einer neuen Welt des Glückes, die wir in uns erst schaffen wollen, für überflüssig erklärt. In Wahrheit muß der Mensch, der sein Innenleben vertiefen will, der nach Vollkommenheit strebt, der seinen Wert und sein Verlangen nach Glück steigern will, auch seine Empfindung für alles Dunkel und Leid verstärken, das Leid voll anerkennen und seine Abstumpfung oder leichtfertiges Überblicken verwerfen. Man soll alle Mißstände und alle Schmerzen des Daseins zu offener Aussprache bringen, die Empfindung des Leids kräftig ausklingen lassen, damit das Leben an Innigkeit und Wahrhaftigkeit gewinnt. Frei von jedem verflachenden Optimismus, frei aber auch von jedem verzweifelnden Pessimismus und vor allem frei von jeder melancholischen Sentimentalität soll man dem Leid ins Angesicht sehen, um auch dem Glücke gegenüber seinen klaren Blick und seinen festen Willen sich zu wahren. Spielende Sentimentalität und schwelgendes Genießen des Leides stand dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts gut zu Gesicht; unser Geschlecht ist in dieser Be-

ziehung männlicher, in dem Kampf mit dem Leid des Lebens ist unsere Stellung eine andere geworden. Wir lassen — auch unsere Kunst legt Zeugnis dafür ab — das Leid nicht schwächer, sondern stärker erscheinen, um ihm kräftigeren Willen und kräftigeres Handeln entgegenzustellen. Wir wissen, daß das Leid die Freude und das Glück gewaltig stören kann, sind uns aber bewußt, daß das Leid die Freude und das Glück nicht auszulöschen und zu zerstören vermag. Indem wir jedwedes voll sich entwickeln lassen, erhält unser Dasein größeren Wert, größere Weite und größere Bewegungsfülle.

Unser Lebensglück ist Tätigkeit, ist Bewegung; das Gefühl der Hemmung dieses Glücks ist Leid und Schmerz, das Gefühl der Beförderung und Hebung ist Freude und Vergnügen. Es kann aber keine Beförderung und Hebung geben, wenn nicht — in noch so geringem Grade — Hemmung und Senkung vorhanden ist. Die wechselnden Empfindungen sind also aufeinander angewiesen, wie die Wellenbewegung des Meeres auf Höhe und Tiefe der Wogen. In unserem Menschenlose ist nun tatsächlich nichts dauerhafter als Schmerz und Leid; Vergnügen, Freude, Glück ist deshalb eigentlich nichts Positives, sondern nur eine Linderung, eine Beruhigung und Glättung von Leid und Schmerz. Schatten ist auf keiner Wanderung zu entbehren, auch auf der des Lebens nicht. Der Wechsel der Dinge und Erlebnisse ist Menschenlos. Statt über den Ursprung des Leids und des Übels und über sein Dasein fruchtlos zu grübeln, sollten wir im Genuß der Freude und im lauten Treiben der Lust der geheimnisvollen Wirkung des Leids stets mit Ruhe entgegensehen und sollten das Leben

nehmen, wie es ist, und nicht in unerfüllbarer Sehnsucht nach einem orientalischen Freudenhimmel verlangen. Wären wir geeignet, in schattenlosem Lichte zu wandeln, wären wir schon jetzt bestimmt für vollkommenes Dasein, dann wären wir anders geschaffen; in unserm jetzigen Dasein ist Lust durch Leid bedingt und Schmerz oft der edelste Keim glücklichen Lebens und glückhaften Tuns.

Denn ewig gleich durch aller Zeiten Wechsel
In seinem Anspruch blieb das Menschenherz,
Und nach Erschüttrung lechzt es heut wie vormals,
Damit es, von der eignen Füll' erlöst,
In heiterm Gleichgewicht sich wiederfinde.

Es liegt tiefe Wahrheit für unsere Erziehung zum Glück in dem Bibelworte, daß Gott denen Trübsal schickt, die er liebt. Ungemischtes Glück ist kein Glück; es erzeugt „ein fattes Gemüt und ein fettes Herz". An ungemischtem Glück sind Völker zugrunde gegangen und starke bisher siegeskräftige Heere erschlafft und unterlegen. Die Worte Toujours en vedette und per aspera ad astra gelten nicht nur dem Glücke der Staaten, sondern auch dem Einzelglück, zu dessen Sternen die Wanderung über rauhe Pfade führt. Wie viele Leute, denen Leid nicht beschert ist, fühlen sich vor lauter Glück todunglücklich; wie geschmacklos, unerträglich und langweilig kann ein Leben werden, in dem der Mensch die Güter dieses Lebens ohne Gefahr und ohne Not abgrast, wie das stumpfsinnige Tier des Feldes. Uralt ist die Wahrheit, daß zur Weisheit und zur Tugend Zeus den Menschen leite und das Gesetz heilige, daß im Leiden Lehre wohne. Leid ist die Wiege glücksschaffender Lebenswerte. Denn ohne Schmerz keine Lust,

ohne Unglück kein Glück, ohne Unvollkommenheit keine Vollkommenheit.

In Wirklichkeit ist nichts in der Welt an sich auf unser Glück eingerichtet. Das große All kümmert sich nicht um dein winziges Ich. Ob das Leben schön oder häßlich, glücklich oder unglücklich, das hängt von dir und deiner Stellung ab und von deinem Kämpfen und Ringen ums Glück in allem Leid. Schopenhauer sagt, die Freude sei nur negativ und habe wenig Bedeutung. Der Schmerz allein sei positiv und das einzig Wirkliche. Auch sonst ist diese Behauptung weit verbreitet in der Philosophie. Stoiker und Zyniker und Millionen von Buddhisten erklären: „Nur der Schmerz ist wirklich; Lust, Freude und Genüsse gibt es nicht." Und doch hören die Sterblichen nicht auf, sich zu freuen. Der Schmerz ist ihnen der Gatte des Glücks. Ihre Kinder sind Gedanke, Arbeit, Tatkraft und Lebensfreude. Der Schmerz veredelt die Seele, zwingt sie zur Einkehr, gibt Ruhepunkte zur Läuterung. Der Schaden macht klug, das Leid macht weise. Wie das Gift, das, in geringen Gaben verabreicht, Segen bringt, bringt das Leid, das nicht zu niederdrückend und belastend wirkt, Glück. Selig sind die Leidtragenden; denn sie werden getröstet werden. Im Trost aber liegt Wehmut des Glücks. Es ist ja nicht nötig, sich im Schmerz und Leid zu baden, den Schmerz selbst zu krankhafter Freude zu machen, die Freudentränen der Märtyrer als das Normale anzusehen und das Glück nicht auf dieser Welt, sondern im Jenseits zu suchen. Sache des Weisen ist es, das Maß des Schmerzes und des Leids nicht zu erhöhen, sondern es für das Glück fruchtbar zu machen. Freude ist undenkbar ohne den Schmerz.

Ohne das Leid wäre das Leben ohne Farbe; ohne die Sorgen wäre das Glück ohne Liebe.

Es ist eine unleugbare Tatsache, daß der Mensch, sofern er edlen Regungen überhaupt zugänglich ist und nicht von orientalischem Egoismus verfettet ist, aufs innigste an denen hängt, für die er sorgt. Mutterſorge und Mutterliebe beweisen das; und ebenso diejenigen Junggesellen, alleinstehenden Frauen und einsamen Naturen, die kein Sorgenverhältnis zu einem bestimmten Menschen gefunden haben; diese können auch kein rechtes Glücksverhältnis zu den Menschen finden. Jene Liebe aber, die in Sorge das fremde Leid und damit eigenen Kummer zu lindern sucht, findet Glücksbeziehungen auf Schritt und Tritt. Leid ist hier der Keim der Liebe und ihre Frucht das Glück. In den Freuden des Lebens empfinden wir oft Eiseskälte, da die Menschen kalt an uns vorübergehen, nicht selten in feinster Toilette; im Leid rückt Liebe uns nahe, und in unsern großen Tagen, da Leid in todesmutigem Opfersinn sich offenbarte und es Wunden und bittre Not zu heilen galt, ging ein warmer Hauch der Menschenliebe durchs Land, und mancher, der's vorher nicht getan, glaubte wieder an die Menschheit. Wie dem edeldenkenden Menschen jegliche Freude von Gott kommt, so führt ihn jegliches Leid zu Gott, und mancher, der in dem lauten Treiben der Welt sich gleichwohl glücklich fühlt, ist es deshalb, weil für ihn Leid ein stilles Kämmerlein ist, in welchem das Herz mit Gott allein ist und die Poesie des Leidens ihn zu hoffender Arbeitskraft im Leben stärkt.

Eine Weisheit lehrt das Leid aber im besonderen Maße, daß, wie unser Leiden sich mehrt, auch die Kraft es zu er-

tragen in uns wächst, wenn nicht — und da beginnt das Furchtbare des Leidens — die Last so groß wird, daß wir unter ihr in Verzweiflung niedersinken. Wo aber irgendwie erträgliches Leid uns naht, da stärkt es die Tugend, die für Lebensglück eine der brauchbarsten und kräftigsten zu sein pflegt, die Tugend der Geduld. Das Erste und Wichtigste, um unser Glück zu beherrschen und uns zu ihm erziehen zu können, ist, daß wir uns selbst zu beherrschen suchen, daß wir uns mit Ruhe allem Unabänderlichen unterwerfen und jede Lage und jedes Schicksal, das beglückende wie das unerfreuliche, als etwas ansehen, woraus wir für unser inneres Wesen, unsern Charakter und die Kunst, das Leben zu unserem Glücke zu gestalten und wahrhaft zu genießen, Stärke schöpfen können. Aus solcher Beherrschung entspringt dann die Ergebung, die wenige hinreichend haben, obgleich viele sie zu haben glauben, wenn sie in der Kirche sitzen. Die meisten Menschen setzen dieser Ergebung im täglichen Gebrauch ein gewisses Maß und glauben der Verpflichtung dazu überhoben zu sein, wenn dieses Maß überschritten ist oder ihnen überschritten zu sein scheint. Aus der wahren Ergebung, die immer die Zuversicht in sich trägt, daß schließlich eine unwandelbare, immer gleiche Güte auch die widrigsten Geschicke zu einem heilbringenden Ganzen verknüpft, geht die ernste, aber heitre Milde einer Lebensanschauung hervor, die auch in einem oft gestörten und getrübten Leben die Kraft zu innerem Glück und Frieden sich zu bewahren sucht. Diese Heiterkeit der Lebensführung sich zu erhalten oder in sich zu schaffen, sollte man stets alles, was nur irgend unter den Willen zu stellen ist, versuchen. Man wird ja immer wieder

versagen, man wird es vielfach nicht ganz erreichen, auch nicht in ähnlichen Lagen mit ähnlichem Erfolge es durchsetzen. Diese Heiterkeit muß sich als immer wieder versuchte gute Herrschaft schließlich von selbst als ausdauernde Wirkung in der Seele erzeugen. Sie bleibt aber nicht aus, wo wir ihr mit kräftigen Spatenstichen frühzeitig den Boden bereiten und Keime in das wohlbereitete Feld einsenken, deren Triebkraft in einer besonnenen, von Selbstsucht freien Stimmung des Gemüts beruht; die Frucht dieser Keime ist die schöne Tugend der Geduld, die nach dem Sprichwort ein edel Kraut ist, das aber nicht in allen Gärten wächst. Im Garten des Glücks ist aber ihre Lieblingsstätte und ihr schönster Fundort.

Solche Tugend braucht nicht weichlicher Gleichgültigkeit verwandt zu werden; sie kann sich vielmehr mit Tatkraft und Stolz verbinden, der von dem Gedanken erfüllt ist: Ich beuge mich nicht, ich stehe fest und weiche nicht zurück. Ich leide, aber ich lasse mich nicht zu Boden drücken; ich will stärker sein und bin es schließlich auch als alle die Leiden, das Unglück, die Schmerzen, die Mühen und Sorgen des Daseins. Wenn wir auch allenthalben im Leben unser Gekettetsein an das Endliche, seine Schranken, seine lähmenden, störenden und herabzerrenden Wirkungen spüren, so können wir doch noch Glücksmomente genug dem Endlichen abgewinnen, indem wir unsern Geist nicht verzagen lassen, sondern zu beglückender Überwindung des Leids im Sehnen, Sollen, Streben, Tun uns stärken und kräftigen und damit die Kluft zwischen der Endlichkeit und der Vollendung im nie erreichbaren Ideal kleiner machen. Schlichtes Bild und schlichter Dichter-

spruch macht das Verhältnis von Leid zu Glück am einfachsten klar:

Im Atemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen.
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du, danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Glück und Tod

Ich kenne eine Frau, die lebenslustig, gesund, sorgenfrei und vom äußeren Glücke wohlbedacht auch innerlich, soweit das überhaupt möglich ist, wahrhaft glücklich zu sein scheint, die gute Freundschaft guter Menschen genießt, Freude an allem Schönen empfindet, was Natur und Leben bietet, und die voll im Leben steht, klösterlicher Abgeschiedenheit in keiner Weise zuneigt und am Leben temperamentvoll hängt, weil sie gar keinen Grund hat, von ihm Abschied zu nehmen. Diese Frau hat sich für ihr Wohnzimmer, so daß ihr Auge immer darauf fallen muß, einen großen Stich der Böcklinschen Toteninsel gekauft, zu der ein Nachen in schweigsamer Fahrt die abgeschiedenen Seelen bringt. Weshalb, so habe ich mich still gefragt, hat sie das getan? Diese Frau, die doch in allem von dem lebhaftesten Streben erfüllt ist, glücklich zu sein? Sollte sie, ohne viel nachzudenken, in dem feinen Instinkt, der Frauen eigen ist, empfunden haben, daß der Tod und der Gedanke an den Tod überhaupt keine Glücksstörung, sondern Glücksvermehrung ist? Denn die lebensfrohe Frau hat, wie sie selbst in fröhlicher Unbefangenheit, aber doch sicher nicht gedankenlos einmal sagte, lange Zeit gerade um diesen Stich gefreit. Und zu freien pflegt man doch nur um etwas, was uns glücklich machen soll. Sollte jene Frau sich haben leiten lassen von dem Gedanken, dem der Pfarrer in Hermann und Dorothea so schönen Ausdruck verleiht?

Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen,
Jenen drängt es ins Leben zurück und lehrt ihn handeln;
Diesem stärkt es, zu künftigem Heil, in Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod.

Diese Verse hatten nach Goethes Tode die Seinigen in der Halle seines Hauses über dem auseinandergeschlagenen Vorhang, welcher den Sarg von den Zuschauern trennte, in goldenen Buchstaben angebracht. Auch wir sollten sie stets im Leben über die Gedanken „Glück und Tod" setzen! — Dem Weisen ist der Tod kein Schrecken! Denn er ist das Selbstverständlichste, das Alltäglichste in dieser Menschenwelt. Mit Recht sagt der große Cäsar, daß von allen Wundern, die er je gehört, das größte sei, daß sich Menschen vor dem Tode fürchten,

Da sie doch sehn, der Tod, das Schicksal aller,
Kommt, wenn er kommen soll.

Darum sterben feige Menschen vielmal, ehe sie sterben; der Tapfere kostet einmal nur den Tod. Wie die alte Kunst im Tode selbst das Leben durch seine nachdrückliche lebensvolle Darstellung festzuhalten und das Denken vom Tode zum Leben zurückzulenken sucht, so wird der denkende Mensch Lebensglück nicht für möglich halten ohne die ergänzende Kraft des Todes. Aller irdische Genuß hat ein Ende. Und weshalb soll denn gerade das Menschenleben weniger genußreich sein, weil es endet? Genießen wir die Rose weniger, weil sie nur eine kurze Weile in Blüte steht? Den Frühling, weil er rasch vorüberrauscht? Jenes Kunstwerk, weil die Zeit sein Genießen bedingt? Und dieses

Kunstwerk, das wir Leben nennen, sollte an andere Bedingungen gebunden sein? Alles Irdische ist vergänglich; alles erschöpft seinen Wesens- und seinen Glücksgehalt in einer begrenzten Entwicklung. So auch das Leben in seiner irdischen Form.

Enthält nicht schon der Gedanke des Ausruhens vom Tage- und Lebenswerke einen großen Glückswert? Es liegt menschlich nahe, dem nach heißer Lebensarbeit, vielleicht auch nach qualvoller Krankheit und schwerem Todeskampfe Dahingeschiedenen zu wünschen, daß er, wie es der Sprachgeist so schön bezeichnet, zur ewigen Ruhe eingehe. Über dem offenen Grabe rufen wir in diesem Falle besonders innig unser: „Requiescat in pace", unser: „Ruhe in Frieden", weil wir die beglückende Empfindung haben, daß der Tod das sichere Ende alles Schmerzes und aller Empfänglichkeit für den Schmerz ist. Auch aller Empfänglichkeit für die hundert und aberhundert Glücksstörungen, die das Leben durchziehen. Hast du einmal ernstlich deinen Kampf um das Glück gekämpft? Ich meine nicht den Kampf um äußere Glücksgüter, ich meine den stillen Kampf um das unsichtbare Seelenglück in dir, in deinem Hause und deiner Familie. Du kannst hier alles tun und alles erringen, was zu deinem und der Deinen Glücke führen müßte, du kannst Geld verdienen, ein Amt erringen, Würden und Ehren erwerben, dich endlich freuen über all dein Gelingen; nun aber kommt der empfangende Teil und stellt wer weiß was für dumme Kleinigkeiten und Hindernisse dem edelherzigen Streben nach dem Glück entgegen: Stimmungen, alltägliche kleinliche Sorgen bis zum Hausputz und zur großen Wäsche hinab durchkreuzen dein Sorgen

und Mühen ums Glück und verkümmern dir den Kampf um das glückliche Dasein der Deinen und aller deren, die unter deinem Einfluß stehen, und in letzter Linie dir am empfindlichsten dein eigenes Glück. Was dir im Kleinen begegnet, begegnet den Großen des Lebens im Großen. Hat nicht Bismarck gearbeitet und gerungen für seines Königs und seines Volkes Glück sein Leben lang? Hat er nicht Lebensruhe, Lebensbehaglichkeit und sein Leben selber dran gesetzt um deren willen, die er groß und glücklich machen wollte? Und ist ihm nicht mit Hindernissen vergolten, wo er Förderung hätte finden sollen, mit schnödem Undank, wo er Dank verdiente? Tiefe Furchen des Schmerzes hat das in seinem Inneren gezogen, und diese Furchen haben dann selber dafür gesorgt, daß der Trost nicht fehlte; in ihnen keimt und wächst die Blume der Sehnsucht nach dem Tode, nach unbedingter Ruhe, nach Freiheit von den Störungen undankbarer Glücksempfänger, nach dem Schlafe, den kein Traum beängstigt und dem kein trübes Erwachen folgt.

Der Tod hebt alle Gegensätze des Lebens auf. Der Gegensatz von Druck und Befreiung, von Beklemmung und Erlösung rückt im Tode noch einmal dicht zusammen, um unter seiner Vermittlung sich zu vereinigen; auch Gegensätze unter den Menschen schwinden am Grabe und treten zurück vor des Todes läuternder Kraft. Hast du schon einmal in eine Familie, deren Glieder sich ferner gerückt waren im Streite des Lebens, den Tod hineintreten sehen mit seiner vermittelnden Kraft, um das Sterbliche zu läutern und die Flecken der mangelhaften Menschheit zu vertilgen?

Ein mächtiger Vermittler ist der Tod.
Da löschen alle Zornesflammen aus.
Der Haß versöhnt sich, und das schöne Mitleid
Neigt sich, ein weinend Schwesterbild, mit sanft
Anschmiegender Umarmung auf die Urne.

Im Tode wird alles im übelen Sinne Irdische vielfach wie in einem Feuerbade verzehrt und durch eine Art von Läuterungszauber zu neuem besseren Leben erweckt. Wie viel Liebe sproßt aus den Gräbern unserer Toten auf! Bist du einmal in katholischer Gegend am Vorabend von Allerseelen hinausgewandert auf einen Friedhof und hast du dort auf den moosigen Grabhügeln die vielen Zeichen sinniger Liebe gesehen? Gesehen, wie in der Zeit der ersterbenden Schaffenskraft der Natur die Liebe volle Kränze widmet, um ihre Kraft und ihr Leben zu zeigen, und wie am Abend, wenn die Dämmerung leise wie auf Geisterflügeln auf das Totenfeld herabsinkt, Tausende von Lichtern auf den Gräbern aufflammten, um mit ihrem hellen Schein die Wahrheit zu verkünden, daß die Liebe nimmer aufhört, daß die Stätte der Toten zur Stätte des Lebens und des Lebensglückes werden kann und daß gerade der Tod dem Leben seinen tiefsten Inhalt gibt? Wenn der Tod nicht wäre, wäre das Leben leer: denn es fehlte ihm der Wechsel der Generationen mit seinem Austausch der Liebe, es fehlten dem Leben alle die glücksbedingenden Empfindungen und Gefühle, die mit dem Tode in Verbindung stehen: Sorge, Angst, Pietät, Todes- und Opfermut. Jeder denkende Mensch, der das Leben will, wird auch den Tod nicht missen können und wird ihn nicht als einen Boten des Unglücks, sondern als einen Glücksvermittler betrachten müssen.

Aber — und damit nähern wir uns einem scheinbar unüberwindlichen Glückshindernis, das uns der Tod auf den Weg des Lebens wirft — wie ist's mit dem Leben nach dem Tode? Ist nicht die Furcht vor dem Tode und vor dem, was nach ihm kommt und nicht kommt, ein beunruhigender, ein geradezu glückszerstörender Gedanke? Die Philosophie gibt uns eine Antwort, die unser Glück nicht stören kann. Der Tod steht in der Tat dem Weisen nicht als Schrecken vor Augen; Lukrez, der begeisterte Jünger des Epikur, preist den Mann, der die Menschheit von den eingebildeten Schreckniſſen befreit hat, durch den Trostgedanken: Wenn der Tod da ist, sind wir nicht mehr da, und solange wir sind, ist der Tod nicht da, so daß der Tod uns nichts angeht. Wer diesem Gedanken in völliger Ruhe nahe tritt, wer zu begreifen sucht, daß ein Nichtleben doch nichts Furchtbares ist, für den kann auch im Leben der Todesgedanke nichts Furchtbares mehr haben. Man hat ja so schön und treffend den Tod den Bruder des Schlafes genannt. Und wer einmal nach den Mühen, Sorgen und Enttäuschungen des Tages einen tiefen, erquickenden Schlaf getan hat, einen Schlaf, der selbst den Traum fern hält und mit dem Traume jegliche Erinnerung oder Mahnung an das wache Leben, einen Schlaf, der völlig dem Nichts gleicht und in dem wir nicht mehr da sind, kann nachempfinden, welche tiefe tröstende Weisheit Lukrez in seine Worte fassen wollte, und braucht nicht mehr zu erschrecken, daß ein Nichts nach dem Tode seiner wartet; denn dieses Nichts bietet den Trost, daß einmal eine Zeit kommen wird, in der wir nach den Freuden des Lebens nicht mehr mit Heimweh zurückverlangen und daß wir an des Lebens Leid nicht mehr mit Schmerz, Trauer

und Wehmut zurückdenken. Haben nicht ganze große Religionsgenossenschaften, ganze Völker aus diesem Gedanken an ein Nichts nach dem Tode Lebenskraft, Lebenslust und reiche Glücksempfindungen geschöpft? Ist nicht auch Buddhas Aufgehen in das Nirwana ein vollständiges Vergehen der Seele in ein Nichts, das der infolge ihrer Sünde rastlos wandernden Menschenseele ein beruhigendes Ende setzt? Die ganze buddhistische Lehre beruht ja auf dem Gefühl der Leiden und Vergänglichkeit des Irdischen und dem Wunsche, diesen zu entrinnen und sich loszulösen von der gleichsam nichtigen Welt durch das Nichts des Todes. Die Seele kann nicht eher ihren traurigen Kreislauf auf Erden in allerlei Geschöpfen und Geistern beenden, bis sie sich durch frommen Wandel und genaue Befolgung der Gebote Buddhas würdig gemacht hat, in dem Nirwana aufzugehen und in ein Nichts zu vergehen. Dieser Gedanke breitete über das ganze Leben der Buddhisten den Trost der Zukunft und Seelenglück.

Und ebensowenig störte der Tod als ein Übergang ins nichtige Fortleben den antiken Menschen in seiner Lebensfreude, er zog ihn gerade hinein in dieses Leben auf der Erde, das allein als lebenswert und lebenswürdig erschien. Der Lieblingsheld des alten Griechentums, der Typus der in der Lebenskraft sein Lebensglück suchenden vollen Menschen schätzt das Leben über alles: der stolze Myrmidonenführer Achill will lieber als Handlanger und Tagelöhner auf Erden sein als ein König im Reiche der Schatten, die einem leblosen Nichts gleich zu achten sind. Und die im römischen Dichter Horaz sich verkörpernde antike Lebenslust genießt ihr Leben beim Königtum des Weins und der Liebe in vollen Zügen, da die Aussicht auf die zukünftige Wohnung

im nichtigen plutonischen Hause der Schatten die Lebensfreude auszukosten gebietet und diese Lust am Leben eher erhöht als irgendwie stört.

Ganz anders steht der fromme Christ zum Tode als dem Ende des irdischen Daseins und dem Beginn eines neuen Lebens. Ihm ist der Tod kein Schrecken und kein Ende, ihm ist er der Anfang künftigen Heils. Bei ihm handelt es sich nicht mehr um eine Gewißheit, die aus Gründen sich ergibt, sondern um eine Gewißheit, die aus dem Glauben an Tatsachen erwächst. Er tritt glaubensvoll unter das Kreuz zu Golgatha und läßt die Worte Christi in seiner Todesstunde sich gesagt sein: Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein. Er lauscht am Ostermorgen der Auferstehungsbotschaft des Engels am Grabe: „Er ist nicht hier, er ist auferstanden," und wandert mit dem Auferstandenen gen Emmaus, um zu glauben an die Auferstehung in Kraft und Herrlichkeit und an den geistlichen Leib, der ewig ist, weil er unsichtbaren Wesens ist. Und hat er seinen guten Kampf des Glaubens gekämpft und seinen Lauf vollendet, auf dem er keine bleibende Statt gehabt, sondern die zukünftige gesucht hat, dann faltet er, wenn die letzte Stunde naht, in friedlicher Ruhe die Hände und betet zu dem, dem das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit ist: Dein Wille geschehe! Ich befehle meinen Geist in deine Hände. Ihm wird so die Todesstunde zu einer Stunde gottergebenen Glückes, ihm ist das Leben ein Jammertal gewesen, durch das die Leidensstraße aufwärts führt zum himmlischen Jerusalem, wo Engelscharen seiner warten und wo er von Angesicht zu Angesicht den schauen wird, der zur Rechten des Vaters sitzt.

Nicht jedem Christen aber ist es gegeben, solch kräftige Verkörperung des Lebens nach dem Tode sich zu denken, und feinsinnige Naturen vermögen es nicht über sich zu gewinnen, die Bilder unseres irdischen Daseins einfach in jenes geheimnisvolle Leben nach dem Tode zu übertragen, sie stellen sich bescheiden unter den Einfluß des Glaubens an das Fortleben des Geistes und suchen die Idee in sich aufzunehmen, die als leuchtende Wandelgestalt von Sokrates bis Kant durch die Menschen- und Geistesgeschichte geht, die in wechselnder Beweisart immer denselben Gedanken vom Fortleben der Seele nach dem Tode verkündet. Ihm scheint es sinnlos, zu denken, mit dem Tode sei alles vorbei, aber eines denkenden Menschen würdig, dessen gewiß zu sein, daß jede Wirklichkeit, so auch ein Menschenleben ewig bestehen müsse. Alles, was gelebt hat, ist ihm ein ewiger und unauslöschlicher Bestandteil der Wirklichkeit und nie mehr auszutilgen oder zu verändern; diese Welt der Formen, in der wir leben, hat für ihn nur die Aufgabe der Verwirklichung der idealen Zwecke des Ewigen, der Welt der unzerstörbaren Werte, der unsere unsterbliche Seele angehört, zu dienen. Selbst die Weisen des Materialismus, die nur den Stoff mit seiner innewohnenden Kraft kennen, vermögen ihm diese Idee nicht haltlos zu machen. Denn mögen sie den Begriff der Materie und ihrer Kräfte drehen und wenden, wie sie wollen, immer stoßen sie wieder auf eine letzte unbegreifliche Kraft. Sie müssen sich bescheiden und die Hoffnung aufgeben, das Problem zu lösen, da ihnen ein übersinnliches Hindernis im Wege liegt, das sie nicht wegräumen und uns nicht zu erklären vermögen, da sie uns schließlich mit ihrer Weisheit doch im Stiche lassen

müssen, weil unsere Erkenntnis, soweit sie naturwissenschaftlich ist, an der Grenze aller Erfahrung haltzumachen hat. Praktische, ethische und geistige Gründe aber sind vorhanden, die uns berechtigen, über jene Grenzen der mechanischen Welt hinüberzuschauen und eine sichere Überzeugung hinsichtlich der Gottheit, der Freiheit und Unsterblichkeit uns zu bilden. Der Materialismus wird immer wieder Schiffbruch leiden müssen, weil die gründliche Naturforschung durch ihre eigenen Konsequenzen über den Materialismus hinausführt, weil sie niemals wird erklären können, wie aus dem Zusammenwirken der Atome und Kräfte geistiges Bewußtsein und geistige Kräfte entstehen, weil sie niemals unsere geistigen Vorgänge uns wird begreiflich machen können, wenn sie nicht in Bildern sprechen will, die sie nicht dem Gebiete naturwissenschaftlicher Erfahrung entnehmen kann, sondern dem Reiche höherer Geistigkeit entleihen muß.

Diesem Hochland der Ideale entnimmt wie der Philosoph auch der Held der Schlachten seine Kraft zum Tode. Warum er sterben muß und daß der Tod kein Unglück ist, das weiß nur der, der den Sinn des Lebens gefunden. Die Helden, die gefallen sind, geben uns eine erhebende Antwort. Ihnen war der Tod kein schreckendes Gespenst; viel weniger ein Unheil, das sie als eine Strafe hinzunehmen hatten. Sie haben den dunkeln Gesellen geradezu herausgefordert, sie sind ihm ziel- und todesbewußt in die ausgebreiteten Arme gelaufen. Nicht, daß sie ihn verachteten. Das wäre keine Sterbenskunst gewesen und keine Heldentat. Der gesund empfindende Mensch liebt das Leben und er denkt nicht gering vom Verzicht, nicht ohne harten inneren

Kampf geht er der Umarmung des Todes entgegen. Wer in Schlachten hineingegangen, weiß davon zu erzählen, wie in solchen Augenblicken der Todesnähe das ganze Leben mit all seinen Schönheiten und seiner Liebe und seinem Glück an der Seele vorüberzieht. Je reicher das Innenleben, je stärker die Persönlichkeit, um so schmerzhafter ist die Preisgabe. Dennoch überwindet der Helden Mut alles das, weil sie den natürlichen Lebenswillen besiegen durch die Hingabe an einen hohen, einen überlegenen Zweck. So schätzen sie ihn dennoch höher wie das Leben; sie erniedrigen sich selbst, um sich zu erhöhen. Sie lösen das Geheimnis des Todes: er ist ihnen der Zugang zu höherem Sein, in dem die schrillen Mißklänge dieser blutgetränkten Erde kein Recht mehr haben zu leben.

Stellen wir uns also nur getrost und bescheiden mit unserer Anschauung vom Tode auf die Seite der Kampfeshelden und der weisen und in gewissem Sinne zugleich frommen Männer aller Zeiten, die des Glaubens an eine unsterbliche Seele gelebt haben; wir stellen uns damit unter den Einfluß des Glückes. Und damit wir wissen, wie wir diese Stellung zu nehmen haben, mögen kluge Worte eines weisen Mannes (W. v. Humboldt) uns eine Stütze sein für unsere Todes- und Lebensphilosophie; er sagt einmal: „Ich habe nie die mindeste Furcht vor dem Tode gehabt, er wäre mir in jedem Augenblicke willkommen. Ich sehe ihn als das an, was er ist, die natürliche Entwicklung des Lebens, einen der Punkte, wo das unter gewissen endlichen Bedingungen geläuterte und schon gehobene menschliche Dasein in andere befriedigendere und erhellendere gelangen soll. Was menschlich ist, in dem Ausbildungsgange

des Lebens liegt, was alle Menschen miteinander teilen, das kann der irgend Weise nicht fürchten, er muß es vielmehr begünstigen und lieben, gleichsam mit Wißbegierde, solange die Besinnung ihm beiwohnt, auf den Übergang achten, versuchen, wie lange er das fliehende Hier noch zu halten vermag. Ich hörte bisweilen sagen, der Tod müsse gewiß von einem wohltätigen und angenehmen Gefühl begleitet sein, und das ist mir selbst, wenn auch manchmal das Gegenteil stattzufinden scheint, glaublich. Die Schmerzen pflegen zu weichen, alle Unruhe sich zu legen, und fast immer haben Tote, ehe die Züge entstellt und verzogen werden, etwas Ruhiges, Friedfertiges, selbst oft Erhebendes und Verklärtes." — Und zu diesen Weisen möge Goethe, der große Heide, sich gesellen, der am Ende seines Lebens, an dem er mit der gewaltigen sinnlichen Kraft des Weltkindes hing, einmal zu Eckermann sagte: „Wenn einer fünfundsiebzig Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denkt. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet." Verfolgt man die Gedanken dieser klugen Männer in ihren letzten Folgerungen weiter, so kann man schließlich sagen: „Nicht der Geist verläßt den Körper, sondern der Körper, welcher der Abnahme und dem Tode vermöge seiner Materie unterworfen ist, verläßt den Geist." Das war denn auch wohl die Meinung der Frau Rat; bei ihr war der Wille zum Glück Sieger über den Tod und seine Schrecken.

Sie hatte das ganze Leben als ein harmonisches Kunstwerk des Glückes gestaltet, auch der Tod fügte bei ihr in dieses Kunstwerk sich ein. Als sie den Tod näher kommen sah, traf die lebensfrohe Frau alle Vorbereitungen für ihr Leichenbegängnis in fröhlicher Gelassenheit. Selbst über den Wein und die Bretzeln und die Rosinen im Kuchen gab sie ihre Vorschriften. Und köstlich, aber bezeichnend für die große Lebenskünstlerin ist die Anekdote Bettinens, die Frau Rat sei noch am letzten Tage ihres irdischen Wallens zu einer Gesellschaft geladen und habe geantwortet, sie lasse sich entschuldigen, sie müsse alleweil sterben.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Glück und Liebe

Daß in einem besonderen Kapitel von Glück und Liebe gehandelt wird, dürfte fast unnötig erscheinen. Denn ganze Abschnitte dieses Buches sind von den Glücksempfindungen durchzogen, welche in der Liebe ihren Ausgangspunkt haben. Wie könnte das auch anders sein, wenn von Glück und Frauen, Glück und Familie, Glück und Glaube, Glück und Leid sowie Glück und Tod und von anderen Dingen gesprochen wird, bei denen im Austausch von Freude und Schmerz die Liebe einen starken Glückseinschlag bildet!

Deshalb wird hier nicht die Rede sein von der ersten Liebe goldenen Zeit, da der Wunsch, daß die schöne Zeit der jungen Liebe ewig grünen bliebe, schon auf die rasche Vergänglichkeit solchen Glückes hinweist, auch von Gattenliebe und Eheglück und vom Glück des Menschentrostes in Not und Leid und Tod wird hier nicht die Rede sein.

Durchzöge dieses Glücksbuch nicht von seinem Anbeginne überall der Geist der Liebe, so wäre es wie „ein tönendes Erz und eine klingende Schelle". Und enthielte dieses Buch noch so viele Prophezeiungen des Glücks, hätte es versucht, in alle Geheimnisse und Erkenntnisse des Glücks einzudringen, und hätte die Liebe nicht die Richtlinien gezogen, so wäre es einem Nichts gleichzuachten. Denn alles, was zum Glück des menschlichen Empfindens gehört, hat an der Liebe teil. Geduld und Güte, die schöne Gemüts-

verfassung, der jeglicher Neid fern liegt, die Demut, das Vermeiden verletzenden Benehmens, die Selbstlosigkeit, die Kraft, sich nicht erbittern zu lassen, das Böse nicht nachzutragen und sich über das Unrecht nicht zu freuen, und die Gabe an Gerechtigkeit und Wahrheit Freude zu empfinden, die Kunst, zu entschuldigen und zu verzeihen, und die Zuversicht des Glaubens und Hoffens, alles das ist eng verbunden mit der Liebe und würde ohne sie kraft- und saftlos sein. Das haben die bisherigen Kapitel überall gezeigt. —

Hier aber handelt es sich um die pflicht- und werktätige Liebe, die im gewaltigen Kriege uns überall umgeben, erfüllt und gestärkt und vor Verzagtheit aufrecht erhalten und zusammengeführt hat zu einer Einmütigkeit nicht nur der Vaterlands-, sondern auch der Nächstenliebe, welche die deutsche Welt geradezu zu einem Wettkampfplatze der Liebe gemacht hat, welche mancher irren Barke Kiel als führender Stern geleitet und wie ein Zauberschlüssel die Menschenherzen erschlossen hat, daß in sie trotz aller Kriegessorgen doch auch Strahlen des Glücks erwärmend fielen.

Wie hat die Liebe in dieser großen Zeit sich mit starkem Pflichtgefühl in die Arbeit geteilt! Wenn da draußen die Krieger dahinsanken im Kampfe fürs Vaterland, da kam man sich daheim so armselig vor in all seinen Empfindungen und in der alltäglichen Erfüllung kleinlicher und schaler Pflichten. Man wäre am liebsten auch in opfermutiger Liebe hinausgezogen, um mitzuhelfen, mitzuleiden, wenn's sein mußte, mitzusterben in dieser ernsten Zeit der Forderungen nach Pflicht- und Liebestaten.

Da aber nicht jeder an der Front zu stehen vermochte,

so setzten die Herzen daheim in werktätiger Liebe sich bereit zur Heilung und Pflege der Wunden, zur Linderung der Not, zur Stärkung der Volksgenossen vorm Feinde.

Wie diese Liebestätigkeit besonders zur Festzeit sich in Bewegung gesetzt, wer hat das nicht mit Bewunderung geschaut. Was wurde da alles von erfindungsreicher Liebe ersonnen, von fleißigen Händen besorgt, um Zeichen innigen Gedenkens zu spenden den Lieben an bestürmter Grenze, auf den unermeßlichen Schlachtfeldern und auf den Meeren um Europa. Und wie viele ungezählte Briefe gingen hin und wieder, kündeten werktätige Liebe an und brachten den Dank für sie zurück. Und die ganze deutsche Kinderwelt arbeitete mit in diesem überquellenden Geiste der Liebe. Es sind das wahrlich kostbare Schätze, welche die harte Zeit aus der Tiefe der deutschen Herzen geholt hat, und wie viele Weihnachtsbäume, auch dicht vorm Feinde, leuchteten ins Hochland der Pflicht und der Liebe, in das die Sterne vom Himmel schienen, zu dem wie auf goldner Leiter Liebe auf- und niedersteigt.

Ihre schönsten Blüten hat diese Liebe in Wohltat gezeitigt, die in der Stille rein erwiesen wurde ohne lautes Gebaren, ohne daß jemand darum wußte als Geber und Empfänger. Wer in den Weihnachtstagen, wer in der Osterzeit einmal unter denen gestanden, die ihre Pakete und Päckchen der Post brachten, und wer die Mienen derer geprüft hat, die dort standen, der hat es sehen können, wie viel Liebe aus den Herzen in die Augen und Mienen der Geber ausstrahlte, wie viel seliger Geben denn Nehmen macht und wie viel Glück mit solchem Tun sich verbindete. Wenn Gott einen freudigen Geber lieb hat, wir können

sicher sein, im Himmel ist große Freude gewesen über das deutsche Volk und seine Art, zu lieben und das Letzte und Beste zu spenden mit liebevollen Händen. Und wie oft mögen dieselben Hände sich gefaltet haben zum Gebet und wie innig mag die schenkende Macht der Liebe mit ihrer betenden Kraft sich vereinigt haben, um unser Volk stark zu machen in der Einigkeit des Herzens.

Wir wollen uns nicht erheben, uns nicht pharisäisch über andere Völker stellen; aber das unheimlich schwarze Schaffen des Hasses ist in unserem Volke nicht zu finden gewesen, wie wir es bei unseren Feinden sich haben äußern hören. Das französische Volk und auch das englische Volk war doch oftmals vor Haß wie trunken, vom Wahnsinn des Hasses so ergriffen, daß die gesunde Vernunft erstickt zu sein schien in einem Maße, daß man den deutschen Gegner nur als feig, verbrecherisch, barbarisch bezeichnete und die Deutschen Mörder und Hunnen nannte. Kein Vergehen war schwer genug, das man uns nicht zur Last legte, keine Verleumdung gab's, mit der man uns nicht bedachte. Solche Angriffe haben uns mehr geschadet als die von Flinten und Kanonen. Denn der grenzenlose Haß unserer Gegner schreckte nicht zurück vor unerträglichen Beschimpfungen des Deutschen Kaisers und des deutschen Volkes.

Auch bei uns sind im Anfang des Krieges einzelne Äußerungen des Hasses laut geworden, als so plötzlich das furchtbare Unglück von allen Seiten über uns hereinbrach. Aber nicht lange hat's gedauert, da wandte sich unser Volk gegen diese Stimmen des Hasses, und — wir wollen's nicht vergessen — gerade an unserer Front wehrte man sich gegen solche Ausbrüche, die des deutschen Namens wie der

deutschen Seele unwürdig waren. Das schöne Dichterwort behielt sein Recht:

Und blitzt der Haß die Welt entlang,
So wandelt sicher den alten Gang
Hoch über den Wolken die Liebe.

Nicht zwar die Liebe zu unsern Feinden, die unangebracht gewesen wäre; aber die Liebe zu allem, was uns nahe steht und uns heilig ist, übertönte die Stimmen des Hasses, weil wir die Empfindung hatten, daß diese Liebe als Quell der Begeisterung und der Heldentaten wertvoller ist als aller Haß und daß sie als Himmelstau uns allezeit kräftigen wird zu einem Glück, das uns den Sieg bringen muß, weil die Liebe die Welt überwindet.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Suchen und Finden

Die Glücksschau ist vorüber. Alles Glück ist's ja nicht und kann es nicht sein, was auf Erden geboten wird, sondern nur Stückwerk, je nachdem man diesem oder jenem Lebensverhältnis oder Lebensproblem, diesem oder jenem Menschen, dieser oder jener Menschengruppe sich in freundlicher Empfänglichkeit zuzuwenden weiß. Was auf Erden Stückwerk ist, mag später einmal, wenn die Zeit des Glaubens und Hoffens vorüber ist, als Ganzes geschaut werden. Jedenfalls ist es gut, sich beizeiten zu üben in der schönen Kunst, Brosamen zu sammeln, die vom Tische des Glücks fallen, der nicht voll Speise und Trank irdischen Wertes steht, sondern in der Höhe einer idealen Welt thront, die mit kräftigeren Werten uns ausrüstet. Beizeiten! Damit's nicht zu spät wird und Geibels Worte in ihr Wahrheitsrecht treten:

Das ist das alte Lied und Leid,
Daß die Erkenntnis erst gedeiht,
Wenn Mut und Kraft verrauchen.
Die Jugend kann, das Alter weiß;
Du kaufst nur um des Lebens Preis
Die Kunst, das Leben recht zu brauchen.

Es hätten nun ja noch viele andere Brosamen gesammelt werden können, die vom Glückstische fallen; aber sie sind so zahlreich, daß sie alle doch nicht Raum gefunden hätten in der engen Hülle eines bescheidenen Buches. Darauf kam

es aber auch gar nicht an, alle die kleinen und kleinsten Glückskörner und Glückskeime hier einzuheimsen, sondern auf die Kunst des richtigen Suchens und glückhaften Findens. Diese Kunst wird gefördert und gesteigert, unser suchendes Auge wird geschärft durch die Lebensauffassung, die uns beim Suchen die Richtung gibt. Und die ergiebigste Lebensauffassung fürs Glück wird doch immer die sein, die überzeugt ist, daß unsere sittlichen Grundsätze nicht der Erfahrung entstammen, wiewohl sie von ihr veranlaßt und gestärkt werden, sondern daß sie entsprungen sind aus dem Bewußtsein unbedingt verpflichtender Ideale und daß der letzte Grund für den Inhalt alles Seins und Geschehens in der Idee des Guten liegt, welche Grund und Zweck der Welt ist und das einzige, was von dauerndem Wert und immer wiederkehrender Wirkungskraft in unserer Erdenwelt ist. Und die Kunst, Glück zu suchen und zu finden, wird verfeinert werden, wenn wir der einen Überzeugung die andere zugesellen, daß die Begriffe des Guten und der Lust, des Guten und des Glücks eng verbunden sind, daß das Gute und das Glück untrennbar sind. Denn worin bestände wohl der Wert oder die Güte eines Gutes, das ewigen Wert besitzen soll, wenn wir es außer aller Beziehung zu einem Geiste denken wollten, der Freude daran haben könnte und Glück davon genießt? Wer in dieser Überzeugung den Willen hat, Glück zu suchen, wird Mittel und Wege genug haben, es zu finden. Und der beste Weg ist, in der Gegenwart mit offenem Auge zu suchen und zu entdecken. Mit dem Glück ist's wie mit den Blumen; an jedem Wege stehen sie, nur wissen wenige sie zum Strauß und Kranz zu binden. Der Schwache lebt mit Behagen

nur in Vergangenheit und Zukunft, gefangen in wehmütigen Erinnerungen an Verlorenes oder in rosigen Hoffnungen auf nicht Vorhandenes. Ruinen und Luftschlösser sind seiner Seele Lieblingsaufenthalt. Der Starke steht fest in der Gegenwart; seine Kraft wurzelt in der Vergangenheit und zieht aus ihr bodenständige Nahrung; er freut sich zugleich der Zukunft, wie der Sämann, der mit festem Schritt aus sicherer Hand seine Saat ausstreut und auf Sonne und Regen vertraut, die sie zum Keimen und zu Wachstum bringen. Enttäuschungen und Hoffnungen schwächen nicht seine selbstbewußte Kraft, die auch das Ungewisse zielbewußt zu bändigen weiß. Zu bändigen auch die Hindernisse, die seinem Glück entgegenstehen. Das war auch der Frau Aja lebens- und glücksfroher Grundsatz: „Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist und daß die Sonne im Oktober nicht so warm macht wie im Julius; nur das Gegenwärtige gebraucht und gar nicht daran gedacht, daß es anders sein könnte, so kommt man am besten durch die Welt.“ Und ihr großer Sohn hat mit Mutterwitz und Sohneskunst dieselbe Glückslehre uns gegeben:

Willst du dir ein gutes Leben zimmern,
Mußt dich ums Vergangene nicht bekümmern,
Das Wenigste muß dich verdrießen,
Mußt die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

Schriften von Dr. Adolf Matthias

Wirklichem Geheimen Oberregierungsrat

Bismarck / Sein Leben und sein Werk

Mit 4 Bildnissen — 3. Auflage (7. bis 10. Tausend)

In Leinwand gebunden M 5.—, in Liebhaberhalbfranz M 7.50

„Wer sich unbefangenen Herzens und Sinnes der kundigen Führung des Verfassers anvertraut und die behagliche Wärme seines persönlichen Anteils, der Empfindung wie der Phantasie, an der mächtigen, einzigartigen Persönlichkeit unseres Nationalhelden gern auf sich wirken läßt, wird diese Lebensbeschreibung nicht ohne innere Befriedigung aus der Hand legen. Sie bringt seine Heroengestalt zur beglückenden, erhellenden, erwärmenden Wirkung und verewigt seine geschichtlichen Taten, indem sie ihnen eine Form gibt, in der jene rätselhaften, geheimnisvollen Kräfte deutlich sichtbar werden, die sie hervorbrachten und vollendeten. Dazu der Reiz einer ansprechenden Schreibweise, einer ausgereiften, kraftvollen, männlichen Darstellungskunst . . . . Daß endlich auch der riesige Stoff von des Verfassers geschickter Hand treffliche Gliederung erfahren hat, klug, klar und übersichtlich geordnet ist, bedarf kaum der Erwähnung." Sokrates. — „Fast könnte man diese Biographie eine Selbstbiographie nennen, die die Sprache und den Stil des großen Mannes selber spricht als Träger seines Wesens, seines Denkens, Fühlens und Wirkens. Sie wird es leicht haben zu einem deutschen Hausbuch zu werden." Westermanns Monatshefte.

Meine Kriegserinnerungen

Blätter aus der Werdezeit von Kaiser und Reich

3. Auflage (6. und 7. Tausend). In Leinwand gebunden M 3.—

„Das ist ein Trunk aus frischem Quellwasser. Hier spricht zu uns ein Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, und einer, der die Kunst des Erzählens beherrscht. Es heißt einmal in dem Buch: ‚Die schönste Gabe, die einem die Mutter mit auf den Weg des Lebens gegeben hat, ist ein glücklicher Humor.' Und diesen spürt man fast auf jeder Seite, nicht etwa in anekdotenhaften Schilderungen, sondern in der Heiterkeit des Herzens, die über dem Ganzen liegt. Es ist ein herzerquickendes und herzstählendes Buch für jedermann." Professor Dr. Alfred Biese (Koblenzer Zeitung).

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Schriften von Dr. Adolf Matthias

Wirklichem Geheimen Oberregierungsrat

Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?

10., vermehrte Auflage In Leinwand gebunden M 4.—

Frankfurter Zeitung: „Durch einen lebhaften Stil, glückliche Formulierung, sowie viel eigene Beobachtung und Auffassung ausgezeichnet, kann das Buch heute, nachdem es durch die Reihe der Auflagen auf viele bedeutsame Anregungen hin um mehrere neue Kapitel bereichert wurde, nach kaum zwanzig Jahren auf seine zehnte, wiederum stark vermehrte Auflage, stolz sein. Den Forderungen der Gegenwart entsprechend hat Matthias in die zwanglose und doch durch ein stark persönliches Band zusammengehaltene Folge der Aufsätze ein neues Kapitel ‚Benjamins Vaterlandsliebe' aufgenommen; das Kapitel ‚Was soll Benjamin lesen?' hat er stark bereichert und hier beachtenswerte Winke für die Auswahl einer zweckmäßigen Lektüre geboten. Das liebenswürdige Buch darf erneut der Beachtung pädagogischer Kreise und des deutschen Elternhauses, für das es vor allem bestimmt ist, sicher sein."

Praktische Pädagogik

für höhere Lehranstalten

3., umgearbeitete und vermehrte Auflage

1908. Geheftet M 5.—, in Leinwand gebunden M 6.—

(Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, herausgegeben von Dr. A. Baumeister. II. Band, 2. Abt., 1. Hälfte.)

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

August Sperl / Lebensfragen

Aus den hinterlassenen Papieren eines Denkers

3. Auflage. Gebunden M 4.—

„Es ist viel, aber nicht zu viel behauptet, daß diese väterlichen Worte zum Besten gehören, was je das Alter zur Jugend gesagt hat.“ Christliche Welt. — „Wem seinerzeit die drei Bände ‚Glück‘ von Hilty zu ernstem Denken Anregung gegeben haben, der wird auch dies Buch gern lesen. Es gibt kaum eine Frage des Charakters, der Selbsterziehung, des Studiums, die hier nicht aus der klaren, fast stoischen Ruhe des Alters heraus behandelt wird.“ Die Hilfe.

Robert Saitschick

Professor an der Hochschule in Zürich

Der Mensch und sein Ziel

Eine Lebensphilosophie ohne Umwege

344 Seiten 8°. In Leinwand gebunden M 6.—, in Leder M 8.—

„Ausgehend vom Rätsel des Lebens, von der Minotaurusnatur des Menschen, vom Grundübel der im Leben liegenden Schuld, vom Konfliktstoffe, der das Zusammenleben bedrohlich häuft, stellt Saitschick die gebieterische Frage wirklichster Wirklichkeit: ‚Wie sollen wir unsere inneren Widersprüche lösen?‘ Die Frage zu beantworten, geht er nahe und näher an die Schattenseiten des Lebens heran. Feiten Blickes jagt er die Schatten auf, die am Lebenswege finster hocken, die Unwahrhaftigkeit in ihrer schillernden Mannigfaltigkeit, den sich allenthalben einnistenden Neid, den Zorn, der den Kopf umnebelt. Mit fester Hand geht er zu Leibe dem Asketen im Namen konzentrierter Vergänglichkeit, dem Geiz, der Genuß- und Sinnenlust, der Trägheit, auch der der ‚goldenen Mitte‘, dem Dämon der Zwietracht und dem Stolz und der Selbstüberhebung. Fernab von allem Moralisieren platter und feinster Art, frei vom Banne leidenschaftlicher Abstraktion, ist sein Wort so unaufdringlich, so eindringlich, daß man weiter nicht nach Begründung verlangt; denn ‚wo die sittliche Kraft herrscht, dort ist die Belehrung darüber im Grunde überflüssig‘.“ Preuß. Jahrb.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Frau Pauline Brater

Lebensbild einer deutschen Frau

Von **Agnes Sapper**

13. Auflage. In Leinwand gebunden M 4.—

„Ich las und von Seite zu Seite stimmte ich herzlicher zu. Das deutsche Volk kann nicht leicht zu viele solcher Bilder haben, die geborene Vorbilder sind." A. Wilbrandt (Vossische Zeitung). — „Wir haben es hier mit einem urgesunden Werke zu tun, das ein ideales Erziehungsbuch für unsere heranwachsenden Mädchen ist." Blätter für Bücherfreunde. — „Es gibt Bücher, die ein Stück Leben bedeuten, und zu ihnen gehört diese Lebensgeschichte". Frankfurter Zeitung.

William Cobbett

Guter Rat für junge Leute

Übersetzt von August Schuster

Leicht gebunden M 1.60

Inhalt: 1. An einen Jüngling — 2. An ein jungen Mann — 3. An einen Liebenden — 4. An einen Ehemann

„Dieses originelle Buch, aus dem Leben fürs Leben, ist nicht mit Tinte, sondern mit warmem Blut geschrieben. Kein Gelehrter hat es verfaßt, sondern ein Mann, der sich durch eigene Kraft aus einer abenteuerlichen Jugend zu einer tüchtigen Lebensstellung durchgearbeitet hat. Aus der Ferne klingt sein Wort — er lebte um die Wende des '8. und 19. Jahrhunderts —, aber urlebendig klingt es, zeigend, daß das Tüchtige für uns Menschen das ewig Moderne ist; — hier ist ‚Guter Rat' nicht teuer — er kostet nur 1 Mark 60." Karlsruher Zeitung.

Gerhard Bartels / Freie Menschen

Briefe an einen Primaner

2. Abdruck (3. und 4. Tausend) Gebunden M 1.40

„Diese feinsinnigen, geistvollen Briefe sind Kabinettstücke in ihrer Art. Alte und Junge werden das Büchlein mit gleichem Genuß lesen. Vor allem aber bitte ich unter der reiferen Jugend für weite Verbreitung zu sorgen." Oberlehrer Schubert (Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen).

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München